Staatliche Bibliothek
Regensburg

4° Hist. pal. 97 r
(2

4° Hist. 97. r.
pol
(2

Reiſe
nach
Oſtindien und China,
auf
Befehl des Königs unternommen
vom Jahr 1774 bis 1781.

von

Herrn Sonnerat,
Kommiſſär beym Seeweſen, penſionirten Naturforſcher des Königs, Korreſpondenten des Königlichen Naturkabinets, und der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, auch Mitgliede der Akademie zu Lyon.

Zweyter Band.

Mit Kupfern.

Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Kompagnie. 1783.

Verzeichniß

derjenigen S. T. Pl. H. H. welche dieſes Werk durch Vorſchuß begünſtigt haben.

Das Adreß⸗ und Zeitungs⸗Comptoir (Kaiſerl. privilegirte) in Hamburg. 2 Ex.

Hr. Andreä in Frankfurt, Buchhdlr. 2 Ex.

— Benigni (Carl v.) in Müldenberg, K. K. Hof⸗Agent in Wien.

— Bentz Phil. Ad. in Augſpurg.

Die Bibliothek (Königl.) in Göttingen.

Hr. Birkner (H. von) in Wien.

— Bloch in Berlin, M. D.

— Böhme in Leipzig, Buchhdlr. 2 Ex.

— Bohn in Hamburg, Buchhdlr. 3 Ex.

— Brönner in Frankfurt am Mayn, Buchhdlr. 2 Ex.

— Cotta in Tübingen, Buchhdlr. 2 Ex.

— Cruſius in Leipzig, Buchhdlr. 4. Ex.

— Decker von Baſel, Königl. Hofbuchdrucker in Berlin.

— Dietrich in Göttingen, Buchhdlr. 2 Ex.

— Droop Joh. Friedrich in Hamburg.

Die Dyckiſche Buchhandl. in Leipzig. 6 Ex.

Hr. Engelſchall (E. G.) zu Voigtsberg in Oelsnitz. Kammerkommiſſär und Amts-
ſteureinnehmer.

— Eſcher in Zürich, Freyhauptmann.

— Eßlinger in Frankfurt, Buchhdlr. 3 Ex.

— Falke, jünger, in Hannover, Hofrath.

— Fleiſcher in Frankfurt am Mayn, Buchhdlr. 2 Ex.

— Frey und Peſtalozzi in Zürich, Handelsherren.

— Füßli in Zürich, Buchhdlr. 4 Ex.

— Garbe in Frankfurt, Buchhdlr. 2 Ex.

— Gebauer in Halle, Buchhdlr.

— Genſelmayer in Herrmannſtadt, Buchhdlr. 2 Ex.

Die Geſellſchaft (phyſikaliſche) in Zürich.

Hr. Geßner in Zürich, M. D. und Kanonikus.

— Gleichen (Baron v.) genannt Rusworn.

— Grattenauer in Nürnberg, Buchhdlr.

— Grechtler (Freyherr v.) in Wien, General Major.

— Gries in Altona, Königl. Däniſcher Etats-Rath.

— Hahn in Hannover, geheimer Kanzley-Sekretär.

— Hartl in Wien, Buchhdlr.

— Haueiſen in Anſpach, Commercien-Commiſſar und Hofbuchhdlr.

— Heiſe, Joh. Ludw. Barthold, in Hamburg.

— Hellwing, Gebrüdere, in Hannover, Königl. Hofbuchhdlr.

Hr. Hensler in Altona, Königl. Däniſcher Leibmedikus.

— Herolds Wittwe in Hamburg, Buchhdlr. 6 Ex.

— Herrmann in Frankfurt, Buchhdlr. 2 Ex.

— Hertel in Leipzig, Buchhdlr. 2 Ex.

— Heß (Joh. Rud.) in Zürich, Landſchreiber.

— Heſſe in Berlin, Buchhdlr.

— Hilſcher in Leipzig, Buchhdlr.

— Hirzel in Zürich, Statthalter.

— Hofmann in Hamburg, Buchhdlr. 3 Ex.

— — — Wittwe und Erben in Weimar, Buchhdlr. 2 Ex.

— Junius in Leipzig, Buchhdlr. 3 Ex.

— Kletts Wittwe und Frank in Augſpurg, Buchhdlr. 4 Ex.

— Körber in Berlin, Kriegsrath.

— Korn, älter, in Breslau, Buchhdlr. 4 Ex.

— Kra'k in Emden.

— Krünitz in Berlin, Doktor.

— Kummer in Leipzig, Buchhdlr.

— Lange in Berlin, Buchhdlr. 2 Ex.

— Leeſenberg (Theod. Gottl.) in Hamburg.

Die Leſebibliothek (Heitziſche) in Zürich.

Hr. Maurer in Schaffhauſen, franzöſ. Prediger.

— — — in Zürich, Lehrer an der Realſchule.

— Metzler in Stuttgart, Buchhdlr. 4 Ex.

Hr. Meyer in Breslau, Buchhdlr. 3 Ex.

— — — in Zürich.

— Mohrmann (Johannes), in Hamburg.

— Nicolai in Berlin, Buchhdlr. 6 Ex.

— Niederhuber in München, Freyherrl. Rechbergiſcher Sekretär.

— Orell, Bürgermeiſter der Republik Zürich.

— — — in Zürich, General-Adjutant.

— Poemer in Anſpach, Kammerherr und Rittmeiſter von der Garde dû Korps.

— Probſt (Hr. v.) in Wien.

— Rahn von Zürich, Landvogt auf Kyburg.

Die Realſchulbuchhandlung in Berlin.

Hr. Rodalz (Johann Heinrich) in Hamburg.

— Römer in Zürich, Major.

— Rothe in Coppenhagen, Buchhdlr. 2. Ex.

— Schinz von Zürich, Pfarrer zu Altſtetten.

— Schwan in Mannheim, Buchhdlr. 3 Ex.

— Serini in Baſel, Buchhdlr.

— Specken (Arnold thor) in Hamburg.

— Sprecher (Ant. Herkules v.) für die Leſgeſellſchaft in Bündten.

— Stage in Augſpurg, Buchhdlr.

— Stahn in Glogau, Ober Amts-Regierungsrath.

— Stettin in Ulm, Buchhdlr. 2 Ex.

— Tobler von Zürich, Kämmerer und Pfarrer zu Stallikon.

Hr. Treuttel in Straßburg, Buchhdlr. 2 Ex.

— Tſchudi von Glarus in Solothurn.

— Türk (Baron v.) in Anſpach, geheimer Rath, Oberhofmeiſter und Lotto-Generaldirektor.

— Vandenhöcks-Wittwe in Göttingen, Buchhdlr. 4 Ex.

Hr. Vogel in Zürich, Baumeiſter.

— Uſteri, Hauptmann, in Zürich.

— — — jgr. daſelbſt.

Die Waiſenhaus-Buchhandlung in Halle.

Hr. Walthers ſel. Söhne in Dresden, Hofbuchhandl. 2 Ex.

— Walliſer und Korn in Clagenfurth, Buchhdlere. 3 Ex.

— Wegeli, Prof. in St. Gallen.

— Weidemanns Erben und Reich in Leipzig, Buchhdlr. 2 Ex.

— Weigel und Schneider in Nürnberg, Kunſt und Buchhdlere.

— Weiß in Zürich, Hauptmann.

— Welſer (Paul Carl v.) in Nürnberg, des geheimen Raths. ꝛc ꝛc.

— Wildczeck (Graf v.) geheimer Staatsrath, Kämmerer, bevollmächtigter Miniſter Sr. K. K. Maj. in der öſtreichiſchen Lombardey, ꝛc. ꝛc in Mayland.

Vorrede des Verfaſſers.

Die Schwierigkeit, alle in dieſem Bande enthaltenen Materien in eine ſchickliche Ordnung zu bringen, hat mich veranlaßt, jeden Theil derſelben beſonders abzuhandeln.

Das erſte Kapitel enthält Nachrichten über die Künſte und Wiſſenſchaften der Chineſer, auch etwas über ihre Sitten.

Im folgenden Kapitel gebe ich einen Abriß von den in beyden Königreichen Ava und Pegu ſeit einem Jahrhundert vorgefallenen Staatsveränderungen; von den Sitten der Peguaner, und ihrem Handel mit den europäiſchen Nationen. Dieſes Kapitel wird dadurch um ſo viel wichtiger, weil es Nachrichten von zweyen bisher noch ziemlich unbekannten Ländern liefert, die noch kein Reiſebeſchreiber hinlänglich unterſucht hat.

Die Inſel Madagaſkar liegt viel zu nahe an unſern Kolonien jenſeits des Vorgebürgs der guten Hoffnung, als daß ſie nicht unſre ganze Aufmerkſamkeit verdienen ſollte. Das von derſelben handelnde Kapitel beſchreibt die Sitten, Gebräuche, und Künſte der Bewohner dieſer groſſen Inſel, und die ſüdlichen Provinzen derſelben.

Die kurzen Nachrichten, welche ich von dem Vorgebürge der guten Hoffnung, von den Inſeln France und Bourbon, von den Maldiven, von Zeylon, Malakka, von den Philippinen und Molukken gebe, ſind zwar an ſich ſelbſt nicht ſehr erheblich, werden aber dadurch etwas wichtiger, weil ich wahre Thatſachen anführe.

Nach dieſen folgt eine Tabelle über die Fahrt des Schiffes, auf welchem ich die Reiſe machte; über die Winde, und andre zur Schiffahrt dienende Beobachtungen. Dieſen habe ich einige Anmerkungen beygefügt, worin man die Aufnahme (les relévemens) verſchiedner Ländereyen, ihre Lage, die Berichtigungen welche darüber nöthig ſind, und die Beobachtungen der Länge, wo man dergleichen anſtellen konnte, finden wird.

Endlich beſchlieſſe ich das Werk mit genauen Beſchreibungen einiger neuer Gegenſtände aus der Naturgeſchichte. Dieſe ſind in drey Abſchnitte eingetheilt, und enthalten die vierfüßigen Thiere, die Vögel, und die Pflanzen.

Inhalt
der in dieſem Bande enthaltenen Kapitel.

Viertes Buch. Beobachtungen über China, über das Königreich Pegu, über Madagaſkar, die Inſeln France und Bourbon, das Vorgebürge der guten Hoffnung, die Maldiven, Zeylon, Malakka, die Philippinen und Molukken.

I. Kapitel.	Von China.	Seite	3
II. Kapitel.	Von Pegu.	—	33
III. Kapitel.	Von der Inſel Madagaſkar.	—	46
IV. Kapitel.	Von den Inſeln France und Bourbon.	—	65
V. Kapitel.	Von dem Vorgebürge der guten Hoffnung.	—	73
VI. Kapitel.	Von der Inſel Zeylon, von den Maldiven und von Malakka.	—	76
VII. Kapitel.	Von den Philippinen und Molukken.	—	84
VIII. Kapitel.	Tagebuch einer Reiſe nach den Molukken.	—	99

Fünftes Buch. Neuentdeckte Gegenſtände aus der Naturgeſchichte.

I. Abſchnitt.	Von den vierfüßigen Thieren.	—	107
II. Abſchnitt.	Von den Vögeln.	—	116
III. Abſchnitt.	Von den Pflanzen.	—	174

Reiſe
nach
Oſtindien und China.

Viertes Buch.

Bemerkungen über China, über das Königreich Pegu, über Madagaſkar, die Inſeln France und Bourbon, über das Vorgebürg der guten Hoffnung, über Zeylon, die Maldiviſchen Inſeln, Malakka, die Philippinen und die Molukken.

Erſtes Kapitel.
Von China.

Schon bey der bloßen Ueberſchrift dieſes Kapitels vermuthet der Leſer ohne Zweifel entweder eine eckelhafte Wiederkäuung veralteter Lobſprüche, oder eine Reihe von Wahrheiten auf zuverläßige Thatſachen gegründet. In der That, ein Volk, das man nie anders, als mit einer gewißen Ehrfurcht nennt; deßen Geſetze man überall zu preiſen, ſo wie ſeine Sitten zu bewundern gewohnt iſt; ein ſolches Volk verdient mehr als jedes andre die Aufmerkſamkeit des Beobachters, und das Studium des Philoſophen.

Europa hat das viertauſend Meilen von ſich entlegene China meiſt nur durch die erbaulichen Nachrichten der chriſtlichen Miſſionare kennen gelernt. Dieſe Leute, die entweder aus Eifer, abgöttiſchen Nationen zur ewigen Seligkeit zu verhelfen — oder aus ungeſtümmer Neugierde in unbekannte Länder zu wandern und daſelbſt fürchterliche Wahrheiten zu predigen — Vaterland, Freunde, und alle Bequemlichkeiten des Le-

bens verließen, waren eben nicht allemal von eigennützigen Abſichten ganz und gar frey. Der Kitzel der Ruhmſucht; die Ehre ihren Landsleuten unerhörte Nachrichten, Schilderungen eines der höchſten Bewunderung würdigen Volkes zu liefern, war ihnen Belohnung und Erſatz für alle die Ungemächlichkeiten und Verfolgungen, denen ſie ſich durch ſolche Reiſen ausſetzten. Nebſt dem waren es bekanntlich Leute, deren Kenntniſſe ſich meiſt nur auf die unnützen Wortklaubereyen der Schultheologie einſchränkten, und (woran uns in gegenwärtigem Fall am meiſten gelegen iſt), auf ſolche moraliſche Grundſätze, deren Quelle bloß in den Geſetzen des Evangeliums und der Offenbarung liegt.

Dieſe Vorwürfe paſſen indeſſen auf die Jeſuiten nicht. Dieſelben hatten ganz andre Abſichten, wenn ſie uns die Chineſer in dem vortheilhafteſten Lichte und mit den lebhafteſten Farben ſchilderten. Dieſer ſtets unvergeßliche Orden hatte das Geheimniß ausgefunden, in ſeinem Betragen die Extremen ſelbſt zu vereinbaren. Mit dem Außenſchein einer muſterhaften Lebensart, mit einer zärtlichen und affektvollen Andacht, mit eifriger Betreibung der Wiſſenſchaften, wußte derſelbe eine biegſame für die anſcheinenden Bekehrungen höchſtbequeme Sittenlehre, eine tiefe Staatsklugheit, welche durch jede neue Unternehmung ihren eignen Ruhm mehr empor hob, und jene zuſammenſtimmende Anſtrengung aller Mittel zu verbinden, die tüchtig waren, ſich den ganzen Erdball unterwürfig zu machen. Da dieſe Mönche die Welt nicht durch die Gewalt der Waffen erobern konnten, wollten ſie dieſelbe im Namen Gottes beherrſchen; darum predigten ſie ohne Unterlaß den Vortheil der Theokratien, unter deren Maske ſie ihren heiligen Deſpotismus zu verbergen, und über alle Völker zu verbreiten ſuchten.

Da ihnen die Regierungsform von China zur Grundlage ihres eignen Syſtems dienen ſollte, mußten ſie den Deſpoten dieſes Volks als einen Fürſten vorſtellen, der eine heilige und unumſchränkte Gewalt über ein unzählbares Volk hat; der ſeine Politik und ſeine Befehle in einem demſelben undurchdringlichen Schleyer verhüllt hält: Zugleich aber die Chineſer als ſanfte, gutherzige, glückliche, und unter der Leitung eines ſolchen Vaters vollkommen zufriedene Menſchen ſchildern; als eine Nation, die in Ackerbau, Handel und Künſten ſehr erfahren iſt; durch weiſe Geſetze regiert wird, und überhaupt ſich in einer ſo vortrefflichen moraliſchen und bürgerlichen Verfaßung befindet, nach welcher alle Völker geitzen ſollten.

Ihre Nachrichten kündigten uns Unternehmungen an, deren ausgebreiteter Umfang

den menſchlichen Verſtand zur äußerſten Bewunderung hinreißt. Kaum haben wir eine einzige allgemeine Geſchichte unſers eignen Vaterlandes; und man verſpricht uns eine von dem Chineſiſchen Reiche, die ein Jeſuit in jenem Lande ſelbſt aus der Originalſprache überſeẓt zu haben ſich rühmet. Dieſe Vorſicht iſt ohne Zweifel bewundernswürdig, und entdeckt eine Tiefe von erſtaunlichen Ausſichten; weil die Geſchichte eine von der Vernunft ſelbſt unterſtüẓte Gewalt über die Leichtgläubigkeit ausübt, und dieſelbe durch die zuſammenhängende Kette von Thatſachen, und eine aus genauer Erzählung der geringſten Umſtände entſpringende Wahrſcheinlichkeit blendet; kurz, weil der Weiſe aus der Geſchichte allein die Menſchen ſtudieren kann.

Alle Umſtände vereinigten ſich zum Vortheil der Jeſuiten: Sie allein hatten alle jene Hinderniße überwunden, welche den Ausländern die Bekanntſchaft mit den Chineſern erſchweren: Sie waren bis Peking vorgedrungen.

Sobald indeßen der Einfluß dieſes Ordens untergraben war, ſchien es, als ob mit ihm zugleich auch alle ſeine Nachrichten wären vergeſſen worden. Aber nun erſtand mit Eins eine andre Geſellſchaft von Menſchen, die franzöſiſchen Oekonomiſten, welche ſich mit Berechnungen über den Unterhalt des Volks abgaben; und dieſe wärmten jene Mährchen, welche die Jeſuiten über den Handel und die Regierungsform von China ausgeſtreut hatten, neuerdings wieder auf. Sie poſaunten den Tag, an welchem der Kaiſer von ſeinem Thron herunterſteigt, und den Pflug führt, in allen ihren Schriften aus; ſie belobten mit aller möglichen Schwärmerei dieſes kindiſche Schauſpiel, das eben ſo eitel iſt als der Gottesdienſt der Ceres bey den Griechen; und welches nicht verhindert, daß die Chineſer dem Tauſend nach vor Hunger ſterben, oder ihre Kinder den Thieren ausſeẓen, weil ſie dieſelben nicht ernähren können.

Die Oekonomiſten ſtüẓten ſich auf dieſe politiſche Komödie, um jene Europäiſche Monarchen zu tadeln, welche Handel und Ackerbau zugleich aufmuntern. Sie fragen ziemlich dreiſte, wozu Anlegung neuer Kolonien, Handel zur See, und entfernte Reiſen nüẓen; und haſchen gierig alle die Lügen der Reiſebeſchreiber auf, welche ihrem Syſtem das Wort reden. Sie begreifen alſo nicht, daß auch das gröſste Land allemal mehr Menſchen tragen als erhalten könne; daß es viel leichter ſey, ein Kind auf die Welt zu ſeẓen, als ihm ſichere Nahrung zu verſchaffen; und daß eine große Bevölkerung ohne Handel dem Staat zur wahren Ueberlaſt wird. Und doch kann dieſer leẓtre allein

den Ueberſchuß der Bevölkerung mit dem Mangel der Produkte eines Landes ausgleichen; und daher wird immer dasjenige Volk, welches am meiſten Handel und Schiffarth be- treibt, ſich nicht allein ſeinen eignen Unterhalt, mehr als jedes andre, ſicherſtellen, ſon- dern auch noch den Unterhalt der übrigen Nationen in ſeine Gewalt bekommen.

Ich will ohne alle Partehlichkeit von China ſchreiben, und bloß das berichten, was ich mit eignen Augen geſehen; was mir die Chineſer ſelbſt erzählt haben, und was ſie mir aus ihren Traditionen verſichern konnten.

Die Hinderniße, welche die Einwohner dieſes Landes jeder anhaltenden Verbindung zwiſchen ihnen und den Ausländern in Weg legen, haben ganz gewiß bloß das Gefühl ihrer eignen Schwäche zum Grund. Hätten ſie den Europäern einige Beſitzungen in ih- rem Lande eingeräumt, ſo würden ſie durch ihren eignen mistrauiſchen und unruhigen Ka- rakter bald Anlaß zu Zänkereyen gegeben haben, die ein kleiner Trupp nervigter und un- ternehmender Europäer mit leichter Mühe würde entſchieden, und für immer verhütet ha- ben. Die Chineſiſche Regierungsform iſt, wie die aller ſklaviſchen Völker, allzuverdor- ben, als daß ſie ſich durch ihre eigne Kräfte das nöthige Anſehen verſchaffen könnte. Auch ſcheint es, daß ſie ſich niemal um dieſes bekümmert habe; und da ſie es bis auf den heutigen Tag nicht thut, läßt ſich wohl nichts anders ſchließen, als daß es aus Schwäche und Ohnmacht geſchieht. Was die geprieſene Erleuchtung und Tugenden die- ſer Nation betrifft, ſo ſind es bekanntlich meiſtentheils nichts als die Kenntniße und Sit- ten eines aus geheimnißvoller Politik eingeſchränkten Volkes, das vor den Geſetzen zittert, welche es, die geringe Anzahl ſeiner Gelehrten ausgenommen, ſelbſt nicht kennt, und auf den bloßen Anblick der Gewalt ſchon erbebt, deſſen erſtes Triebrad es anbeten muß.

Ich will nicht unterſuchen, ob China durch eine Indiſche Kolonie ſey bevölkert wor- den? Aber ſo viel kann ich zuverläßig behaupten, daß nach den allgemeinen Revolutio- nen unſers Erdballs, dieſes Land, welches mit einer unendlichen Menge von Flüßen und Moräſten durchſchnitten iſt, unſtreitig erſt lange nach Indien und Perſien wohnbar werden konnte. Die Lage jener Länder begünſtigte das Ablaufen des Gewäſſers, indeſ- ſen daß China erſt nach einer ſehr langen Reihe von Jahrhunderten trockner Boden werden konnte.

Wahrſcheinlicher Weiſe beherrſchten die erſten von den Chineſern erwählten Ober- häupter ihre Untergebnen wie Hausväter, und waren weder Kaiſer noch Deſpoten. Aber

unmerklich gewöhnten ſie ſich daran, die ihnen vertraute Gewalt als perſönliches Eigenthum anzuſehen: Den weiſen Geſetzen der Natur unterſchoben ſie nun willkürliche; und ſchon ſeit mehrern Jahrhunderten nähert ſich ihnen jedermann nur mit banger Furcht. Um ſich dieſe zu verſchaffen, blendeten ſie das Volk durch äuſſern Pracht, und ließen ſich wie Gottesſöhne anbeten: Aus dieſem Grunde iſt der Kaiſer auch der oberſte Patriarch ſeiner Nation, und der einzige Schiedsrichter in Religionsſtreitigkeiten.

Die oberſte und unumſchränkte ſtets von Rebellen angefochtene Gewalt zu erhalten, mußte man Armeen und Leibwachen unterhalten, um jene Aufrührer zu bezähmen, die man Barbaren und Wilde hieß, weil ſie einen Beſchützer und nicht einen König haben wollten. Da aber zu dieſem die gewöhnlichen Einkünfte nicht hinreichend waren, vermehrte man die Abgaben; und ſo verlor das unglückliche Volk, durch die Gewalt eines Einzigen, ſeine Sitten und ſeinen urſprünglichen Karakter, und ward erniedrigt und unterdrückt. Den gleichen Gang des Deſpotiſmus findet man aber auch bey den übrigen Nationen, wenn man bis auf ihren Urſprung zurückgeht. So lange die Tiranney noch in der Wiege liegt, zeigt ſie bloß eine wohlthätige Auſſenſeite; und man erkennt ſie erſt wenn es ſchon zu ſpät iſt ſich ihr zu widerſetzen.

Noch ehe man den Fluß Kanton kannte, und ehe noch Europäiſche Schiffe nach China ſegelten, giengen einige Karavanen dahin, ſuchten die Produkte des Bodens und der Induſtrie auf, verhandelten ſie dann durch ganz Europa, und zogen beträchtliche Gewinnſte daraus. Nur auf dieſe Art handelte man nach China, bis endlich die Portugieſen, damals Herren von Indien, die Nothwendigkeit einſahen, einen Handel zur See dahin zu eröffnen: Ihre erſten Schiffe landeten im Jahr 1518 vor Kanton. Um dieſe Zeit ward dieſe Gegend von Seeräubern beunruhigt, die auf einigen Inſeln wohnten, welche an der Mündung des Flußes liegen, und noch itzt die **Diebsinſeln** heißen. Von daher thaten ſie ſtete Ausfälle, und nahmen den Chineſern ihre Fahrzeuge weg. Dieſe waren ſchwach und feigherzig genug, daß ſie ſich nicht mehr aus ihren Häfen auszulaufen getrauten, um eine Handvoll Leute in Ordnung zu bringen, die bloß durch ihre rauhe Lebensart unternehmend geworden waren: Sie begnügten ſich, dieſelben Wilde zu nennen; und ein europäiſches Volk mußte ihnen zeigen, daß dieſe Wilde nicht unüberwindlich wären.

Die Portugieſen, welche ſich bey den Chineſern beliebt machen wollten, fanden

ihre Rechnung dabey, wenn ſie dieſe Räuber ausrotteten. Sie boten dieſer feigen Nation ihre Dienſte an; und man empfieng ſie mit Freuden. Auch die Chineſer rüſteten ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind; bedungen ſich aber, daß ſie bloß als Zuſchauer bey der Sache ſeyn wollten. Die Portugieſen gewannen ein Treffen nach dem andern, und reinigten endlich die ganze Gegend von den bisher ſo gefürchteten Räubern. Zum Lohn ihrer Siege erhielten ſie eine dürre unfruchtbare Inſel an der Mündung des Flußes Kanton, wo ſie dann Makao erbauten. Ueberdas geſtand man ihnen noch verſchiedene ſehr groſſe Freyheiten zu, die ſie aber in der Folge wieder verloren: Doch ließ man ihnen Makao; aber die Chineſer führten neben dieſem Plaz eine Feſtung auf, woraus man die Stadt und die Zittadelle der Portugieſen beſtreichen kann; und bey der mindeſten Klage gegen dieſelben, verſperrt man ihnen die Zufuhr der Lebensmittel.

Als in der Folge die Holländer den ganzen Handel von Indien an ſich geriſſen hatten, wollten auch ſie eine dauerhafte Handlung nach China anlegen: Sie begehrten einen Strich Landes um eine Niederlage darauf zu erbauen, und er ward ihnen zugeſtanden; aber ſie legten dafür eine Schanze an, die bald würde fürchterlich geworden ſeyn, wenn ſie Kanonen hätten darein bringen können. Die Mandarinen, welche allemal bey dem Ausladen der Schiffe gegenwärtig waren, ſtanden ihnen bey dieſem Vorhaben im Wege; und doch machten ſie den Anſchlag, einige in großen alten Fäßern eingepackt ans Land zu bringen. Unglücklicher Weiſe zerſprang eines von denſelben unter dem Tackel, und verrieth ihre Liſt: Noch in der gleichen Nacht wurden ihre Schiffe verbrannt; die Niederlage, von der man noch die Spuren ſieht, zerſtört, auch der ganzen Nation aller Handel verboten; und nur durch Bitten und Geſchenke konnte ſie einige Jahre nach dieſem Vorfall neuerdings die Freyheit dahin zu handeln erhalten.

Wie nun, nach dem Beyſpiel der Portugieſen, auch die übrigen europäiſchen Nationen einen Handel nach China errichten wollten, ſahen ſich die von ihrer eignen Schwäche überzeugten Chineſer in die Nothwendigkeit verſezt, eine gewiße Ordnung und Anſtalten einzuführen, kraft deren ſie die auf ihre Produkte ſo gierigen Ausländer in Schranken halten wollten. Ohne dieſe Vorſicht könnte eine Handvoll Europäer ihre Fahrzeuge zu Grunde richten, ihre Städte in Brand ſtecken, und ſie in das gröſte Elend verſezen, indem ſie ihnen den Abſaz der Waaren abſchneiden würde, welche ſie mit groſſen Koſten nach Kanton bringen.

Alle

Alle Schiffe die nach China gehen, müſſen vor Makao Anker werfen, und dort auf den Steuermann warten, der ſie den Strom hinauf führen darf. Dieſer bringt ihnen ihren Siegelbrief (Chappe) *) mit, betet dann ſeinen Puſſa **) an, und frägt ihn um Rath; läßt endlich die Anker lichten; und nun läuft man in den Fluß ein. Nachdem man fünfzehn Meilen fortgeſegelt iſt, ſchifft man in den Fluß Tiger ein, der dieſen Namen daher erhalten hat, weil man glaubte, die Geſtalt einer an ſeiner Mündung gelegenen Inſel ſähe dem Rachen jenes Thiers etwas ähnlich. Auf beyden Seiten iſt eine Schanze, welche das Einlaufen verwehren kann. Hier kömmt ein Zollbedienter mit zwey oder drey Soldaten, welche auf Koſten des Schiffes am Bord bleiben, bis man vor Wampu Anker wirft. Beyde Ufer, an denen man hinſegelt, ſind mit Reis beſäet und durch tauſend Bäche bewäſſert. Einige zerſtreute Wohnungen, die man an den verbrannten Bergen bald ſieht, bald wieder aus dem Geſicht verliert, geben einen maleriſchen Anblick; aber man ärgert ſich, daß man den zum Ackerbau herrlich fruchtbaren Boden mit Grabmälern überdeckt antrift, davon jedes einen ungeheuren Platz einnimmt. Sieben Meilen über der Mündung des Tigers ſieht man den Löwenthurm. Hier müſſen die groſſen Schiffe ſtill liegen und auf die Flut warten, weil das Waſſer gewöhnlich nur ſiebzehn Fuß tief iſt. Die Chineſer haben daſelbſt eine Batterie von einigen Kanonen, die ſich in ſehr ſchlechtem Zuſtande befinden.

Sobald man bey Wampu gelandet hat, kommen zwey Zoll- oder Wachtſchiffe, und hängen ſich beyde, jedes auf einer Seite, an das Schiff, ſo daß nichts darein oder daraus gebracht werden kann, ohne daß es von denſelben durchſucht werde. Wenn man nach Kanton will, muß man von dem Zollaufſeher einen Reiſepaß nehmen, und ihn auf vier andern Zollſchiffen vorzeigen und unterzeichnen laſſen, wo man dann überall wieder eben ſo genau durchſucht wird wie auf dem erſten. Nur in den Booten der Kapitäns iſt es möglich Schleichhandel zu treiben; denn da dieſe das Recht haben die Flagge aufzuſtecken, ſo werden ſie von keinem andern Zollſchiff mehr angehalten, nachdem ſie zu Kanton durchſucht worden und ſich mit dem Reiſepaß verſehen haben: Sobald dieſes geſchehen iſt, laſſen ſie den oberſten Zollaufſeher in die Niederlage kommen,

*) Ein Reiſepaß, darin geſagt wird, daß es dieſen Barbaren erlaubt ſey, ſich den Geſetzen des Reichs zu unterwerfen, und darin Handelſchaft zu treiben.

**) Dieß iſt ihr Gott unter dem Name Ninifo, den ſie allemal mit einem groſſen Bauch abbilden.

und unterhandeln mit ihm, was ſie für Kontrebande einführen wollen. Alles dieß wird ganz öffentlich eingeſchifft; und ſo kömmt man unter dem Schuß der Flagge und der Nacht bald ohne das mindeſte Hinderniß an Bord.

Keine Waare kann eingeſchifft oder ausgeladen werden, wenn das Schiff nicht vorher gemeſſen worden; welches allemal mit groſſem Gepränge vorgenommen wird. Der Opeu *) ſelbſt mißt das Schiff, nachdem er ſich Tags vorher durch den Fiador **) und Komprador †) hat anſagen laſſen. Der Augenblick ſeiner Abreiſe von Kanton wird Tags darauf durch die Tamtams verkündigt, die ſich auf allen Zollſchiffen hören laſſen. Er beſteigt mit vielem Zeremoniel eine mit aufgeſpannten Schirmen verſehene Galere, und hat gewöhnlich drey oder vier Haniſten ††) bey ſich: Auch begleiten ihn verſchiedene andre Galeren, die mit ſeiner Muſik beſetzt ſind, und alle ſeine Hausbediente. Sobald man ſeine Galere erblickt, ſchickt man ihm einen Offizier in einem Boot entgegen, um ihn zu bewillkommen; und das Schiff ſelbſt begrüßt ihn mit eilf Kanonſchüßen. Wenn er mit ſeinem Gefolge an Bord ſteigt, ſtellen ſich ſeine Schindersknechte in zwo Reihen, und ſchreyen Hû! Dieſes Geheul bedeutet, daß man ſich in Ordnung ſtellen ſoll. Nun mißt man das Schiff unter dem Verdeck, vom Beſansmaſt bis zum Fockmaſt, und nimt deßen Breite am mittelſten längſten Querbalken: Nach dieſem Maß beſtimmt man alsdann die zu bezahlenden Taxen, welche ſich gewöhnlich auf viertauſend bis viertauſend fünfhundert Piaſter belaufen, wenn das Schiff groß iſt: Um etwas weniger bezahlen zu müſſen, legt man den Beſamsmaſt vorwärts, und den Fockmaſt rückwärts.

Wenn das Meſſen zu Ende iſt, führt man den Opeu in das Rathszimmer, wo er

*) Der Opeu hat eben das Amt wie der Oberaufſeher einer Provinz oder Kreishauptmann.

**) Der Fiador muß die Schiffsladungen herbeyſchaffen: Er iſt Bürge für die Nation mit der er die Unterhandlungen beſorgen muß; und wenn irgend ein Europäer fehlt, ſo wendet ſich die Juſtitz an ihn.

†) Der Komprador iſt derjenige, der überhaupt alle Nothwendigkeiten auſſer der Schiffsladung beſorgt; und für jede Nation iſt ein eigner beſtellt. Er verſieht die Niederlage mit Lebensmitteln, und hat verſchiedene Unterbediente unter ſich, welche den Schiffen das Nöthige herbeyſchaffen müſſen.

††) Die Haniſten ſind reiche Negozianten von Einer Kompagnie, und an der Zahl ſieben. Sie haben das ausſchlieſſende Privilegium des Handels in Kanton, und verkaufen den übrigen das Recht zu handeln ſowohl im Groſſen als im Kleinen: Sie haben Kanton in eben ſo viel Quartiere abgetheilt als ihrer in der Kompagnie ſind; und jeder hat die Pflicht, ſich von den Kaufleuten ſeines Quartiers die beſtimmten Taxen bezahlen zu laſſen.

ein prächtiges Abendbrod vor ſich findet, welches ſeine Hausbedienten und Henkersknechte vollends aufzehren, wenn er vom Tiſche aufgeſtanden iſt. Dieſen Augenblick benutzt man, um ihm das Geſchmeide und die Seltenheiten zu zeigen, welche man verkaufen will. Alles was ihm davon zu gefallen ſcheint, müſſen die Haniſten kaufen, es mag koſten was es will, und ihm damit ein Geſchenk machen. Dergleichen Tage kommen ſie manchmal auf fünfzigtauſend Piaſter zu ſtehen. Wenn der Opeu das Schiff wieder verläßt, ſchenkt er dem Kapitän zween Ochſen, zween Säcke voll Mehl und vier groſſe Flaſchen voll Samſu *); bey ſeiner Rückfahrt begrüßt man ihn nochmal mit eilf Kanonſchüßen.

Die Schiffsladung wird auf groſſen Fahrzeugen herbeygeführt, welche **Laſtſchiffe** heißen, und zehn bis zwölf Laſten führen. Der Fiador ſchreibt alle Waaren auf eine Liſte, die er dem Opeu überreicht, welcher ſie unterſchreibt und dem Zollbeamten übergiebt, den er ernennt um die einzuſchiffenden Waaren zu ſiegeln. Dieſer Zollbeamte kömmt Tags darauf mit einem Schwarm von Schreibern in die Niederlage; und da der Kaufmann gewöhnlich die Taxen von allem, was er verkauft, bezahlt, zeichnet er auf jede Kiſte oder jeden Ballen mit ſeiner Signatur was darinne gepackt iſt. Wenn der Kaufmann ein ſchon bekannter Mann iſt, unterſucht man nur, ob die Kiſten nicht ſeyen eröffnet worden, um etwas anderes darein zu packen als jener angegeben hat; und man druckt auf jede ein Zeichen, **Schappe** genannt. Nach dieſer Operation werden ſie eingeſchifft. Fällt es dem Zollbedienten ein, ſo läßt er mehrere Kiſten öffnen, um zu ſehen, ob ſie wirklich das enthalten, was man angegeben; oft läßt er aber auch nicht eine einzige öffnen. Die Faktur der Ladung giebt man dem Eigenthümer des Schiffs, der ſie dann vor vier Zollſchiffen (bey denen man vorbey fahren muß um nach **Wampu** zu kommen) vorzuzeigen und unterſchreiben zu laßen gehalten iſt. Doch hat man kein Beyſpiel daß dieſe die Kiſten öffnen, obſchon ſie das Recht dazu haben; ſondern ſie begnügen ſich damit, daß ſie unterſuchen, ob die angegebene Zahl davon da ſey, und ob das Zeichen auf jeder genau aufgedrückt iſt. Wenn das Fahrzeug an das Schiff kömmt, ſind allemal einige Zollbediente beym Ausladen gegenwärtig.

*) Ein ſehr abgeſchmacktes Getränk, das aus Reis gemacht und von den Chineſern **Mandarin**-**Wein** genannt wird.

Kanton liegt am Fluß Tiger *), dreyßig Meilen von der Seeküſte, und drey Meilen von Wampu (LXXXI. Tafel). Die allenthalben herum zerſtreute Kanäle bilden bis an die See hin einige tauſend Inſeln und Inſelchen. Die Flut ſteigt bis an Kanton hinauf; und um friſches Waſſer zu laden, muß man bey der Ebbe einige Schaluppen bis zwo Meilen über dieſe Stadt hinauf ſchicken. Ihre Lage und ihr vortreflicher Hafen, den man für einen der beßten in ganz China hält, machen ſie zum Sammelplatz aller Chineſiſchen Fahrzeuge die nach Hainam, nach Japan, Formoſa, Cochinchina, nach den Manillen, nach Malakka und Batävia gehen. Die Europäer ziehen aus allen Provinzen dieſes großen Reiches Handelsleute dahin, weil ſie die einzigen ſind welche mit baarem Gelde daſelbſt handlen; denn die übrigen Nationen ſetzen alles nur durch Tauſch um: Daher verlaſſen dieſe Handelsleute auch den Platz wieder, ſobald die Europäer abreiſen; und jene welche nicht wieder in ihre Provinz zurückkehren, ſetzen ſich in der Tartarſtadt an, die nur durch eine ſchlechte Mauer von Kanton ſelbſt getrennt iſt.

Die Provinz wird durch einen Vizekönig verwaltet, den man Somptok heißt: Er kann ohne Einwilligung ſeines Rathes, der aus zween von dem Kaiſer ernannten Mandarinen beſteht, nichts unternehmen. Sobald aber dieſe einwilligen, iſt er in der Ausübung ſeiner Gewalt unumſchränkt.

Kanton iſt gewaltig groß, aber ſehr ſchlecht gebaut: Die Straſſen ſind enge und unreinlich, auch nicht nach der Schnur angelegt, wie man vorgegeben hat. Eine ſolche Regelmäßigkeit wäre für den Karakter und Aberglauben der Chineſer unerträglich. Die einzigen nach dieſer Art gebauten ſind die Kauffmanns-Gaſſe, welche die Europäer gewöhnlich die Porzelän-Gaſſe nennen, und die Gaſſe der Kappenmacher. In dieſen Gaſſen verkaufen auch die Chineſer unter Tags, wohnen aber niemal mit ihren Familien darin, weil ſie wähnen, daß eine ſolche nach ausländiſcher Art gebaute Wohnung alles Unglück über ſie bringen würde.

Die übrigen Gaſſen bilden eine Gattung von mehr oder minder beträchtlicher Moſaike, weil jeder Chineſer, um mehr Glück zu haben als ſein Nachbar, ſein Haus allemal wenigſt um Einen, manchmal um zween bis drey Fuß weiter auf die Gaſſe hinaus baut; welches eine ſehr abgeſchmackte Ungleichheit verurſacht. Statt der vergoldeten

*) Er iſt auch unter dem Namen des gelben Flußes bekannt.

P. Sonnerat pinx.

Poisson, Sculp.

Säulen die der Pater le Comte beſchreibt, ſieht man nichts als zween ſchlechte roh ausgearbeitete und mit brauner Farbe bemalte Pfeiler, die ein kleines hölzernes Vordach unterſtützen, welches die Kaufbude vor der Sonnenhitze ſchützt. Ueber der Thüre hangt ein groſſer ſchwarzer Schild, auf dem mit gelbfärbigen oder goldnen Buchſtaben der Name und das Gewerbe des Eigenthümers geſchrieben ſteht. Die Stadt iſt in mehrere Quartiere abgetheilt, die durch ſchlechte Schlagbäume von einander abgeſöndert ſind, welche alle Abende um neun oder zehn Uhr geſchloſſen werden. Um dieſe Zeit iſt auch aller weitere Aus- und Eingang verboten; und man muß ſehr wohl bekannt ſeyn, wenn man ſich noch einen Schlagbaum will öffnen laſſen. Wenn auch bey Tage ein Europäer vor die Stadt hinaus gehen will, ſo giebt man ihm bey dem letzten Schlagbaum einen Soldaten an die Seite, damit er ihn begleite und genau beobachte: Eben dieſer Soldat ſchützt ihn auch vor den Beſchimpfungen des Pöbels, und beſonders der Kinder, wenn er ihm bey ſeiner Rückkehr ein Geſchenck giebt.

Die Häuſer beſtehen aus fünf oder ſechs Schuppen (*Angards*), die je einer hinter dem andern ſtehen, und durch große Höfe getrennt ſind, welche meiſtentheils eine runde Thüre zum Eingang haben; die Schuppen ſelbſt ſind durchweg nur Ein Stockwerk hoch. Die Weiber haben eine beſondere Wohnung; und jedes Haus nimmt einen ſehr beträchtlichen Platz ein; ſo, daß eine Chineſiſche Stadt, die ſo groß iſt wie Paris, niemal über hunderttauſend Einwohner hat. Ich habe die Bevölkerung von Kanton, von der Tartarſtadt und Schiffsſtadt, die Pater le Comte auf fünfzehn hunderttauſend und Pater du Halde auf eine Million Seelen angiebt, ſelbſt mit mehrern Chineſern genau berechnet; und konnte, obſchon es Marktzeit war, doch nicht mehr als fünf und ſiebenzigtauſend Menſchen herausbringen. Ungeachtet deſſen iſt Kanton nach Surate immer eine der beträchtlichſten und im Handel blühendſten Städte in Aſien. Leute, die im Lande geboren und bekannt ſind, haben mich verſichert, daß alle Städte von China auf gleiche Art wie Kanton gebaut ſeyen; folglich müßte eine ſolche, um ſo viele Einwohner in ſich zu faſſen wie Paris, wenigſt fünfzig Meilen im Umkreiſe haben, welches aber mit den Nachrichten der Miſſionare nicht zuſammenſtimmt; denn dieſe verſichern, daß Peking, welches nur ſechs Meilen im Umkreiſe hat, mehrere Millionen Einwohner in ſich faſſe.

Die fruchtbarſten Striche Landes werden zu Grabſtätten gebraucht; und es iſt heut

zu Tage kein Geheimniß mehr, daß die inneren Gegenden von China weder bevölkert noch bebaut ſeyen; daß ſich die Chineſer an die Ufer der Flüße und an die zum Handel bequemſten Pläze gezogen haben; daß der Ueberreſt des Landes mit ungeheuern Wäldern überdeckt, und nur von reiſſenden Thieren oder einigen unabhängigen Rotten von Menſchen bewohnt ſey, die ſich Hölen in die Erde graben und von Wurzeln leben. Manchmal rotten ſich auch einige derſelben zuſammen, und plündern die ihnen nächſt gelegenen Dörfer; welches alſo ſehr einleuchtend beweiſet, daß die Bevölkerung von China bey weitem nicht ſo beträchtlich ſey, als man uns ehedem wollte glauben machen.

Die Europäiſchen Niederlagen, welche Hams heißen, ſind auf einem prächtigen Waarenplaz erbaut, den die Europäer auf ihre Koſten hergeſtellt haben: Sie ſind ſehr ſchön, beſonders die Franzöſiſche und Engliſche, welche man für die regelmäßigſten Gebäude hält. Nur für eine große Summe Gelds ward ihnen zugeſtanden, die Faßade nach ihrer Bauart aufzuführen, mit dem Beding, daß das Innere nach Chineſiſcher Art seyn ſollte, ſo wie es auch wirklich iſt. Jede Nation hat ihre Flagge vor ihrer Niederlage, aber nicht als ein Zeichen von Achtung, ſondern bloß als einen Schild um ſich von den übrigen zu unterſcheiden.

Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Europäiſchen Schiffe ehedem bis unter die Mauern von Kanton hinauf ſegelten, und daß unſre Sitten und unſer allzu freyer Umgang mit den Chineſiſchen Weibsleuten Urſache ſey, daß man uns nach Wampu zurückgewieſen: Die Bauart unſrer Schiffe war ſchon von jeher ein Hinderniß, daß ſie nicht weiter den Strom aufwärts fahren konnten: Selbſt die Chineſiſchen Fahrzeuge, wenn ſie nur etwas weniges zu groß ſind, können nicht hinaufkommen, obſchon ſie einen flachen Boden haben. Freylich iſt es in mehrern Rückſichten ein Glück für die Chineſer, daß ſich unſre Schiffe ſo weit von der Stadt vor Anker legen, weil die Reiſekoſten eine Menge Leute in Wampu zurückhalten, die ſonſt alle Tage nach Kanton kommen würden. Die groſſe Anzahl der Europäer würde die Eingebohrnen erſchrecken: Unſre junge feurige Matroſen, die ſich wenig um den Vortheil ihrer Schiffsherren bekümmern, würden bey der geringſten Zänkerey die Anzahl ihrer Landsleute benuzen um die Ehre der Nation zu behaupten; kurz, der Handel nach China würde ſchon lange ein Ende haben. Wenn man ihn nun aber wirklich aufgäbe, welch ein jämmerlicher Streich für die ſüdlichen Provinzen dieſes Reichs würde das ſeyn? Was müßte aus all dem Manufaktu-

ren von Peking, Nanking und Gaza werden? Was aus den unermeßlichen Strichen Landes mit Thee bepflanzt? . . . Es iſt ein ſehr weſentlicher Unterſcheid, ob man nur für ſeine Heimath arbeitet, oder für die Ausländer, welche den Ueberfluß der eignen Konſumtion aus dem Lande führen. So, wenn z. B. Guienne nur für ſich, oder auch nur für Frankreich Wein baute, würde die Hälfte davon unbearbeitet liegen.

Man hat ſich lange darüber geſtritten, ob der Chineſiſche Handel den fünf Europäiſchen Nationeu, die ihr Geld dahin ſchleppen, vortheilhaft ſey? Unſtreitig iſt jeder Handel, bey dem man baar Geld gegen Waaren umſetzt, dem Staate nachtheilig. Giengen die Europäer nicht nach China, ſo würden unſere Damen nichts deſto weniger Flor und Spitzen tragen; unſre Manufakturen von Porzelän und Töpferarbeit würden mehr Lebhaftigkeit erhalten; und unſre gewürzhaften Pflanzen würden die Stelle des Thee einnehmen: Man hat ja Beyſpiele, daß Chineſer ſelbſt unſre Salbey ihrem Thee vorzogen.

Der Handel der Europäer nach China beläuft ſich in Friedenszeiten ungefehr auf vier und zwanzig bis ſechs und zwanzig Millionen. Die Franzoſen ſchicken zwey Schiffe hin, und mit denſelben zwo bis drey Millionen: Die Engliſche Kompagnie ſchickt vier, ſechs, manchmal auch acht Schiffe, noch andre fünfzehn bis zwanzig Küſtenſchiffe ungerechnet; und ſetzt vier Millionen an Gelde, und drey Millionen an Tüchern ab: Die Engliſchen Kaufleute aus Bengalen, von Madras, Surate, Bombay und Kambaya, ſetzen zwo Millionen an Gelde, und zwo Millionen an Baumwolle, Kalin, Opium und Rottingrohr ab: Die Holländer ſchicken alljährlich vier Schiffe, vier Millionen an Gelde, und zwo Millionen an Produkten aus ihren Kolonien hin: Die Schweden und Dänen ſenden nur zwey Schiffe hin, und jede dieſer zwo Nationen ebenfalls zwo Millionen: Der König von Preuſſen ſandte ehedem Ein Schiff hin; nun aber iſt ſchon ſeit lange ſeine Flagge ganz und gar unſichtbar: Die Spanier auf den Manillen, und einige Portugieſen von Goa gehen auch nach China, kaufen aber bloß den Ausſchuß von den übrigen Nationen; ihr Handel iſt ziemlich unbeträchtlich, und beträgt nicht über Eine Million.

Die Europäiſchen Nationen ziehen verſchiednen Thee aus China, der unter den Namen Thee Buy, grüner Thee und Saothon bekannt iſt: Aller dieſer iſt im Grunde von Einerley Gattung, und nur durch die Zubereitung verſchieden. Indeſ-

ſen hab ich doch ſechs unterſchiedliche Arten von dieſem Gewächſe gefunden, davon aber bloß eine einzige im ganzen Reiche allgemein gepflanzt wird. Sie iſt beſſer als die übrigen, und hat beſonders viel Wohlgeruch, wenn man die allererſten Blätterchen davon einſammelt noch ehe der Baum Blüthen treibt. Ueber ſeine Eigenſchaften iſt man noch nicht ganz einig; überhaupt aber iſt aller Thee, der in den ſüdlichen Provinzen wächst, beſſer als der übrige. Es erfordert viele Geſchicklichkeit denſelben zu unterſcheiden. Die Ladungen auſſer Land beſtehen faſt alle aus Thee-Buy.

Noch holt man aus China grobes Porzellän, rohe Seide, Rhabarber, Kampfer, Borax, Indiſche Rohre welche von Malakka dahin geführt werden, Gummilack, Nankings, Pekings und andre ſeidne Stoffe. Ehedem brachte man auch Gold von dorther, und gewann dabey Fünf und Zwanzig vom Hundert: Heutiges Tages gewinnt man Achtzehn bis Zwanzig auf das Hundert von dem was man aus Indien nach China einführt. Die verſchiednen Staatsveränderungen, und die Kriege mit ihren Nachbarn haben die Chineſer darauf gebracht, daß ſie dieſes koſtbare Metall ſehr eifrig ſuchen, weil ſie ſich damit die Ausfuhr ihres Vermögens in alle Weltgegenden erleichtern können.

So ſehr die Chineſer von ihren Obrigkeiten gedrückt und mishandelt werden, eben ſo ſehr geſchieht das auch den Europäern; ſie haben noch bis itzt keinen Weg ausfindig machen können, ſich Recht und Gerechtigkeit zu verſchaffen: Da es ihnen verboten iſt, in die Tartarſtadt, wo der Opeu und der Vizekönig wohnen, zu gehen, können ſie ihre Klagen bloß durch Unterhandlung des Fiador anbringen; und dieſer betreibt ſie allemal nur nach dem Verhältniß wie es ſein Eigennutz erfordert. Die Engländer, welche in Indien ganz deſpotiſche Herren ſind, wollen die nämliche Rolle auch in China ſpielen, und machen darum alljährlich freylich manchen gewaltigen Lärm; aber das Ende davon iſt, daß ſie für den geringfügigſten dummen Streich allemal ziemlich wichtige Summen Geldes bezahlen müſſen. Wenn alſo die gerechteſten und beßt begründeten Klagen nicht einmal vor das Oberhaupt von Kanton kommen, wie könnten ſie wohl bis zum Thron ſelbſt durchdringen? In der That, man hat, ſo lange die Europäer nach China handeln, bloß ein einziges Beyſpiel hievon. Eben die Engländer, welche, entweder wegen ihrer allzu groſſen Freygebigkeit, oder aus Furcht ſie könnten zu mächtig werden, ſchon ſeit langer Zeit ärger

ger mishandelt wurden als die übrigen Nationen, ſchickten in Geheim ein Fahrzeug ab, worauf der Rathsmann Quilt war, der ſchon von ſeiner Kindheit an in China geweſen, und das Chineſiſche ſo gut ſprach, wie jeder Eingeborner des Landes ſelbſt. Dieſem gaben ſie den Auftrag, er ſollte beym Kaiſer ſelbſt um Gerechtigkeit anſuchen, und demſelben eine Bittſchrift im Namen des Raths übergeben: Dieſes alles ward ſo heimlich ausgeführt, daß man nichts davon erfuhr, bis die Deputirten gegen Peking kamen. Ihre Klagen gelangten auch wirklich vor den Thron ſelbſt. Nun werden vier Kommiſſärs ernannt, die mit vielem Gepränge Anſtalt machen, zu unterſuchen, ob ihre Beſchwerden gegründet wären; aber durch ein hübſches Stück Geld beſtochen, thun ſie alle einhellig den Ausſpruch, daß dieſelben ungerecht ſeyen: Man nimmt das Schiff in Beſchlag, die Equipage verſchwindet, und man dringt in den Herrn Quilt, er ſoll den Verfaſſer der Bittſchrift angeben. Sobald er das gethan, wird ſeinem Sprachmeiſter der Kopf vom Rumpf gehauen, ſo wie auch dem der die Bittſchrift abgeſchrieben: Quilt ſelbſt wird zur nämlichen Strafe verdammt; da man ihn aber für einen Wilden anſah, der die Reichsgeſetze nicht wohl inne hätte, änderte man das Urtheil dahin ab, daß er fünfzig Stockſchläge empfangen und drey Jahre in Makao gefangen ſitzen ſoll, nach welcher Zeit man ihn mit Schimpf aus dem Reiche jagen würde. Ungeachtet alle dem haben die Britten doch ununterbrochen nach China gehandelt.

Dieſe Ordnung, oder eigentlich dieſe ſtrenge Zucht, machte daß man die Chineſer bewunderte, und ihre Schärfe gegen die Europäer als weiſe Politik anſah. Aber worinn beſteht denn die Weisheit einer ſo ſehr geprieſenen Staatsverwaltung? Jeder Fremder muß ſich den Landesgeſetzen unterwerfen; aber vermöge eines abſcheulichen Misbrauchs darf er dieſelben niemal zu ſeinem Beſten auffordern; der eingebohrne Chineſer ſelbſt hat dieſe Freyheit nicht: Hat er Schuldner die ihn nicht bezahlen wollen, ſo darf er nichts gegen ſie unternehmen, als ihnen einige Ausſätzige in's Haus ſchicken, ohne daß der Schuldner ſie wieder von ſich jagen mag. Will er einen Prozeß führen, ſo muß er ſein ganzes Vermögen aufopfern um die Verwalter der Gerechtigkeit zu bereichern. Die Mandarinen plündern ihre Subalternen; dieſe Unterbediente der Gerechtigkeit leben auf Koſten des Volks, und das Volk iſt arm und elend.

Wenn ein Mandarin durch eine Stadt reist, läßt er jederman gefänglich einziehn wen er will; läßt den Unglücklichen ſo lange prügeln bis er ſeinen Geiſt aufgiebt, und

niemand darf es wagen, denſelben zu vertheidigen. Hundert Henkersknechte ſind der fürchterliche Vortrab eines ſolchen Mannes, und kündigen deſſen Ankunft durch eine Art von Geheul an. Vergißt unachtſamer Weiſe jemand, ſich an die Mauer zu ſtellen, ſo wird er mit Ketten und Bambusſtöcken zu Boden geſchlagen.

Indeß iſt der Mandarin ſelbſt nicht vor dem Stocke ſicher; der Kaiſer läßt auch ihn für den mindeſten Fehler derbe abprügeln. Dieſe Unterwürfigkeit dehnt die Ketten der Sklaverey ſtuffenweiſe bis zu den Prinzen von Geblüt aus. Selbſt die vornehmſten Mandarinen führen (um ihre Unterwürfigkeit zu zeigen) das Werkzeug ihrer Strafe ſtets mit ſich: Dieß ſind Ketten und ein kurzer breiter Säbel in einem Kiſtchen verſchloſſen, das mit gedruckter Leinwand überzogen iſt, und von zween Männern vor den Mandarinen her getragen wird (LXXXII. Tafel). Sobald der Kaiſer ſie vor ſich ruft, müſſen ſie ſich in dieſe Ketten ſchlagen laſſen, und ſo gefeſſelt vor ihm erſcheinen, um ihre Unterthänigkeit zu zeigen. Wenn das Tribunal der Sittenrichter, das die Jeſuiten den Rath der Weiſen nannten, und welches, wie man behauptet, in den erſtern Zeiten dazu eingeſetzt ward um den Kaiſer zu leiten, zu unterrichten, und regieren zu lehren; wenn dieſes Tribunal, ſag' ich, ſich einfallen ließ, dem Despoten Vorſtellungen zu machen, wie man uns vorgeſchwatzt hat, ſo würden alle dieſe Sittenrichter unter gräßlichen Qualen ſterben müſſen. — Der Kaiſer Ti-ſang ſtieß eilfen von ihnen den Dolch in die Bruſt, und ließ ſie dann in der Mitte entzweyſägen, weil ſie ſich unterſtanden hatten, ihm zu entdecken, daß ihn das Volk wegen ſeinen Grauſamkeiten haſſe.

Man hat uns verſichert, die Stellen der Mandarinen würden bloß nach Verdienſten ausgetheilt; und doch iſt es gewiß, daß man ſie mit Geld erkauft: Man muß zwar bey dieſen feilen Stellen einige Beweiſe ſeiner Fähigkeit ablegen; aber wenn man ſeinen Richtern hübſche Geſchenke macht, laſſen ſie das ganze Examen dahingeſtellt ſeyn. Jeder reiche Kaufmann kann für ſeinen Sohn oder für ſich eine Mandarinsſtelle kaufen; und von dieſem Augenblick an zeichnet er ſich durch einen goldnen Knopf an ſeiner Mütze aus, und iſt von dem Schabuk befreyt, das ein vorbeygehender Mandarin jedem kann geben laſſen dem er will. Die Stellen der Kriegs-Mandarinen ſind gemeiner; aber man kann nicht dazu gelangen, bis man die Prüfungen überſtanden hat, die darinn beſtehen, daß man mit einem ungeheuer ſchweren Säbel einen Aſt entzwey haue; daß man mit aus-

P. Sonnerat pinx. Poisson, Sculp.

geſtreckten Armen einige ſehr ſchwere Sachen vom Boden aufhebe; daß man mit Schuhen deren Sohlen von Kupfer ſind, und wenigſt dreyßig Pfunde wägen, im Schlamm laufe. Wenn die Regierung irgend einen reichen Kaufmann weiß, macht ſie ihn zum Salz-Mandarin, um ihm auf eine ehrenvolle Art ſein Vermögen abzunehmen. Dieſe Stelle, welche in andern Ländern ſehr einträglich iſt, verſchafft in China zwar etwas Anſehen, endet aber allemal damit, daß die Inhaber derſelben zu Bettlern werden. Ein ſehr geiziger Chineſer ward im Jahr 1772 zum Salz-Mandarin ernannt, wollte aber lieber ſterben als die Stelle bekleiden; er verſchloß ſich in eine Grabſtätte, und ſtarb in derſelben am vierten Tage.

Die Befehle der Regierung werden allzeit öffentlich angeſchlagen; haben aber nur ſo lange Gültigkeit und Anſehen, als ſie nicht von der Witterung zerſtört ſind: Sobald der Anſchlagzettel nicht mehr da iſt, beobachtet man auch den Befehl nicht mehr; und dieſe Uebertrettung wird auch nicht geſtraft. Wenn irgend ein Verbrechen oder ſonſt eine Ausſchweifung gegen die gute Ordnung begangen wird, kommt es nicht vor die Regierung: Der erſte Mandarin welcher von der Sache hört, begiebt ſich auf den Platz, und ſtraft die Schuldigen; aber mit etwas Geld kauft man ſich von den Stockſtreichen los.

Man rühme uns alſo nicht länger dieſe ſo weiſe Regierung, wo man das Recht Laſterthaten zu begehen mit Geld erkauft; wo das Volk unter dem Joch des Deſpotismus und des Elends ſeufzt! Oder, ſind dieß die Data mit denen man die erhabnen Lobſprüche unſrer Nachrichtenſchreiber rechtfertigen kann? Dafür haben ſie dann von einer andern Seite auch wieder die wahren Fakta verunſtaltet, und den Chineſern ohne Grund einige abſcheuliche Gebräuche angedichtet. So haben z. B. einige behauptet: Ein Chineſer könne ſein Weib oder ſeine Töchter todtſchlagen, ohne befürchten zu müſſen, daß ihn die Geſetze verfolgen würden; aber, wenn einige Schurken ungeſtraft ſolche Laſter ausüben konnten, muß man ſie doch nicht der ganzen Nation zur Laſt legen. Man könnte jedes Volk auf dieſe Art brandmarken, wenn man bloß einzelne Schandthaten deſſelben anführen wollte. — Eben ſo wenig darf man ſie des Kindermordes anklagen, wenn ſie in der äuſſerſten Dürftigkeit ihre Kinder ausſetzen, oder dieſelben verkaufen, um ihnen einen Unterhalt zu verſichern den ſie ſelbſt ihnen zu geben nicht fähig ſind. Die Indier ſehen es als eine Strafe der Götter an, wenn man keine Kinder hat; die

Religion befiehlt ihnen, deren viele zu zeugen und ſie zu lieben, wenn ſie wollen glücklich ſeyn: Und doch findet man zu den Zeiten einer Hungersnoth die zärtlichſten Väter und Mütter, die uns ihre Kinder um einige Malter Reis verhandeln. Wie, wenn ein Chineſer in unſre Findelhäuſer käme, und da die vielen unglücklichen Schlachtopfer der Liebe und Schaam ſähe, verlaſſen und verläugnet von den Urhebern ihres Daſeyns; könnt' er nicht auch uns für Kindermörder ausſchreyen? — Eben ſo ungegründet iſt der Vorwurf, daß ſie ihre Kinder erſäufen. Alle dergleichen, die man mit einem leeren auf den Rücken gebundenen Kürbis neben den Schiffen herſchwimmen ſieht, ſind ohne Zweifel Schifferkinder, die aus Unachtſamkeit in das Waſſer gefallen ſind, ohne daß ſie ihre Väter zurückhalten konnten: Wahrſcheinlicher Weiſe binden ſie denſelben dieſe Kürbiße an, um ſie obenauf ſchwimmen zu machen, wenn ihnen etwa jenes Unglück widerfährt; eine Vorſicht, die ſie gewiß nicht anwenden würden, wenn ſie ſich ihre Kinder durchaus vom Halſe ſchaffen wollten.

Das Anſehen des Kaiſers iſt ganz ohne Gränzen. Man darf ihn nur auf der Erde liegend anreden; und wenn er etwas zu ſeinen Hofherren ſpricht, müſſen auch dieſe allemal mit gebogenen Knieen ſeine Befehle anhören. Alles was ihn umgiebt, nimmt an der übertriebnen Unterwürfigkeit Theil, die man gegen ihn verſchwendet. Ein Mandarin würde gröblich fehlen, wenn er zu Pferde oder im Wagen vor dem Thore ſeines Pallaſtes vorbey führe; und wenn Er ſelbſt ausfährt, müſſen alle Chineſer ihre Häuſer verſchließen. Wer ihm auf der Straße aufſtößt, kann ſich bloß dadurch vor dem Tode ſchützen, wenn er ſich mit dem Angeſicht zur Erde wirft. Aus dieſem Grunde hat kein Chineſiſches Haus ſeine Fenſter gegen die Straſſe hinaus; auch ſchließt man ſorgfältig alle Kaufbuden zu, wo der Kaiſer vorbeyzieht. Vor ihm her gehen zweytauſend Henkersknechte, welche Ruthenbüſchel, Tamtams und alle Arten von Waffen der Gerechtigkeit mit ſich tragen. Dieß iſt der gutherzige Fürſt, von dem uns die Miſſionare verſichert haben, daß er ſein Glück bloß in der Freundſchaft ſeiner Unterthanen ſuche.

Obſchon der Tartariſche Uſurpator die Chineſiſchen Geſetze angenommen hat, muß man doch deßwegen nicht glauben daß ſie gut ſeyen. Eigennutz und Politik des Eroberers fordern es, daß er nichts umändre was ſeinem unterjochten Volk gefällt, beſonders wenn es zugleich zu ſeinem eignen Vortheil gereichet.

Die Künſte und Wiſſenſchaften werden in China nie beträchtliche Fortſchritte ma-

chen; die Regierung wird ſie ſtets zu unterdrücken ſuchen; denn, wenn ſich das Volk aufzuklären anfieng, müßte jene nothwendig ihre Form abändern: Daher kömmt es, daß die gelehrteſten Chineſer am Ende ihres Lebens mit genauer Noth leſen und ſchreiben können. Alle ihre Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit beſteht in Ueberwindung von allerley Schwierigkeiten; und die Regierungsform iſt im Grunde nur darum ruhig und ungeſtört, weil ſie ein feigherziges Volk beherrſcht.

Die Nation iſt zwar ſehr alt; aber ſie bekümmert ſich nicht darum, ihre Misbräuche zu verbeſſern: Die Chineſer haben keinen Funken von Genie, keine Thätigkeit in ihrer Vorſtellungskraft; alles geht bey ihnen maſchinenmäßig oder nach regelloſer Gewohnheit. Die Reiſebeſchreiber geſtehen dieſes ziemlich deutlich ein; und wenn man aus ihren Nachrichten das Enthuſiaſtiſche heraushebt, wird man bald ſehen, daß die ganze Chineſiſche Induſtrie bloß auf Kleinigkeiten eingeſchränkt iſt. Die reichern Chineſer geben ſich nicht einmal damit ab, das Feld zu bauen; und alles was man über dieſen Gegenſtand ausgeſtreut hat, iſt ungegründet: Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die unzähligen Karaktere ihrer Sprache kennen zu lernen, und die andre verſchlummern ſie in ihrem Serail. Man verſteht in China nicht einmal die Kunſt Bäume zu verpflanzen, ſie zu beſchneiden und zu pfropfen: Ihre Gärten ſehen gar nichts ähnlich; ſie haben nicht einmal Fruchtbäume darin, wenn ſie die Natur nicht hinein pflanzt. Man hoffe ja nicht, in denſelben, wie in den Europäiſchen, Pflanzen aus allen vier Welttheilen zu finden: Ein erkünſtelter Fels, eine kleine Brücke, ein Belveder, und einige Irrgänge ſind die ganze Verzierung davon. Der ſo hoch berühmte Ackerbau beſteht in der Pflanzung des Reis, den ein bis an die Knie im Waſſer ſtehender elender Kerl in die am Ufer der Flüße gemachten Löcher vertheilt.

Die Chineſer haben nicht einen einzigen Maler; ſie wiſſen weder Zeichnung noch Stellung in ihre Stücke zu bringen. So viel iſt richtig, daß ſie die Farben ſehr artig auf Glas zu malen verſtehen; aber die unvermiſchten und allzu grellen Farben, die ſie dicht neben einander hinklexen, verdienen wohl nur von Unwiſſenden den Namen der Gemälde. Ihre ſchlecht gezeichneten Schmierereyen blenden bloß durch die Illumination: Nachdem ſie den Umriß gemacht, entwerfen ſie dieſelben niemal im Ganzen, um von ihrem Eindruck zu urtheilen; ſondern ſie bearbeiten jeden Theil einzeln, und enden denſelben ohne an das Ganze zu denken. Da ſie nicht im Stande ſind, etwas zuſammen

zu ſetzen, zeichnen ſie alles durch was ſie malen; und weil derjenige, welcher Kopf und Arme gemalt hat, die Draperie nicht malen kann, muß das Stück unter die Hand eines Zweyten, und von da noch gar unter den Pinſel eines Dritten, der den Grund davon ausarbeitet. Ueberdas haben ſie keinen Begriff von der Perſpektiv, ſondern der Grund iſt eben ſo hellfärbig wie die Figuren ſelbſt, und alles Entfernte ſteht in den Wolken.

Die Bildhauerkunſt iſt ihnen beynahe ganz unbekannt: Sie haben keine Statuen, weder aus Marmor noch Stein. Alles was man von dieſer Art ſieht, ſind einige groſſe Figuren welche in den Pagoden ſtehen, aus Holz oder gemaltem Kartenpapier, in Rieſengröße, ungeſtaltet und ohne alle Proportion: Die ganze Figur iſt mit zwey Stücken Holzes zuſammen gefügt, welche vom Kopf bis zu den Füßen reichen, und dieſelbe auf dem Geſimſe im Gleichgewicht erhalten; auch haben ſie nicht die mindeſte Anzüglichkeit. Man kennt ihre Frazzenfiguren, die itzt in ganz Europa verbreitet ſind. Sie verlegen ſich zwar auf die Porträtſchnitzerey; aber nach ihrer Art zu arbeiten iſt es allemal nur bloßer Zufall, wenn ſie etwas Aehnlichkeit mit dem Urbild darein bringen: Der Künſtler bildet erſt einen Kopf nach ſeiner Vorſtellung; und indeßen bearbeitet einer ſeiner Lehrpurſche den Körper beſonders für ſich: Darauf ſucht er die Züge des Kopfes mit den Zügen des Originals gleich zu modeln; und wenn endlich dieſer Kopf vollendet iſt, ſetzt man ihn mittels eines Stück Holzes welches durch beyde durchgeht, auf den Leib, nach welchem ein andrer Arbeiter verſchiedne Lagen von feinem Papier darüber legt, und das Werk an einen Dritten abgiebt, der es dann wechſelweiſe mit Weiß und Roth übermalt.

Geometrie und Baukunſt haben hier kein beſſeres Schickſal; man findet überall keinen Bauverſtändigen. Selbſt die Tempel, die in allen übrigen Ländern durch ihren Pracht Ehrfurcht einflößen, haben in China nichts von Majeſtät an ſich: Nur von auſſen ſind ſie hauptſächlich mit einigen hölzernen von unten bis oben gleich dicken Säulen verziert, die man ſehr dicht neben einander hinſtellt, ſo, daß die Pagoden mehr Hallen als Tempeln ähnlich ſehen. Von außen erkennt man ſie bloß an einigen Rieſenförmigen Figuren von ſtarkem Papier, welche den Eingang verzieren: In der Mitte iſt allemal ein Hof, und in demſelben ein Heerd, worauf man das Sandelholz und die vergoldeten Papiere verbrennt; und im Hintergrunde ein Altar, auf dem ein dickbau=

chigter Götze ſitzt. Man brennt daſelbſt Wachslichter wie auf den katholiſchen Altären in Europa, und während dem Gottesdienſt liegt das Volk auf der Erde dahin geſtreckt.

Die Jeſuiten rühmten die Chineſer als ſehr groſſe Sternkundige: Aber, wie wär' es möglich daß ſie eine Finſterniß berechnen könnten? Sie zählen noch immer bloß mit Kügelchen die an einem Faden hangen, wie ehedem die Ruſſen, und können dadurch die ungeraden Brüche nicht ausdrücken. Haben ſie jemals einige zur Beobachtung der Geſtirne taugliche Inſtrumente erfunden? Wenn ſie auch etwas Neigung zur Sternkunde haben, ſo iſt es bloß eine Folge ihrer Indolenz und ihres Aberglaubens; und die Jeſuiten waren ihnen im Grunde mehr Zeichendeuter als Sternkundige, weil ſelbſt der Pater du Halde, der Apologiſt dieſes Volkes, uns verſichert, ſie würden nur geduldet weil ſie die Almanachs machten, die ſie dann auch ſehr genau mit den aſtrologiſchen Wahrſagereyen vollzuſtopfen ſich beeiferten, um dem Geſchmack der Fürſten und der Nation zu ſchmeicheln.

Da die Jeſuiten und übrigen Miſſionärs anfiengen ſich herum zu zanken, ob das Wort **Tien** Gott oder Himmel heiße, ſahen die Chineſer dieſe Ausländer als eine Rotte unruhiger Köpfe an, die wohl im Stande wären, gefährliche Faktionen anzuſtiften: Aus Furcht alſo, ſie möchten ſich Anhänger verſchaffen, jagten ſie dieſelben aus dem Reiche, und ſchickten ſie nach Makao wo ſie ſich einſchiffen ſollten, um wieder nach Europa zu gehen, aber durch einen glücklichen Zufall neuerdings nach Peking berufen wurden. Bald nach ihrer Vertreibung kündigte ein gelehrter Chineſiſcher Sternkündiger von der erſten Klaſſe eine Sonnenfinſterniß an; und ſeine Berechnungen wurden von dem Tribunal der Mathematik beſtättigt, weil es dieſelben für richtig hielt: Nun fiel aber die Finſterniß einen Tag ſpäter ein, als ſie angekündigt worden war, und der Kaiſer ließ dem Aſtronomen den Kopf abſchlagen. Der Monarch ward dadurch von der Unwiſſenheit ſeines Volks überzeugt, rief die Miſſionärs wieder zurück, ſchloß ſie aber in einen gewißen Bezirk ein, damit ſie keine Unruhen mehr in ſeinem Reiche ſtiften könnten. Wären die Chineſer in der That gute Aſtronomen; beſäßen ſie die Sternkunde ſchon ſeit ſo lange, oder hätten ſie dieſelbe gar noch verbeſſert; würden ſie ſich wohl ſo ſehr erniedrigen, von fremden Nationen Leute zu begehren? Leidet ihr Stolz nicht darunter, wenn ſie ſich's geſtehen müſſen, daß ſie Ausländer nöthig haben? — Da ſeit der Aufhebung der Jeſuiten wenig gelehrte Miſſionärs mehr nach China kommen, ſchickte der Kaiſer im Jahr 1778 nach Kanton, und ließ ſich von allen Natio-

nen einige Künſtler, und eben beſonders Aſtronomen, erbitten; verſprach ihnen auch, ſie ſollten am Hofe zu Peking alle Arten von Freyheiten zu genießen haben, und wie Mandarinen gehalten werden.

Ihre Meynung von den Planeten, die ſie in gleiche Entfernung mit den Fixſternen ſetzen, und ihre auſſerordentliche Furcht bey Annäherung der Finſterniße, beweiſet doch wohl anſchaulich genug, wie unwiſſend ſie in der Sternkunde ſeyen. So oft eine Finſterniß einfällt, macht man es drey Tage zuvor durch öffentlichen Anſchlag bekannt, und befiehlt allen Chineſern, ſie ſollen zu Puſſa beten, daß die Amme-Paoa, oder die Kröte mit drey Pfoten, die Sonne nicht verſchlinge.

Die Erdbeſchreibung verſtehen ſie eben ſo wenig. Nach ihrem Wahn iſt die Erde ein Viereck, und mitten in demſelben liegt ihr Reich. Vom Seeweſen wiſſen ſie vollends nichts: Noch immer ſchreiben ſie die Flut und Ebbe einem groſſen Fiſch zu, der im Grunde des Meeres ſich aufhält. Bey Gelegenheit eines Seeſturmes, wenn die Gefahr am meiſten Geſchicklichkeit und ſchnelle Thätigkeit fordert, beten ſie den Kompaß an, und gehen betend mit demſelben zu Grunde.

Ihre Schiffe oder Sommes, ſind ungeheure Maſchinen. Es befinden ſich einige darunter, welche bis auf tauſend Tonnen führen. Die beyden äuſſern Rände ſind übermäßig hoch, und geben dem Wind eine beträchtliche Oberfläche bloß: Dafür geht auch mehr als die Hälfte davon zu Grunde, weil ſie ſich nicht mehr in's Gleichgewicht ſetzen können, wenn ſie einmal zu ſehr auf der Seite gehen. Ihre Anker ſind aus Holz, ihre Segel aus Matten, und ihre Schiffstaue aus Rottingrohr.

Sie kennen die Inſtrumente nicht, mit denen wir die Höhe zur See meſſen. Die nach Japan und den Philippinen ſchiffen, ſegeln bloß nach den Sternen, welches auch die roheſten Wilden thun; und die nach Batavia, Malakka oder Queda gehen, laſſen auf ihrer Fahrt niemal das Land aus dem Geſichte: So ſteht es mit ihren Kenntnißen vom Seeweſen. Indeß handelten ſie ehedem doch nach Indien. Sie beſuchten die Küſte Koromandel, und ſchifften bis an die Spitze des Bengaliſchen Meerbuſens. Noch ſieht man zu Negapatnam die Ruinen eines Chineſiſchen Thurmes; aber ungegründet iſt es, daß ſie jemals ein Geſchwader von ſechshundert Fahrzeugen nach Europa ſchicken wollten, wie einige Jeſuiten behauptet haben; und daß dieſe angeblichen Fahrzeuge bey Umſchiffung des Vorgebürgs der guten Hoffnung durch einen Sturm zerſtreut worden,

der

der ſie verſenkt oder auf die hohe See verſchlagen habe. Wäre dieſes Vorgeben richtig, ſo müßten viel mehr Chineſer in dieſer Gegend von Afrika ſeyn: Die wenigen welche man daſelbſt findet, ſind aus Batavia gebürtig, oder doch Abſtämmlinge von denen die zu Batavia wohnen.

Es iſt vielleicht eine große Wohlthat für dieſes Reich, daß es ſeine alten Gewohnheiten beybehalten hat. Hätten ſich die Chineſer zu guten Seemännern gebildet, ſo würden ſie unbekannte Länder entdeckt haben, und häufig dahin ausgewandert ſeyn. Die Regierung ſchien dieß voraus geſehen zu haben, weil ſie durch Geſetze die Reiſen in fremde Länder verbietet, und diejenigen für unehrlich erklärt, welche aus dem Reiche wandern. Die auf den Philippinen, zu Malakka und Batavia anſäſſig ſind, ſtammen von jenen Chineſern ab, welche aus ihrem Vaterlande flüchteten, als es die Tataren eroberten, damit ſie ſich die Haare nicht müßten abſchneiden laſſen.

Ihre Muſik iſt ſo ſchlecht als die Muſik der Indier: Wer am meiſten Getöſe macht, iſt der beßte Muſikant.

Niemal waren ſie im Stande eine Taſchen- oder Hanguhr zu machen, obſchon ſie ſich mit allem Fleiß darauf verlegten; und unſre gröbſten Arbeiten aus dieſem Fache erregen ihre Bewunderung.

Die Schönheit ihres Firniſſes haben ſie der Natur zu verdanken.

Ihre Seiden-Arbeiten, die man hier bewundert, weil ſie weit her und wohlfeil ſind, kommen mit unſern Lyoner-Manufakturen nicht in Vergleichung: Ihre Werkzeuge zur Verfertigung derſelben ſind bey weitem nicht ſo einfach wie die unſrigen; und auch jene haben ſie bloß der Erfindung der Jeſuiten zu danken.

Ihr Porzelán iſt wohl auch nicht beſſer als das Sächſiſche und das von Seve.

Ungeachtet der entſetzlichen Menge von Gelehrten, ſind die Schönen Wiſſenſchaften bey ihnen doch noch ſtets in der Kindheit. Ihre Encyklopädie beweiſet, wie weit ſie in dieſem Fache hinter den Europäiſchen Nationen, ſelbſt hinter den Indiern zurück ſind: Sie handelt beſonders von der Art wie man die glücklichen und die unglücklichen Tage müſſe kennen lernen; auf welche Seite des Zimmers man das Bette ſtellen, zu welcher Stunde man eſſen, aus dem Hauſe gehen, das Haus reinigen müſſe u. ſ. f. Dieſes Volk

wird nie weitläufige Kenntniſſe erlangen, weil es unmöglich iſt, daß Leute, deren ganzes Leben nicht hinreicht ihre Sprache zu lernen, jemals viel Unterricht genieſſen können.

Kongfuzee, dieſer groſſe Geſetzgeber, den man über alle menſchliche Weisheit erhebt, hat einige moraliſche Bücher verfaßt, die ſehr wohl auf den Karakter der Nation paſſen; denn ſie enthalten nichts als einen Klumpen unverſtändlicher Dinge, Träume, Kernſprüche und alter Mährchen mit etwas wenig Philoſophie vermiſcht: Alle Handſchriften, welche uns die Miſſionärs als angebliche Ueberſetzungen ſeiner Werke zuſchickten, waren von ihnen ſelbſt verfaßt.

Kongfutzee ſtiftete eine Sekte; es iſt die der Gelehrten und aller ſo genannten Weiſen: Man hält ihn für den größten Philoſophen den China zur Welt gebracht. Seine Werke ſind voll abgeſchmackten Gezeuges, aber doch angebetet; und wer eine Schule öffnet, wiedmet ſie allemal dem Kongfuzee.

Dieſer Kongfuzee und ſeine Nachkommen haben viele tauſend Sentenzen geſchrieben die man für alle Vörfälle angepaſſt hat, ſo wie wir die Sprüche des Noſtradamus und des ewigen Juden ausgelegt haben. An dieſe glauben bey uns heut zu Tage nur noch alte Weiber und Kinder; aber in China richtet man alle Geſchäfte nach denen des Kongfuzee ein.

Die Chineſer unternehmen nichts, ohne die Karaktere des Kongfuzee *) zu Rathe gezogen, und vor ſeinem Bilde ein Licht von Sandelholz und ein Stück vergoldetes Papier angezündet zu haben: Andre ziehen die Schildkröte oder die Bohne **) zu Rath; denn dieſe drey Dinge hält man für ſehr weſentlich, und drey Viertheile von allen Chineſern handeln bloß nach dem Ausſpruch derſelben. Sie ſind den ganzen Tag unruhig, wenn ihnen das Orakel denſelben als einen unglücklichen angekündigt hat.

Ihr Aberglaube für die Zahl neun iſt auſſerordentlich groß; alles wird nach dieſer

*) Dies ſind Pflöckchen aus Bambus, auf denen die von Kongfuzee in ſeinem Kapitel von den Vorbedeutungen angezeigten Karaktere eingegraben ſind: Man zieht einige aus dieſen hervor, und ihre Karaktere müſſen einander entſprechen.

**) Die Bohne iſt eine Gattung von zerbrochner Form, welche die Chineſer in die Luft werfen um zu ſehen, ob die zwey Stücke aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt, beyde nach einerley Gegend hinfallen werden.

Zahl verrichtet: Man ſchlägt neunmal das Haupt an *) wenn man einen Mandarin anredet; und dieſer verrichtet die nämliche Zeremonie wenn er ſich dem Kaiſer nähert. Alle Thürme haben neun Stockwerke: Sie wurden gebaut um durch gewiſſe Signale in der Hauptſtadt zu verkünden, was auf den äuſſerſten Gränzen des Reichs vorgieng, und waren je von drey Meilen zu drey Meilen angelegt; nun aber, da ſie allmählig zuſammenfallen, dienen ſie nur noch als Wachthäuſer.

Die Mandarinen ſind in neun Klaſſen getheilt. Man ſtraft die Verwandten eines Miſſethäters bis in den neunten Grad, und ſeine Familie bleibt bis zur neunten Generation entehrt.

Die lächerlichen Zeremonien beym Begrüßen, bey den Beſuchen und Gaſtmalen, ſind lauter Geſetze die der Chineſer nicht unterlaſſen darf: Er würde ſelbſt ſeinen beßten Freund nicht anderſt als geſtiefelt empfangen.

Der gewöhnliche Gruß gegen jemanden ſeines gleichen, beſteht darin, daß man die Hände geſchloſſen neben einander vor die Bruſt legt, ſie einigemal bewegt, dabey das Haupt ein wenig neigt, und ſein ſin, ſin! dazu ausſpricht; aber gegen Leute, denen man Ehrfurcht bezeugen muß, neigt man den Körper ſehr tief, faltet dabey die Hände, ſtreckt ſie in die Höhe und wieder bis zur Erde nieder.

Die Chineſer nehmen ſo viele Weiber als ſie ernähren können. Dieſer unnatürliche Gebrauch muß nothwendig Einfluß auf die Sitten haben, und der Bevölkerung Schaden thun. Sie ſind höchſt eiferſüchtig, ſchlieſſen ihre Weiber ein, und erlauben nicht einmal einem Bruder dieſelben zu beſuchen; daher ſieht man auf den Straſſen keine andern Weibsleute, als die Gattinen jener Elenden, die aus Armuth nur Ein Weib haben, und deren Füſſe nicht geſchraubt worden; denn ſchon in der Kindheit legt man ſonſt den Mädchen küpferne Schuhe an, damit die Füſſe nicht wachſen können. Dieſer Zwang hemmt den Umlauf des Geblüts; und ſobald dieß einmal geſchehen iſt, trocknen die Füſſe aus, und ſind nicht mehr fähig den Körper zu tragen: Daher haben ſie alle einen ſo wacklichten Gang wie die Gänſe. Dieſe Gewohnheit, welche anfangs ein Kniff der Politick war, iſt itzt die Wirkung der Eigenliebe; man verſtümmelt ſich

---

*) Das Haupt anſchlagen heißt, daſſelbe neunmal gegen die Erde neigen, wenn man ſich zu Boden wirft.

auf dieſe Art um zu zeigen, daß man in der Weichlichkeit lebe, und nicht nöthig habe zu arbeiten. Aus eben dem Grunde laſſen die Chineſerinen auch die Nägel, ohne ſie jemals abzuſchneiden, ſtets fortwachſen.

Die Häuſer ſind nicht ſehr reich möblirt: Einige Lehnſtüle, Seſſel, und Tiſche auf die man antike Gefäße ſetzt, machen die gröſte Zierde davon aus. Das koſtbarſte aber iſt das Bild des Gottes, das man auf ein kleines Gehäuſe ſtellt, vor dem man ſeine täglichen Gebete und gottesdienſtlichen Zeremonien verrichtet.

Die Chineſiſche Kleidung iſt eine Gattung ſeidnes Hemd von verſchiedner Farbe, das vorne zugeknöpft wird. Sie ziehen manchmal achte dergleichen je eins über das andre an, und bey kalter Witterung auch noch eine Art von Mäntelchen aus ſchwarzem Tuch. Unter alle dieſem tragen ſie groſſe Hoſen, und Stiefel aus Atlaß, die manchmal durchgenäht ſind, und Sohlen von Papier, mehr als Einen Zoll in der Dicke, haben. Sie ſcheeren ſich die Haare ab, und laſſen nur am hintern Theil des Kopfes einen Büſchel davon ſtehen, den ſie dann in einen Zopf flechten, und Peneſe heiſſen. Zwickelbärte dürfen nur die Hausväter tragen, welche dieſelben auch ſorgfältig pflegen, und beſtändig mit der Hand ſtreichen, um ſie hübſch glatt zu behalten. Den Nagel am kleinen Finger beſchneiden ſie niemal; die Handwerker ausgenommen, welche wegen ihrer Handarbeit dieſe Herrlichkeit nicht mitmachen können. Die Kleidung der Weibsleute iſt faſt wie die der Männer. Die Verheyratheten binden in der Provinz Kanton ihre Haare mitten über dem Haupt zuſammen, und machen Knoten daraus, die ſie mit Blumen ſchmücken und mit goldnen Nadeln zuſammenheften. Die unverheyratheten Mädchen beſchneiden ſie rings um die Stirne zween Zoll von der Wurzel weg, und kräuſeln ſie nicht; doch ſind dieſe Moden nicht allenthalben gleich, ſondern ändern ſich in den verſchiednen Provinzen auch verſchieden ab.

Die Mandarinen zeichnen ſich durch einen Knopf von Gold, Perlen oder Koralen aus, den ſie nach ihrem verſchiednen Range an ihrer Mütze tragen. Auch an dem Gürtel kann man aus der Zahl der Perlen, mit denen er beſetzt iſt, ihren Rang unterſcheiden. Die Mandarinen von der erſten Klaſſe tragen auf der Bruſt und auf dem Rücken ein Stück viereckigten Zeuges, auf welchem Gold und Silber glänzen, und die Attribute ihrer Würde geſtickt ſind. Aus dieſem Zeichen erkennt man ſie; und dann

P. Sonnerat pinx. *Poisson, Sculp.*

auch noch an der Menge von Henkersknechten die vor ihnen hergehen, Wimpel, Sonnenſchirme, und groſſe Peitſchen tragen, auch Ketten und Bambusſtöcke mit ſich ſchleppen. Durch dieſes Gelärm blenden ſie das Volk, welches ſchon auf die bloſſe Anſicht eines ſo fürchterlichen und zahlreichen Geleites zittert. Die Mandarinen welche zu Waſſer reiſen, haben Galeren oder eigentlich ſchwimmende Häuſer, Schampans genannt, welche ſehr bequem, und inwendig in mehrere Zimmer abgetheilt ſind. Auch haben ſie gewöhnlich Muſikanten, und ein für ihre Würde anſtändiges Gefolge bey ſich. Man unterſcheidet ihren Rang an den auf dem Verdeck der Galere aufgeſteckten Wimpeln und Picken.

Die Vorſtellung des Todes quält die Chineſer unaufhörlich, und verfolgt ſie ſelbſt bis in ihre Vergnügungen. Indeß kömmt er ihnen ſanfter vor, wenn ſie einen Sarg kaufen, und ihr Grab an dem Abhang eines Hügels in einer angenehmen Lage erhalten können.

Sie verſchwenden übermäßige Summen für ihre Leichenbegängniſſe, die manchmal erſt ſechs Jahre nach dem Tode mit erſtaunlichem Pracht gefeyert werden. Sie miethen ſich beſondre Leute die ſie in Weiß kleiden, welche dann den Trauerzug ausmachen, und hinter der Leiche her weinen müſſen (LXXXIII. Tafel). Den Verſtorbnen führt man einige Tage hintereinander, unter der Begleitung einer Menge von muſikaliſchen Inſtrumenten, auf dem Waſſer umher; wobey das Fahrzeug, darin er liegt, und alle übrige welche dasſelbe begleiten, beleuchtet ſind, ſo daß die aus verſchiednen Farben beſtehenden Feuer bis an die Spitze der Maſtbäume verſchiedne Zeichnungen bilden. Wenn das Grab weit von dem Platz entfernt iſt wo der Chineſer geſtorben, bringt man ihn mit groſſem Gepränge dorthin, und richtet von einem Ort zum andern Gezelte auf, um mit dem Leichnam darunter zu ruhen: Seine Verwandten und Freunde bringen ihm Geſchenke und Lebensmittel; auch wenn er ſchon in ſeiner letzten Ruheſtätte iſt, trägt man ihm noch immer Eßwaaren zu.

Da die weiſſe Farbe bey den Chineſern die Trauerfarbe, und die ſchwarze die Farbe der Freude iſt, tragen faſt alle Europäer, dieſer Gewohnheit zufolge, Weſten von ſchwarzem Atlaß.

Man unterſcheidet in dieſem Reiche drey Hauptſekten: Die Sekte der Gelehrten,

welche der Lehre des Kongfuhtze anhängt; die Sekte des Lao-Kium, und die Sekte des Foe, welche die vornehmſte nnd älteſte iſt. Die Lehrſätze dieſer letztern ſind mit denen des Wiſchenu einerley; die Grundlage davon iſt die Seelenwanderung.

Die Prieſter des Foe heiſſen Bonzen. Ihre Anzahl iſt entſetzlich; ſie beläuft ſich im ganzen Reiche über eine Million, und dieſe ungeheure Menge lebt bloß von Almoſen. Gleich den Mönchen aller übrigen Nationen verſtecken ſie, unter der Maske von Leibeskreuzigung und Eingezogenheit, abſcheulich viel Stolz und Habſucht. Sie ſind nicht verachtet, wie man behaupten wollte; ihr Oberhaupt genießt die größten Freyheiten: Wenn er zu dem Vizekönig einer Provinz kömmt, grüßt er ihn erſt nachdem ihn jener bewillkommt hat, und ſetzt ſich vor ihm nieder ehe es der Vizekönig befiehlt. Da Foe die Lehre von der Seelenwanderung predigte, vergaß er ja nicht, zu dem Befehl, die Thiere zu lieben, auch noch jenen beyzufügen, daß man die Mönche wohl halten und ihnen Almoſen geben ſollte: Dieſe zwey Gebote ſtimmen zwar ziemlich wohl zuſammen, ſind aber deswegen doch beyde gleich ungereimt und ſchädlich.

Die Bonzen laſſen ſich das Peneſe ſcheeren, tragen einen grauen Rock, und verheyrathen ſich nicht. Ihre Vorſteher haben eine wohl ausgedachte Liſt erfunden, den Betrügereyen ihrer Untergebenen vorzubeugen, und ſich reichere Almoſen zu verſchaffen: Die Almoſenſammler müſſen ein Verzeichniß bey ſich tragen, auf daß jederman das Almoſen, welches er giebt, mit eigner Hand aufzeichnet und unterſchreibt: Eine einträgliche Erfindung, welche die Eigenliebe allenthalben zwingt, ſich freygebig zu zeigen.

Die Chineſer ſind hübſch gewachſen, flink und tapfer, wenn es bey einer Schlägerey nur Spaß gilt: Aber ſobald aus der Sache Ernſt wird, verſchwinden alle ihre kleinen Kniffe; Furcht und Feigherzigkeit überwältigen ſie, und zwingen ſie zur Flucht. Schon von ihrer erſten Jugend an üben ſie ſich, Laſten von hundert und hundert fünfzig Pfunden zu heben, bis ſie dieſelben mit ausgeſtrecktem Arm über den Kopf emporhalten können. Gegen ſieben bis acht mit Erde gefüllte und an der Oberdecke des Zimmers hangende Säcke ſchlagen ſie ſich wacker herum: Sie ſtellen ſich in die Mitte dieſer Säcke, ſchaukeln dieſelben und geben ſich alle Mühe daß ſie von keinem Stoß derſelben getroffen werden. Noch kennen ſie eine beſondre Art

ihre Muskeln ſteif zu machen; dieß nennen ſie ſich abhärten, und bedienen ſich dieſes Kunſtgriffes im Ringen wider ihren Gegner ſehr wohl, indem ſie den einem Schlag ausgeſetzten Theil des Körpers, wie geſagt, ſteif machen, ſo daß jener mehr Schmerz empfindet welcher ſchlägt, als der welcher geſchlagen wird.

Doch, alles dieß flößt ihnen keinen wahren Muth ein. Sie ſind äuſſerſt ſchlechte Krieger, und werden ſtets von jeder Nation bezwungen werden die ſie angreifen will. Keine ihrer Städte wäre im Stande eine Belagerung von drey Tagen auszuhalten: Alle ihre Feſtungen ſind beynahe rund und niedrig; die Mauern dünne, die Schießſcharten ungleich, nur wie ein bloſſes Loch, ſo daß man den Kanonen nicht mehr als Einerley Richtung geben kann; und überhaupt taugt ihre Artillerie zu nichts weiter als zu Freudenſchieſſen. Ihre Flinten führen noch Lunten; und ſo oft ſie losbrennen, wenden ſie allemal den Kopf weg, ſobald das Gewehr nach dem Ziel gerichtet iſt.

Im Jahr 1640. kam Lyſtſching an der Spitze einer Räuberbande, jagte den Kaiſer vom Throne, ließ ſich ſtatt desſelben als Monarchen ausrufen, und eroberte in wenig Zeit das ganze Reich. Uſankuei wollte ſeinen Beherrſcher rächen, ſammelte eine Armee, und zog gegen den Kronenräuber zu Felde. Dieſe Unruhen machten ſich die Tataren zu Nutze: Ihr Anführer nahm Peking ein, und ſetzte ſeinen Neffen Schün-Tſchi auf den Thron.

Noch vor kurzem ſchlugen dreyßigtauſend Barmans ein Heer von hunderttauſend Chineſern. Mit Einem Wort, jedes Volk welches nur mit einer mittelmäßigen Macht in China eindringt, wird dieſes Reich auch unterjochen.

Die Chineſer verſtehen den kleinen Handel wohl, weil nicht viel Genie dazu nöthig iſt. Sie haben eine einzige Münze aus ſchlechtem Kupfer, welche Kaſche (Cache) heißt, und in der Mitte ein viereckigtes Loch hat, das dazu dient, dieſelbe an eine Schnur zu faſſen. Noch haben ſie eine andre idealiſche Münze Taele genannt, welche zehen Maſſen, oder 7. Livres 10. Sols franzöſiſches Geld gilt: Die Maſſe gilt zehn Kondorins, der Kondorin zehn Kaſches, und die Kaſche zehn Hardo. Die Taele dient zur Grundlage aller Rechnungen.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Die Chineſer ſind ſchelmiſch, hochmüthig, frech und feigherzig. Zehn Europäer, nur mit Prügeln bewaffnet, würden ihrer tauſend in die Flucht jagen; und eben weil ſie dieſe ihre Schwäche kennen, verſtatten ſie uns keine Freyheit. Wir haben uns allzuſehr bloß gegeben, daß uns an dem Handel mit ihnen viel gelegen ſey; und dieſes unſer Beſtreben haben ſie ſich zu Nutze gemacht: Ueberdas macht die Furcht, ohne Ladung und Lebensmittel abreiſen zu müſſen, daß man ſelbſt die Ehre ſeiner Nation aufopfert. Welche Beſchimpfung iſt es nicht für die Britten, daß ſie einen Matroſen bezahlen mußten, damit er ſtatt ſeines Schiffkapitäns den Schabuk aushielt, weil dieſer Offizier den Brand eines Chineſiſchen Fahrzeuges unmöglich verhindern konnte! Iſt es aber auch nicht gleich ſchändlich für die franzöſiſche Nation, daß ein Bedienter des Herrn Rot, Faktors der Kompagnie, ſtatt ſeines Herrn drey Jahre gefangen ſitzen, und daß Herr Rot noch überdas viertauſend Piaſter zahlen mußte, weil er das Unglück hatte, unwillkürlicher Weiſe einen Chineſer auf der Jagd todt zu ſchieſſen? *)

*) Man vergleiche mit dieſem Kapitel den Artikel Sineſer in Schlözers Vorſtellung der Univerſalhiſtorie, 2. Ausgabe, S. 122. u. f. A. d. Ueb.

Zwey=

Zweytes Kapitel

Von Pegu.

Zur Zeit da ſich die Portugieſen in dieſer Gegend feſtſetzten, fanden ſie dieſelbe in zwey Königreiche eingetheilt: Die Abaſſys, welche in Europa unter dem Name der Peguaner bekannt ſind, bewohnten das Reich Pegu; und die Barmans das Reich Ava. Dieſe beyde Nationen lebten nicht lange in gutem Verſtändniß zuſammen. Der König von Ava ward über den Handel ſeiner Nachbarn eiferſüchtig, ſammelte im Jahr 1685 ein mächtiges Heer, und kündigte ihnen den Krieg an. — Er überwand ſie, brachte ihren König ſamt deſſen ganzer Familie ums Leben, und wollte ſelbſt den Namen Pegu gänzlich vertilgen. So vereinigte er beyde Staaten unter ſeine Herrſchaft, die von nun an nur noch ein einziges Reich ausmachten. Dieß erſtreckt ſich gegen Norden bis an China; gegen Oſten gränzt es an Tonkin, Quinam und Cochinchina; gegen Süden an das Königreich Siam; gegen Weſten eineſtheils an das Meer, an deſſen Küſte es bis Schatigam hinläuft, und alſo anderstheils an Bengalen ſtößt.

Im Jahr 1735 warfen die überwundenen Peguaner das Joch wieder ab, und rächten das Blut ihrer ehemaligen Beherrſcher; ſchlugen den Tyrannen mit ſeiner ganzen Familie ebenfalls zu Tode, und erwählten einen ganz neuen König, weil aus dem ehemaligen königlichen Stamme kein rechtmäßiger Prinz mehr übrig war. Dieſer neue König brachte durch ſeine Standhaftigkeit das Reich wieder vollends zur Ruhe: Muthig ſetzte er ſich im Beſitz ſeines Thrones feſte, rottete die Aufrührer aus, und beſchäftigte ſich, durch Wiederherſtellung der blühenden Handlung ſeinen Staaten neuerdings zu ihrem erſten Wohlſtand zu verhelfen. Er ſuchte die Europäer dahin zu ziehen: Die Engländer machten ſich die Gelegenheit ſogleich zu Nutze, und errichteten zu Groß- und Klein-Negrailles, zu Bakim an der weſtlichen Spitze der Küſte von Pegu, und noch an mehrern Plätzen Faktoreyen.

Um eben dieſe Zeit wurden die Holländer durch Allawerdikan, Nabab von Bengalen, aus Bankibazard verjagt, flüchteten ſich nach Pegu, und wollten ſich durch die Gewalt der Waffen daſelbſt feſtſetzen; aber ſie waren zu ſchwach dieſes Unternehmen auszuführen, und wurden ſämtlich niedergehauen.

Die Franzoſen benutzten die freundſchaftlichen Geſinnungen des Königs von Pegu beſſer: Herr Dupleix, General-Gouverneur von Indien, ſchickte im Jahr 1751 einen Geſandten mit beträchtlichen Geſchenken an denſelben; und ſo erhielt er für die franzöſiſche Nation die Einwilligung, eine Faktorey zu Siriam *) zu errichten, welche ſie noch beſitzen würde, wenn nicht folgende Revolution dazwiſchen gekommen wäre.

Nach zwanzig friedlichen Jahren ſtiftete ein gemeiner Landmann eine Empörung an: Er war ſeiner Abkunft ein Barman, und hieß **Alompra**. Dieſer hatte ſich im Kopf geſetzt, an der Spitze ſeiner ihm untergebnen Ackersleute der Befreyer ſeiner Nation zu werden, und das Joch der Peguaner abzuwerfen. Sein Trupp war bloß mit Knütteln bewaffnet, machte aber doch einige glückliche Streiche. Der König von Pegu verachtete anfangs dieſen Feind, und that ihm nur ſchwachen Widerſtand; erfuhr aber bald, daß jeder Feind gefährlich ſey. Der Anhang des Alompra verſtärkte ſich von Tag zu Tag, und war in kurzer Zeit bis auf zwanzigtauſend Barmanen angewachſen, mit denen er die Hauptſtadt des Reichs einnahm, wo er Waffen und Munition fand. Durch dieſe Eroberung angefeuert, ließ er ſich als König ausrufen, ſchiffte mit erſtaunlicher Schnelle den Strom hinunter, und lagerte ſich zwo Meilen vor Siriam, an eben dem Platz wo er die Stadt Rangon gründete, welche nachher zur allgemeinen Handlungsniederlage ward: Er belagerte Siriam, und ließ ſie nach der Einnahme ganz zu Boden reiſſen, um die Einwohner für ihre achtzehn Monat lange Gegenwehre zu beſtrafen.

Die Franzoſen hatten mit Alompra einen Neutralitäts-Vertrag geſchloſſen, den ſie aber nicht hielten. Der König von Pegu begehrte Hilfe aus Pondiſchery: Man berieth ſich lange darüber; und endlich ſchickte man ihm im Monat Julius 1756 auf den Schiffen der **Fleißige** und die **Galathee** etwas an Truppen und Kriegsvorrath. Die Galathee kam zwar lange vor dem andern Schiff an den Ort ſeiner Beſtimmung, konnte aber doch erſt zween Tage nach Uebergabe der Stadt vor Siriam ankern; und der Kapitän fiel bald in eine Schlinge, die ihm Alompra gelegt hatte. Dieſer, über die Franzoſen aufgebracht, bemeiſterte ſich des Schiffes, ließ allen Offizieren und dem

*) Eine Stadt in Pegu, wo die Europäer ehedem hin handelten. Sie ſteht itzt nicht mehr; aber der Fluß an dem ſie gelegen war, heißt noch der Siriam, von dem auch die ſchönen Siriamſchen Granatſteine den Namen haben, obſchon man ſie irriger Weiſe Syriſche Granaten nennt.

Agenten der Nation die Köpfe abſchlagen, und behielt die Matroſen und Soldaten als ſeine Gefangne.

Der Fleißige, welcher unter Wegs auf den **Nikobardiſchen** Inſeln einlaufen mußte, kam erſt ſechs Wochen nach der Galathee an ſeinen Ort: Der Kapitän deſſelben war behutſamer; er lief mit vieler Vorſicht in den Strom ein; und wie er das Unglück ſeiner Landsleute vernahm, gieng er wieder nach Pondiſchery zurück.

Alompra bediente ſich der auf dem Schiff Galathee erhaſchten Munition und Soldaten ſehr wohl; verſprach dieſen letztern hübſche Belohnungen, und blokirte den König von Pegu in ſeiner Hauptſtadt. Dieſer hielt die Belagerung bis auf den Monat Mai im J. 1757 aus, wo er ſich endlich ergeben mußte. Der Sieger bediente ſich einer beſondern Liſt, um ihn aus der Welt zu ſchaffen. Es war eine alte Weißagung in den Jahrbüchern des Landes verzeichnet, daß derjenige, welcher auf die Pagode zu Rangon eine Krone ſetzen würde, alle ſeine Feinde überwinden, und für den mächtigſten aller Könige erkannt werden ſollte. Alompra ließ alſo eine goldne Krone mit Diamanten und Rubinen verſetzt machen, die ſo ſchwer war als er, ſeine Frau und ſeine Kinder: Dieſe ſetzte er in Gegenwart des gefangenen Königs auf die Kupol der Pagode, und fragte dann jenen, ob er ihn für ſeinen Herrn erkenne? Der König antwortete mit Nein! Hierauf ließ ihm der Empörer das Haupt abſchlagen.

Während dieſen Unruhen befeſtigten die Engländer ihre Beſitzungen zu Bakim und Negrailles: Da ſie die einzigen Europäer waren, welche auf den Einfall geriethen, Feſtungen zu bauen, wurden ſie dem neuen König verdächtig, und er griff ſie einigemal mit ſeinen Barmanen an; ward aber allemal zurückgeſchlagen. Endlich führte er die gefangenen Franzoſen gegen die Britten, und jagte ſie damit gänzlich aus ſeinem Reiche.

Bekanntlich ſind Elend und Entvölkerung die unausweichlichen Folgen des Kriegs. Wie Alompra die Früchte ſeiner Bemühungen genießen wollte, ſah er mit Verdruß, daß er weiter nichts als eine Wüſte zu beherrſchen hätte. Dieſe Leere auszufüllen, wußt' er kein ander Mittel, als Siam zu erobern, und in ſeine alten Staaten die neue Nation zu verpflanzen, die er ſich durch dieſe Eroberung unterwürfig machen würde. In dieſer Abſicht zog er mit vierzigtauſend Mann gegen Siam, und eroberte auf ſeinem Marſch **Tawaye**, **Tennaſſerin** und **Mergi**. In wenig Zeit drang er bis Siam vor, belagerte es, und würde es ohne Zweifel erobert haben, wenn ihm nicht die Beſchwerlichkei

ten einer langwierigen und müheſamen Belagerung eine Dyſſenterie zugezogen hätten, an der er im Monat September 1760 im fünfzigſten Jahr ſeines Alters verſtarb.

Seine Söhne, welche ihn auf dieſem Feldzuge begleitet hatten, ließen ſeinen Körper einbalſamiren, und mit allem ihm gebührenden Gepränge nach Pegu bringen. Der älteſte davon, Namens Kandropa, ward zu ſeinem Nachfolger erklärt. Er war ein friedliebender Mann, und beherrſchte ſein Volk ziemlich weiſe; aber nach fünf friedlichen Jahren ſtarb er ohne Erben, und das Reich fiel an ſeinen Bruder Zekinmedu.

Dieſer dachte eben ſo wie ſein Vater: Er fieng den Krieg mit Siam neuerdings an, und brachte ihn ſo glücklich zu Ende, als muthig ihn ſein Vater angefangen hatte. Siam ward erobert, und der König mit ſeiner ganzen Familie zu Gefangnen gemacht. Dieſer unglückliche, ſeiner Staaten beraubte Fürſt iſt noch heut zu Tage das rührendſte Beyſpiel von den unſtäten Launen des Glücks: Seine Hände, die ehedem das Zepter führten, mußten ſich zu den niedrigſten Arbeiten abhärten: Aller ſeiner Güter beraubt, lebt er itzt im äuſſerſten Elend, und ſcheint von ſeinem Ueberwinder nur in der Abſicht mit dem Tode verſchont zu ſeyn, damit er ſich deſto heftiger nach demſelben ſehne.

Nachdem Zekinmedu einige Millionen gefangener Siamer in ſeine ältern Staaten verſandt hatte, unterjochte er die Kaſſayer, und kündigte auch den Chineſern den Krieg an, die ihm aber bald ein Heer von hunderttauſend Mann entgegenſtellten. Zekinmedu hatte nur dreyßigtauſend; aber er griff die Chineſer damit ſo wüthend an, daß er ſie bald in Unordnung bracht, und ſechszigtauſend davon zu Gefangnen machte, welche er ſämtlich in die Gegend um Ava verſetzte, wo ſie das Feld bauen müßen.

Ungefähr um eben die Zeit, nämlich im Jahr 1769, ſuchte die Oſtindiſche Kompagnie bey ihm um die Einwilligung an, ihre Handlung in Pegu wieder auf den ehemaligen Fuß ſetzen zu dürfen. Der Fürſt nahm den Deputirten der Kompagnie mit vieler Achtung auf, gab ihm die glänzendſten Beweiſe ſeiner Zuneigung für die franzöſiſche Nation, und ſchickte ihn mit folgendem Brief an den Rath von Pondiſchery zurück:

„Ich Kaiſer von Ava, König der Könige und aller Mächte, thu Euch zu wiſſen, „daß ich den Brief von Euerm Geſandten, Herrn Faraud, ſamt den überſchickten Ge„ſchenken erhalten habe. Die Geſchenke ſind ein Stück von rothem Sammet, ein „anderes von ſchwarzem, und ein drittes von gelbem; fünf Stücke von Gold- und Sil„berſtoff; zwey Päckchen goldne, und zwey Päckchen ſilberne Galonen; achthundert

„ achtzig kleine Meſſer; eine Flinte mit doppeltem Lauf und mit Gold eingelegt; fünf-
„ hundert fünf und zwanzig andre Schießgewehre, zweyhundert ſechs und achtzig Ka-
„ nonkugeln; achtzehnhundert Flintenkugeln; hundert gefüllte Grenaden, ein Fäßchen
„ Flintenſteine, und zehn Fäßchen Pulfer. Auch hab' ich den Brief erhalten, den
„ mir Euer Geſandter übergeben, und mein Sklave Milard verdollmetſcht hat *). Ich
„ habe Euern Geſandten in meinen goldenen Pallaſt aufgenommen. In Betreff Eurer
„ Geſuche, kann ich euch die Inſel Mulke nicht einräumen, weil es ein verdächtiger
„ Ort iſt. Auch will ich Euch die fünf Franzoſen nicht wieder ausliefern: Ihr ſprecht
„ mir etwas von ihrer Bezahlung, und verlangt jemanden der ihre Rechnungen ab-
„ ſchlieſſe; ich überlaſſe dieſes dem Gutbefinden des Milard. Ich befreye Euch von
„ allen Abgaben, und laſſe euch in Euerm Handel ungeſtört. Ich räume Euch den
„ ſüdwärts von Rangon gelegenen Platz ein, welcher Nangthû heißt; auch eine Stre-
„ cke Landes längs dem Fluß hin, welche fünfhundert Thas **) lang und zweyhundert
„ breit iſt, und die der Statthalter von Rangon wird ausmeſſen laſſen. Alle franzöſi-
„ ſche Schiffe, welche im Hafen der franzöſiſchen Beſitzung einlaufen werden, müſſen
„ die Rechnung ihrer Waaren und übrigen Güter dem Statthalter von Rangon ein-
„ liefern, damit ich ſehe, was ich für Geſchenke fordern müſſe, um mich für die er-
„ laſſenen Abgaben zu entſchädigen. Auch dürft Ihr ohne meine Erlaubniß keine Kriegs-
„ Munition in meinen Staaten verkaufen. Dieſes alles zu befolgen, werd' ich meine
„ Befehle an den Statthalter von Rangon ſenden. Wenn Franzöſiſche Schiffe an-
„ langen, wird er an Bord kommen, und ſie viſitiren; und ſobald die Waaren in den
„ Magazinen ſind, wird er ſolche verſiegeln.

„ Alle Schiffe welche auf der Franzöſiſchen Beſitzung landen, müſſen ihr Steuer-
„ ruder an's Land bringen.

„ Ich ſende Euch Euern Geſandten mit dem Vertrag, den ich mit ihm geſchloſſen. „

Gegeben den 12. Mondstag, des Monat Kſchug, 1132.

---

*) Herr Milard war als Freywilliger auf der Galathee mit nach Pegu gegangen. Er hatte das Glück, dem Schickſal ſeiner übrigen Landsleute zu entkommen, und gewann ſich ſogar die Freundſchaft des Königs, der ihn zum Oberſtaufſeher ſeiner Artillerie, und zum Kapitän ſeiner Leibwache machte. Er leiſtete in verſchiednen Gelegenheiten den Franzoſen wichtige Dienſte; beſonders dem Herrn von Gouyon, Kommandant Kaſtries, welcher während den Unruhen von 1775. daſelbſt war; wobey man die Franzoſen im Verdacht hatte daß ſie die Rebellen unterſtützten. Er ſtarb im Jahr 1778.

**) Der Thas enthält zehn und einen halben Fuß.

Die Indiſche Kompagnie erhielt alſo eine beträchtliche Beſitzung bey Rangon, mit dem Recht ihre Magazine daſelbſt anzulegen, und die Franzöſiſche Flagge aufzuſtecken: Sie war die einzige, welcher der König von Pegu jemals die letzt genannte Freyheit zugeſtanden hatte. Die Engländer, Holländer und Armenier konnten ſie nie erhalten. Aber die Kompagnie wußte dieſe Vortheile nicht genugſam zu benutzen; und daher ſind die Franzoſen, welche itzt nach dieſer Gegend handeln, nicht mehr von den übrigen Nationen unterſchieden: Der König hält ſie gleich allen andern für ſeine Sklaven, ſobald ſie einen Fuß in ſein Land ſetzen.

Die Siamer blieben nicht lange Unterthanen der Barmanen. Jene, welche ſich, um der Sklaverey auszuweichen, in die Wälder geflüchtet hatten, verſammelten ſich, erwählten einen König, der von Chineſiſcher Abkunft war, rückten unter ſeiner Anführung zu Felde, und jagten die Peguaner ſamt den Barmanen aus Siam. Der König von Ava wollte ſie zum zweytenmal unterjochen, und verſammelte in dieſer Abſicht im Jahr 1775 ein zahlreiches Heer, das aus Peguanern und Barmanen beſtand. Die erſtern, welche an der Zahl ſtärker waren, empörten ſich, hieben den größten Theil der Barmanen in Stücke, und rückten gegen Rangon; aber es fehlte ihnen an guten Anführern. Ihre ganze Unternehmung lief darum fruchtlos ab, und ſie verurſachten keine neue Revolution. Zekinmedu ſtellte die Ruhe ſeines Reiches bald wieder her, und ſtarb darauf im folgenden Jahre. Zufolge dem Teſtament des Alompra, ſollten ihm ſeine Brüder in der Regierung folgen; aber Zekinmedu ließ einige Zeit vor ſeinem Tode ſeinen älteſten Sohn zum König erklären, der auch in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre den Thron beſtieg. Um alle Weitläufigkeiten mit ſeines Vaters Brüdern zu vermeiden, ließ er ſie ſämtlich, fünf an der Zahl, hinrichten; das gleiche that er an ſeinen Brüdern und allen Herren des Hofs welche ihnen zugethan waren. Durch dieſe abſcheuliche Mordthaten ſitzt er itzt ruhig und friedlich auf ſeinem mit Blut beſpritzten Throne.

Die Peguaner und Barmanen ſind nicht in Stämme oder Zünfte eingetheilt. — Sie haben alle einerley Religion, welche in ihrem Anfang die der Bramanen geweſen zu ſeyn ſcheint: Die Grundlage davon iſt die Seelenwanderung; aber ſie haben dieſelbe ſo ſehr verunſtaltet, daß ſie alle Arten von Thieren eſſen; ſelbſt die Ochſen, obſchon ſie keinen tödten. Ihrer vornehmſten Götter ſind ſieben, davon ſich die fünf erſtern ſchon verkörpert und auf der Erde gelebt haben, um den Menſchen die Tugend

kennen zu lehren. Die zween noch übrigen ſollen einſt die glücklichen Zeiten der erſten Weltalter wieder auf die Erde bringen. Indeſſen beten ſie eigentlich nur Einen an, welcher Godeman heißt: Er iſt der letzte aus den ſchon verkörperten, und ſcheint mit dem Wiſchenu Einerley Gottheit zu ſeyn.

Die heiligen Bücher geben die Zeit ſeines irdiſchen Lebens nicht an: Sie ſagen nur, daß er bey ſeinem Tode verſprochen habe, er wolle ſeine unendlichen Gnaden ſechstauſend Jahre lang allen jenen ertheilen, welche ihn anrufen würden. Um dieſe Gnaden zu verdienen, gehen die Peguaner und Barmanen genau alle Wochen einmal in ſeine Pagode; ſingen daſelbſt an den Feſttagen ihm zu Ehren Lobgeſänge, brennen Wachslichter vor ſeinem Bilde, und opfern ihm Fleiſch, Fiſche, Gemüſe, und gekochten Reis; welches alles den Hunden und andern Thieren, die ungehindert zur Pagode ein- und auslaufen, zur Beute wird.

Ihre Tempel haben einen anſtändigen Schmuck: Sie füllen dieſelben nicht mit ärgerlichen Bildern aus, wie die Indier auf Koromandel, Malabar, und in Bengalen. Die Peguaner bezeugen eine auſſerordenliche Verehrung gegen den Tempel Kelkel, nahe bey Siriam, und die Barmanen gegen den Tempel Digon, nahe bey Rangon. Dieſer letztere iſt auf eine ſonderbare Art gebaut. Er läuft kegelförmig in die Höhe, und hat weder Thür noch Fenſter. Durch eine Oeffnung an der höchſten Spitze desſelben, worauf die goldne Krone ruht, welche Alompra dahin geſetzt hat, werfen die Fürſten, die vornehmen Herren und das Volk die ungeheuern Schätze hinunter, welche ſie als Opfer dahin bringen. Der hier angehäufte Schatz muß einer der reichſten auf dem ganzen Erdboden ſeyn, wenn nicht etwa die Barmanen das Mittel ausgefunden haben, ihn durch einen unterirdiſchen Gang zu plündern. —

Vermöge einer unmenſchlichen Gewohnheit, werden bey dem Bau jeder Pagode die Leute, welche am erſten vorbeygehen, in die Grundlage derſelben geworfen. Dieſe abſcheuliche Zeremonie iſt überdas noch ſehr allgemein, weil dieſe Völker faſt all ihren Reichthum auf dergleichen Gebäude verwenden; welches nach ihrer Meynung eine ſehr verdienſtliche Sache iſt, eben ſo, wie wenn man einige Baos*) ſtiftet, oder zum Leichengepränge ihrer Talapoins etwas beyträgt, die mit vielen Pracht verbrannt werden. —

*) Eine Art von Klöſtern.

Eben dieſes Gepränge, mit dem ſie ihren Prieſtern die letzte Ehrenbezeugung erweiſen, verräth, wie ſehr ſie dieſelben verehren. Dieſe Prieſter ſind nicht ſo gelehrt wie die Bramanen, und heißen Pongis. Ob man ſie ſchon Talapoins nennt, haben ſie doch keine Verwandtſchaft mit den Prieſtern aus Tibet, und kennen den groſſen Lama nicht, wie einige Schriftſteller behauptet haben.

Der Monarch wird auf eine Art geehret, welche nahe an die Anbetung gränzt. Man wirft ſich vor ihm zur Erde, wie im ganzen Orient gewöhnlich iſt; faltet dabey die Hände, und hat die Füſſe entblößt, welche man rückwärts gegen die Schenkel beugt. Selbſt die Groſſen des Hofes müſſen ſich allemal in dieſe demüthigende Stellung ſetzen, ſo oft ſie ihm nahe kommen.

Bey allen öffentlichen Anläßen ſetzt er ſich auf einen ſehr hohen Thron, um zu zeigen wie weit er über alle übrige Prinzen ſeines Hofes erhaben iſt; auch darf keiner von dieſen in der Stadt bleiben, ſobald der König dieſelbe verläßt; und man ſchließt ſorgfältig die Thore. Kurz, er iſt ſo innig überzeugt, daß er mächtig genug ſey, allen Königen der Erde Befehle zu geben, daß nach ſeinem Mittageſſen allemal unter Trompetenſchall ausgerufen wird: Der König der Könige und aller Mächte habe abgeſpeist; und nun ſey es auch den übrigen erlaubt ſich an ihre Tafel zu ſetzen. Er glaubt, kein Monarch beſitze ein ſo ſchönes Reich wie das ſeinige, und die andern Nationen könnten ohne daſſelbe nicht leben. Auch das gemeine Volk ſteckt in dieſem Irrthum: Es nennt die Ausländer nur hölzerne Leute, und verzeiht ihnen alles was ſie etwa gegen die Landesgebräuche fehlen, weil es glaubt, dieſes komme bloß von ihrer natürlichen Dummheit und ſchlechten Erziehung her *).

Der Kaiſer hat das Recht über Leben und Tod aller ſeiner Unterthanen, die er nur als ſeine Sklaven anſieht. Dieſe Knechtſchaft erhält die Privatleute in einem immerwährenden Druck, und zwingt ſie, ſich ſtets arm zu ſtellen. Wer immer etwas beſitzt, ſetzt jährliche Gehalte zur Nahrung der Talapoins aus, oder läßt Pagoden bauen. Denn, will er ſeinen Reichthum behalten, ſo fängt der Statthalter bald einen verfänglichen

*) Bey einer ſolchen Denkart würde man ſich wenigſt lächerlich machen, wenn man beym Anſuchen um einige Freyheiten dieſem Volk vorſtellen wollte, daß es durch Beförderung des Handels auch ſein Land ſelbſt mehr bereichern würde.

lichen Prozeß mit ihm an; und er iſt in kurzer Zeit geplündert: Verbirgt er aber ſein Geld, und wird es entdeckt, ſo koſtet es ihn vollends das Leben; weil man vorausſetzt, er wollte es nur aufbehalten um Meutereyen anzuſtiften.

Bey alle dem liebt der Peguaner doch ſein Vaterland. Er iſt höflich, dienſtfertig, leutſelig; aber bisweilen auch zornmüthig und zankſüchtig. Die Geſetze konnten nichts beſſeres ausfinden, das Volk im Zaume zu halten, als es um Geld zu ſtrafen. Auf alle Beleidigungen ſind darum beſtimmte Geldbuſſen geſetzt *), ſo daß man vor aller Verfolgung geſichert iſt, wenn man nur die feſtgeſetzte Summe bey dem Gericht hinterlegt, und dem Richter und ſeinen Schreibern die Sporteln bezahlt. Bloß das Verbrechen des Meuchelmordes iſt davon ausgenommen: Aber auch dieſes nur für das gemeine Volk; denn die Groſſen entwiſchen hier ſo wie in allen Ländern der Strafe, und können ungeahndet die gröbſten Bubenſtücke verüben. Wer einen andern einer Beleidigung wegen vor Gericht belangt, iſt bey weitem nicht allemal ſicher ſeinen Handel zu gewinnen. Wenn es an Beweiſen fehlt, taucht man beyde Parteyen in's Waſſer: Die erſte nun, welche wieder auf die Oberfläche kömmt, hat ihren Prozeß verloren; aber ſie kann ſich vor aller weitern Strafe ſichern, wenn ſie ſich zum leibeignen Sklaven des Kaiſers macht, dem ſie alle ihre Güter abtritt; denn nach einer ſolchen Uebergebung hat ihr Gegner kein Recht mehr über ſie.

Die Peguaner leben ſehr ſparſam: Ihre ganze Nahrung beſteht beynahe bloß in Gemüſe und faulen Fiſchen, welche ſie Prox nennen, und ſtatt des Gewürzes brauchen,

---

*) Auch unter den Römiſchen Kaiſern wurden die Beleidigungen tarirt und mit Gelde bezahlt. Um die Albernheit eines ſolchen Geſetzes recht anſchaulich darzuſtellen, nahm ein Patrizier, ſo oft er aus dem Hauſe gieng, allemal einige Sklaven mit ſich, welche ihm Geld nachtrugen. Nun gab er allen, die ihm begegneten, Maulſchellen, und bezahlte ihnen dann ſogleich die rechtliche Taxe. Daher ſagte Juvenal ſehr paſſend: *Omnia Romæ cum pretio.* In dieſem Betracht war das neue Rom wohl noch verdorbener als das alte Rom. Man weiß, daß unter der zwoten Linie unſrer Könige ebenfalls alle Laſter, ſelbſt die abſcheulichſten, in der Römiſchen Kanzley tarirt waren. Der Abbt Velli führt dieſe Taxen in ſeiner Geſchichte von Frankreich an, und ſie ſind hübſche Urkunden, den Geiſt jener Jahrhunderte kennen zu lernen. In den Burgundiſchen, Lombardiſchen, Saliſchen, Ripuäriſchen Geſetzen, und ſelbſt in den Kapitularien Karl des Groſſen, waren ebenfalls alle Schandthaten und Beleidigungen tarirt. In der Türkey kann man noch heut zu Tage ſich von allen Laſtern, ſelbſt vom Todtſchlag und Meuchelmord loskaufen. Dieſer ſchändliche Verkauf der Vergebung für unverzeihliche Uebelthaten, geht auch in den meiſten Europäiſchen Staaten, nur unter verändertem Namen, im Schwange.

ihre Ragouts ſchmackhaft zu machen. — Sie ſind zur Wolluſt geneigt wie alle Morgenländer: Ihre Ehen ſind nicht unzertrennlich, und werden von den Gerichten aufgehoben; aber der Theil, welcher die Eheſcheidung verlangt, darf nichts mit aus dem Hauſe nehmen, als was er auf dem Leibe trägt. Die Vielweiberey, welche ſonſt bey allen Morgenländern ſo allgemein iſt, wird in Pegu nur geduldet, und iſt ſogar durch ihre Religion verboten. Indeſſen giebt es doch Klöſter, darin lauter öffentliche Huren leben, und wo ſich jedermann für ſein Geld ausleſen kann was er will. In dieſe Klöſter müſſen alle jene Weiber wandern, und ſich daſelbſt brauchen laſſen, welche des Ehebruchs überwieſen ſind *). Die Ehebrecher ſollten zwar nach dem Geſetz mit dem Tode geſtraft werden, kaufen ſich aber mit Gelde davon los.

Die Weiber des gemeinen Mannes gehen beynahe nackt: Sie dürfen nichts anders tragen als eine Art von Unterrock, der nur bis an die Knie reicht: Er wird von hinten her angezogen, und iſt nicht weit genug daß er ſich vorne ganz über einander ſchlagen könnte; daher ſieht man dieſen Weibern wenn ſie gehen, bis zu oberſt an die Schenkel hinauf. Die Frauen der groſſen Herren tragen längere oder kürzere dergleichen Röcke, je nachdem ſie einen Rang haben.

Die allgemeine Gewohnheit iſt, die Todten zu verbrennen; aber die Groſſen, und die Talapoins welche ſich durch Wiſſenſchaft berühmt gemacht haben, werden vorher einbalſamirt, in bleyerne Särge gelegt, und manchmal erſt ſechs Monate nach ihrem Tode zum Scheiterhaufen getragen.

Die Reiſen nach Pegu ſind zu itzigen Zeiten nicht mehr ſo vortheilhaft wie ehedem. Um einigen Gewinnſt zu erhaſchen, müſſen die Schiffe, welche dahin handeln, erſt nach Achem gehen, wohin ſie Flinten, Pulfer, kleine Kanonen, grobe Leinwand, Golddrath, Galonen und Tücher führen, und dafür Benzoin, Kampfer und Gold eintauſchen, auf denen man heut zu Tage nur Vier vom Hundert gewinnt; und die übrigen Artikel werfen noch weniger ab. Beym Verkauf gewinnt man nie mehr als Zwanzig oder Fünf und zwanzig vom Hundert. Da der König allein eigentlich handelt, ſo iſt man gezwungen an ſeinen Agenten zu verkaufen, und von demſelben zu kaufen, ſo wie

---

*) In Rom wurden die des Ehebruchs überwieſenen Weiber nahe an den Stadtthoren in eine Art von Gefängniß geſperrt, und daſelbſt dem Muthwillen der ſchlechteſten Buben preisgegeben.

es ihm beliebt die Preiſe zu beſtimmen: Nur wenn man die Habſucht desſelben hintergehen, und einige Waaren an ſein gedrücktes Volk ſelbſt verkaufen kann, dann gewinnt man etwas beträchtliches bey der Sache.

Die Franzoſen hatten ehedem das Zutrauen der Bewohner von Achem gewonnen, bey denen ſie wegen ihrer ſanften Gemüthsart beſſer gelitten waren als die Engländer; aber ſeitdem ſie einigemal gegen dieſelben gefochten haben, beſonders ſeitdem das Schiff der Friede im Jahr 1770, und der Stern auf Borneo im Jahr 1775 mit ihnen zu thun gehabt, ſind ſie den Franzoſen ganz und gar abgeneigt. Sie machen ihnen allemal, ſo oft franzöſiſche Schiffe dahin kommen, Vorwürfe über jene Auftritte, und man wird ihnen dieſelben ſchwerlich jemal aus dem Gedächtniß bringen. Eben dieſe Erinnerung wird unſrer Handlung mit dieſem Volke ſtets Hinderniſſe im Weg legen; denn es iſt feigherzig, folglich auch verrätheriſch und rachgierig.

Sobald ein Schiff in den Hafen einlauft, muß es den König durch einen Offizier aus ſeiner Mannſchaft komplimentiren laſſen, der aber niemals mit leeren Händen kommen darf, ſondern allemal einige Geſchenke mit ſich bringt. Ehedem mußte er vor dem Eintritt in die königlichen Zimmer allezeit ſeine Schuhe ausziehn, welches man aber itzt nicht mehr von ihm fordert, wenn er nur über ſeine gewöhnlichen Schuhe noch ein Paar aus rothem Tuche anzieht.

Die Schiffe welche nach Pegu gehen, nehmen zu Achem einen Theil ihrer Ladung in Areken ein; dieſe müſſen anders zubereitet werden als jene die man auf Koromandel führt, und machen daher, daß man ſich faſt vier Monate lang daſelbſt aufhalten muß. Die übrige Ladung beſteht aus Kokosnüſſen, welche man auf den Nikobardiſchen Inſeln einſchifft. Dieſe zween Artikel bringen in Pegu allemal Fünf und dreyßig bis Vierzig für Eins.

Uebrigens iſt man in Pegu den nämlichen läſtigen Gebräuchen unterworfen wie in Japan. Sobald ein Schiff in Rangon ankert, ſchickt der Statthalter den Befehl, man ſoll das Steuerruder, und die Kanonen welche Laveten haben, an's Land bringen: Hier muß man ein genaues Verzeichniß ausſtellen, wie ſtark die Mannſchaft des Schiffs ſey; was man für Waffen mit ſich führe, wie viele Ballen Waaren man bey ſich habe; kurz, man muß überhaupt alles anzeigen was man am Bord hat. Darauf ſondert man das, was zur Vertheidigung oder zum Gebrauch des

Schiffes ſelbſt iſt, von dem ab, was verkauft werden ſoll; und erſt nach dieſer Erklärung bekömmt man von dem Statthalter ein Magazin angewieſen, worein alles gelegt werden muß. — Bis dieſes vollkommen genau zu Stande gebracht iſt, darf man mit keinem Menſchen ſprechen. Iſt aber alles in Richtigkeit, dann kömmt der Statthalter mit einem groſſen Gefolge auf das Schiff, und läßt ſich mit ſeinen Leuten das Mittageſſen, welches man ihnen auftiſchen muß, herrlich ſchmecken. Trift er bey Durchſuchung des Schiffes etwas an, das ihm nicht angegeben worden, ſollte es auch baares Geld ſeyn, ſo fällt es dem Fiskus zu: Selbſt ein Offizier darf nicht mehr bey ſich behalten, als zwanzig Rupien; und er muß ſein übriges Geld eben ſowohl in dem Magazin niederlegen wie die Kaufmannsgüter; nur hat er davon keine Abgabe zu bezahlen, und man ſorgt dafür daß er es wieder zurückbekomme. Wenn die Durchſuchung zu Ende iſt, übergiebt man dem Statthalter die gewöhnlichen Geſchenke, welche in porzelänen Tellern, Zucker und einigen Büchſen Thee beſtehen. Durch dieſes Zeremoniel wird man oft in den Handlungsgeſchäften verzögert, weil man keinen Arbeiter anſtellen darf, ſo nöthig man ihn auch immer hätte, bis dasſelbe pünktlich vollzogen iſt.

Alles was in das Magazin gebracht worden, wird daſelbſt neuerdings durchſucht. Die Ballen werden eröffnet, und dann die Abgaben davon entrichtet: Der König bezieht Zehn vom Hundert in Natura; denn man zählt allemal neun Stücke, und das zehnte iſt dann für ihn. Die Schreiber, Aufſeher, und der die Waaren ſiegelt, ziehen Zwey und ein Halbes vom Hundert. Einer von den Oberſten derſelben hat noch beſonders das Recht fünf Stücke für ſich zu nehmen; aber keine beträchtliche, wie etwa Tücher und andre Artickel von höherm Werthe ſind. Wenn endlich alles dieß im Reinen iſt, dann darf man mit der Ladung anfangen.

Das Tekholz, welches man aus dieſer Gegend bringt, iſt zum bauen und zur Verfertigung verſchiedner ſchöner Hausgeräthſchaften ganz vortreflich. Es erhält ſich im Waſſer ohne ſchlechter zu werden, ſo, daß die meiſten Schiffe welche in Pegu gebaut worden, über hundert Jahre lang zur See brauchbar ſind. Ueberhaupt enthält dieſes Land vielen natürlichen Reichthum in ſich: Es giebt darin Gold- Silber- Kupfer- und Zinn-Bergwerke, aber ſie werden nicht benutzt. Das Eiſen, welches weicher iſt als das unſrige, findet man daſelbſt gediegen in Maſſen zu fünfzehn

bis zwanzig Pfunden, und ſchon tauglich zum Verarbeiten. Die Rubine, obſchon ſie ſehr gemein ſind, haben doch einigen Werth; aber man kann ſie nur durch Schleichhandel aus dem Reiche bringen; es würde ungeheure Summen koſten, wenn man auf der Ausfuhr derſelben entdeckt würde; vielleicht wäre wohl gar Freyheit und Schiff darüber verloren.

Es giebt auch Saphire, Smaragde, Topaſen und Berille. Alle dieſe Edelſteine nennen die Peguaner **Rubine**, und unterſcheiden ſie nur dadurch, daß ſie dieſelben blaue, grüne, gelbe, u. ſ. f. nennen *).

Schwefel und Theer ſind daſelbſt ziemlich gemein und wohlfeil. Der Boden iſt fruchtbar; wird aber bloß mit Reis bebaut, von dem man hier eine ganz beſondre Art anſäet, die an der Küſte ſehr geſchätzt wird. Sie heißt **Plot**: Wenn man dieſen Reis kocht, löst er ſich auf, und wird zu Gallerte.

Die Peguaner haben weder Tuch- noch Seiden-Manufakturen, und verfertigen bloß einige Baumwollen-Zeuge zu ihrem Gebrauch. Die übrigen Produkte ſind Indigo, Kaſchu (Japaniſche Erde), Helfenbein, Fiſchthranöl, Baum- und Erdpech. Die Pferde ſind auserleſen ſchön; die Elefanten und Büffel entſetzlich groß, ſo wie auch die Ochſen und Schafe, deren das Land eine groſſe Menge hat. Der vortheilhafteſte Handel wäre mit Salpeter, welcher daſelbſt eben ſo gemein iſt wie in Bengalen; aber er iſt ſehr ſcharf verboten, und der König hat bisher noch nie die Ausfuhr desſelben bewilliget.

Für den Franzöſiſchen Handel würde es ſehr zuträglich ſeyn, wenn die Nation ihren Verkehr mit Pegu wieder auf den ehemaligen Fuß ſetzte: Aber dieſe Sache hangt von dem Glück ihrer Waffen auf der Küſte von Indien ab, und kann erſt ausgeführt werden, wenn die Europäiſchen Mächte wieder unter ſich Friede haben.

---

*) Der gelehrte Naturforſcher, Herr **Rome de l'Isle**, hat mich verſichert, daß alle diese feine orientaliſche Steine von einerley Gattung zu ſeyn ſcheinen, weil ſie einerley Kryſtalliſation, Schwere und Härte haben; und daß die Verſchiedenheit ihrer Farbe nur von den verſchiednen Theilchen abhänge, welche ſie gefärbt haben. Nach dieſer Bemerkung haben alſo die Peguaner nicht ganz unrecht, wenn ſie alle diese Steine Rubine heiſſen.

Drittes Kapitel.

Von der Inſel Madagaſkar.

Ich bin nicht im Stande eine allgemeine Beſchreibung von Madagaſkar zu liefern. Die Gröſſe des Landes und die Verſchiedenheit ſeiner Gegenden erfoderten zu ſolch einem Unternehmen einen ſehr langwierigen Aufenthalt daſelbſt. Nebſt dem würden die entgegengeſetzten Landesregierungen und die unaufhörlichen Kriege alle Reiſen und Unterſuchungen des Beobachters vereiteln. Ich will alſo nichts anders anführen, als was ich ſelbſt habe erfahren und unterſuchen können.

Noch bis izt ſind wir auf dieſer Inſel eben nicht ſehr glücklich geweſen: Einigemal haben wir unſere Faktoreyen ſelbſt verlaſſen; oft ſind wir auch daraus verjagt worden. Es iſt ſogar noch eine Frage, ob wir uns wohl jemals daſelbſt auf eine dauerhafte Art werden feſtſetzen können; denn die Bewohner der Inſel wollen mit Gelindigkeit behandelt werden, und die Franzoſen ſcheinen ſich nicht daran gewöhnen zu können, Geſchöpfe, deren Haut ſchwarz iſt, für Menſchen zu halten. Ehe die Madegaſſen mit uns bekannt wurden, lebten ſie in jener behaglichen Unwiſſenheit von Laſter oder Tugend, die ſich nur bey der Unſchuld der erſten Menſchen finden kann. Sie wurden mit uns bekannt; und nun folgten ſie bald dem Beyſpiel einer Nation, die, ihrer Meynung nach, aus der Sonne herunter geſtiegen war *), ihnen Geſetze zu geben. Aber wir ſteckten ſie nicht ungeſtraft mit unſern Laſtern an: Wir waren die Stifter ihrer Verdorbenheit, und auch die erſten Schlachtopfer derſelben; ſie lernten von uns Rauben und Morden, und bedienten ſich dann dieſer Künſte gegen ihre eigne Herren.

Wir kennen nur die öſtliche Küſte von Madagaſkar, deren beträchtlichere Häfen das Fort Dauphin, Tamakawe, Foule pointe, die Inſel St. Marie und der Hafen Choiſeuil in der Bay von Antongil ſind. Die weſtliche Küſte wird nur ſehr wenig be-

---

*) Noch ehe die Europäer auf den Küſten von Madagaſkar landeten, glaubten die Madegaſſen ſchon, daß ſie einſt von den Kindern der Sonne müßten überwunden werden: Da nun die Franzoſen dahin kamen und ſich feſtſetzten, ſahen ſie die Inſulaner für eben dieſe ihnen angekündigten Kinder der Sonne an, und lieſſen ſich von denſelben unterjochen.

ſucht, weil die Bewohner derſelben allzu grauſam ſind; daher iſt ſie auch wenig bekannt.

Es giebt dreyerley ſehr von einander unterſchiedene Menſchengattungen auf Madagaſkar. Die erſte Art iſt ſehr ſchwarz, und hat kurze krauſe Haare: Dieſe Leuthe ſcheinen die einzigen Eingebohrnen der Inſel zu ſeyn. Die von der zwoten Art bewohnen einige Provinzen im Innern des Landes; ſie ſind braungelb, haben lange flache Haare, heiſſen Malambus, und führen mit der erſtern Race beſtändig Krieg: Auf der Inſel France achtet man ſie weniger als dieſe, weil ſie nicht ſo ſtark zur Arbeit, und überhaupt ſehr träge ſind: Uebrigens ſehen ſie in ihren Geſichtszügen den Malaien ziemlich ähnlich. Die dritte Art wohnt in der Nachbarſchaft des Fort Dauphin und an einigen Gegenden der weſtlichen Küſte. Dieſe ſtammen von einigen alten Arabern her, welche ſich nach einem erlittenen Schiffbruch auf dieſer Inſel niederließen: Sie haben noch das Ausſehen und gewiſſe Gebräuche ihrer Voreltern unter ſich erhalten, von denen ihnen aber nichts mehr bekannt iſt; bloß behaupten ſie, daß ſie keine Eingebohrne dieſer Inſel ſeyen, und halten ſich für Kinder des Meeres, weil es ihre Vorväter in dieſe Gegend geworfen hat. Sie ſchreiben die Sprache der Madegaſſen mit Arabiſchen Karaktern auf ſchlechtes Papier, das ſie ſich ſelbſt aus dünner Baumrinde machen, und welches Sutaſche heißt; ſonſt ſchreiben ſie auch auf Blätter des Ravenala *) mit dem Grabſtichel wie die Indier: Die auf das Blatt gegrabne Karaktere ſind anfangs kaum merkbar, werden aber allmählig ſehr ſchwarz, wenn das Blatt vertrocknet. Dieſe Leute ſind auf der ganzen Küſte als Gelehrte verehrt: Man läuft allemal zu ihnen, wenn man irgend eine innerliche Aengſtigkeit verſpürt, Opfer verrichten, oder das Loos ziehen will. Sie haben das ausſchließende Recht, die Thiere zu tödten, an ſich gebracht: Ein Madegaſſe, der in ihrer Provinz eine Henne erwürgte, würde dadurch ein groſſes Laſter begehen: Selbſt jeder durchreiſender Fremder, welcher etwas vom Geflügel eſſen will, ſchickt nach einem Einwohner, damit er demſelben den Hals abſchneide. Dieſes Vorrecht verlieren aber alle, welche Schweinfleiſch eſſen; denn ſie verabſcheuen dieſe Thiere ſo ſehr, daß ſie ſolche nicht einmal in ihren Dörfern leiden.

*) Dieß iſt ein Baum von der Gattung der Muſa, deſſen Blätter und Früchte denen des Piſang ziemlich ähnlich ſehen. S. den Artickel von den Pflanzen, im V. Buch.

Man will behaupten, daß ſich im Innern der Inſel eine weiſſe und zwergenartige Nation aufhalte, die, faſt wie die Hottentoten, unter der Erde lebe: Sie ſoll ſehr arbeitſam ſeyn, keine Gemeinſchaft mit ihren Nachbarn haben, aus Nacht Tag, und aus Tag Nacht machen, und alle Menſchen opfern, welche bis zu ihren Wohnungen vordringen. Ich wage es nicht, die Exiſtenz dieſes Völkchens zu verbürgen. Zwar hab ich im Fort Dauphin ein Mädchen von dreyßig Jahren geſehen, die man als eine Perſon von jener Nation ausgab; wenigſtens hatte man ſie als eine ſolche vor den Herrn von Modave gebracht: Sie war ziemlich weiß, und nur vierthalb Fuß hoch; aber ohne Zweifel bloß eine ganz auſſerordentliche Erſcheinung; denn, wenn dieſes Völkchen wirklich vorhanden wäre, würden wir ſehr wahrſcheinlich einige ſolche Leutchen auch auf unſern Faktoreyen geſehen haben.

Die Kleidung der Madegaſſen iſt bloß eine drey Ellen lange Schürze *), welche ſie über die Schulter werfen, ſo daß beyde Enden vorne hinunter hangen: Die Vornehmern tragen dieſelbe aus Seide oder Baumwolle, an dem Saum mit Franzen und gläſernem oder zinnernem Spielzeug beſezt; und das Haupt bedecken ſie mit einem Käppchen aus Binſen. Die Weiber bekleiden den untern Theil des Leibes mit drey bis vier Ellen blauer Leinwand welches die Dienſte eines Unterrocks thut; und unter demſelben tragen ſie dann noch der Reinlichkeit wegen ein gröſſeres oder kleineres Stück weiſſer Leinwand: Ueberdas haben ſie noch eine Art von Wämschen oder Halbhemd aus blauer Leinwand, das aber nur bis an die Hälfte des Buſens hinunter reicht, und welches vorne ſtatt der Agraffen mit einigen goldnen oder ſilbernen Platten geſchmückt iſt. Sie tragen auch Ohrgehänge, ſilberne und gläſerne Armbänder, und am Halſe goldne oder ſilberne Ketten, die im Lande ſelbſt verfertigt werden.

Auf Foulepointe nähren ſie ſich von Reis, den ſie mit Fiſchen, oder zerſchnittenen und im Waſſer gekochten Hühnern eſſen; die Brühe würzen ſie mit einigen Blättern von Ravenſara **) und etwas wenigem Meerwaſſer, weil ſie das Salz nicht kennen.

Im

*) Sie beſteht aus Zeug, der aus den Blättern des Raphia oder Muphia, einer Art von Palmbaum, verfertigt wird, welchen ich mit dem Sagu auf den Molukken für Einerley Baum halte. In Europa ſind dieſe Zeuge unter dem Name der Baumrindenzeuge bekannt; und einige davon ſind feiner als unſre ſchönſten Kamelote.

**) S. die Beſchreibung davon unter dem Artikel von den Pflanzen, im V. Buch.

Im Innern der Inſel nehmen ſie dafür die Blätter des ſo genannten Salzbaumes. Statt Tiſchtuch und Schüſſeln bedienen ſie ſich der Blätter vom Piſang, auf deren eine Ecke ſie den Reis, und auf die andre das Fleiſch legen: Zum Reiseſſen nehmen ſie auch ein Stück von einem Piſangblatt das wie ein kleiner Trichter gebogen iſt, womit ſie dann etwas Brühe auffaſſen. Nach dem Eſſen trinken ſie allemal nur ſolches Waſſer das in dem Geſchirr aufgeſotten hat, worin man ehevor den Reis gekocht, und an deſſen Boden ſich eine ſehr dichte Kruſte angeſetzt hat; welche Vorſicht in dieſem Lande wohl angebracht iſt, wo das Waſſer überhaupt ſehr ſchlecht, und faſt alles mit Seewaſſer vermiſcht iſt.

Die Häuſer dieſes Volks haben alle nur ein einziges Gemach, in dem die ganze Familie ſchläft, und deſſen Zimmerwerk aus dicken in die Erde geſteckten Pfählen beſteht: Die Wände ſind aus zuſammengeſetzten und an Latten von Bambusholz gehefteten Ribben von Blättern des Ravenala verfertigt und inwendig mit Binſenmatten behangen. Das Dach iſt mit Ravenala-Blättern gedeckt deren Ribben nahe an einander ſtoſſen, welches eine ſehr feſte Oberdecke giebt. Der Fußboden iſt gewöhnlich einen oder zween Fuß hoch erhaben; er iſt aus ſtarken Bambushürden geflochten, und auſſer einem Winkel, darin der zum kochen beſtimmte Heerd ſteht, allenthalben mit Matten bedeckt. Zur Bewahrung ihrer Geſundheit unterhalten ſie unausgeſetzt, auch während der Nacht, Feuer darin.

Die Wohnungen der Landeshäupter ſind um nichts beſſer: Der einzige Unterſcheid beſteht in einer Umzäumung von Paliſſaden mit einem über das Haus emporragenden Maſt an der Vorderſeite, an dem die Hörner aller Ochſen hangen, die man bey den öffentlichen Feſten geopfert hat.

Ihr Hausgeräthe beſteht in etwas irdenem Küchengeſchirr, in Bambus oder Kürbiſſen zum Waſſerſchöpfen, und einigen kleinen Binſenkörben darin ſie ihre Schürzen verwahren.

Ehe ſie mit den Europäern bekannt wurden, hatten ſie keine andere Waffen, als die Sagaye, eine Art von Wurfſpieß, der fünf bis ſechs Fuß lang und an beyden Enden mit Eiſen beſchlagen iſt, den ſie auch mit vieler Geſchicklichkeit zu werfen wiſſen; allein, ſeitdem wir Europäer mit ihnen in Unterhandlung ſtehen, führen ſie auch Flinten, Piſtolen und Säbel.

Die Künſte ſind in ſchlechtem Zuſtande. Die Weiber in den ſüdlichen Provinzen verfertigen Kleidungsſtücke aus Baumwolle und Seide; und die in dem nördlichen Theil machen eben dergleichen aus Raphia-Blättern. Ihre Werkſtühle ſind ſehr einfach, und beſtehen bloß aus vier in die Erde geſteckten Pfählen. Es giebt Goldarbeiter und Schmiede daſelbſt, welche Ketten und verſchiedne andre Sachen verfertigen, die ſie aber nicht zu poliren wiſſen. Die Blaſebälge deren ſie ſich bey ihrer Feuereſſe bedienen, beſtehen aus zween hohlen zuſammengebundenen Baumſtrunken; unten daran ſind zwo eiſerne Röhren, und inwendig in jedem Baumſtrunk ein ſtatt des Wergs mit Raphia umwundener Pumpeſtempel: Der Lehrpurſche welcher die Maſchine in Bewegung ſetzt, ſtößt wechſelweiſe den einen Stempel hinein, während daß er den andern emporhebt. Sie haben es zwar ſo weit gebracht, daß ſie alle zu einer Flinte gehörigen Stücke machen können; aber das bohren des Laufes war ihnen bisher noch immer unmöglich.

Der Ackerbau iſt noch eben ſo unvollkommen als die Künſte. Sie haben weder Gärten noch Obſtbäume. Die nördlichen Bewohner der Inſel pflanzen bloß den zu ihrer Nahrung nöthigen Reis; und da dieſer in den ſüdlichen Gegenden nicht gedeiht, bauen die Bewohner derſelben, ſtatt des Reiſes, Hirſe. Sie ackern das Feld nicht, ſondern verbrennen nur die im Sumpf wachſenden Kräuter, und ſäen dann beym Anfang der Regenzeit ihren Reis. An vielen Plätzen geben ſie ſich nicht einmal die Mühe zu ſäen, ſondern laſſen einige Aehren auf ihren Stengeln ſtehen, von denen dann die Körner abfallen, und ſo neuerdings aufwachſen.

Die Aerzte ſtehen auf dieſer Inſel in groſſer Achtung: Ihre ganze Wiſſenſchaft ſchränkt ſich indeſſen darauf ein, daß ſie einige aromatiſche, ſtopfende und reinigende Pflanzen kennen, aus denen ſie gewöhnlich ein Gemengſel unter das Getränk oder in die Bäder des Kranken machen; aber man beruft ſie nur in den ſchwerſten Krankheiten, und wenn man ſchon alle allgemeine jederman bekannte Heilsmittel erſchöpft hat, welche darin beſtehen, daß man eine Art von groſſer Erbſe mit etwas wenigem Kalk zerſtoßt, und ein Pflaſter daraus macht das man über den leidenden Theil auflegt. Wenn die Krankheit ernſthaft wird, ſtecken ſie irgend einen Baumaſt, der ſeine Blätter noch hat, über die Hausthüre des Kranken, und verſchlieſſen dieſelbe mit einem in ein Dreyeck gezogenen Faden, mittels eines in die Erde geſteckten Stockes. Dieß iſt ein Zeichen für die Freunde des Hauſes, daß ſie nicht wie gewöhnlich dasſelbe beſuchen dürfen, und

daß die Thüre nur für den Arzt und die zur Bedienung des Kranken nöthigen Leuthe offen ſtehe. — Der Arzt macht dem Kranken Umſchläge, und beſiehlt ihm ſtrenge Diät; manchmal nimmt er auch die Aderläße vor, aber nur in der äuſſerſten Noth. Findet er dieſe Operation wirklich nöthig, dann unternimmt er ſie an allen Theilen des Leibes, beſonders an dem, welchen er für den Sitz des Schmerzes anſieht. Erſt ſetzt er ein Ochſenhorn an deſſen weitern Ende auf den ſchmerzhaften Fleck, und pumpt dann mit dem Munde durch ein kleines an dem andern Ende angebrachtes Löchelchen, um das Blut auf jenen Fleck hinzuziehn: Darauf nimmt er ein ſchlechtes Meſſer deſſen Spitze rückwärts gekrümmt iſt, macht einige Schröpföffnungen, und ſetzt das Horn neuerdings an. Wird es mit der Krankheit gefährlicher, dann verrichtet man Opfer, und ſchlachtet Ochſen, welche man unter die Nachbarn austheilt, nachdem man zuvor allemal den Antheil für die wohlthätige und übelthätige Gottheit davon genommen hat: Die Hörner jener Ochſen werden auf einer Stange vor der Hausthüre aufgehangen. Wenn der Kranke ſtirbt, und ein reicher Mann iſt, ſo fängt man die Opfer wieder von vorne an, und ſetzt ſie ſo lange fort, bis der Todte begraben iſt, welches etliche Tage lang anſteht. Während der Nacht löst man einige Flintenſchüße vor dem Hauſe, um die böſen Geiſter zu vertreiben; darauf legt man den Verſtorbnen in ſeiner ſchönſten Kleidung in einen hölzernen Sarg, und begräbt ihn auſſer dem Dorfe: Ueber dem Grab ſelbſt errichtet man eine Hütte, vor welcher man an einer Stange die Hörner aller bey ſeinem Tode geſchlachteten Ochſen aufhängt. Wenn der Todte mit einigen anſehnlichen Familien verwandt iſt, welche von dem Ort des Begräbniſſes entfernt leben (denn alle groſſen Familien haben eigne Grabmäler), ſo trägt man ihn nach Verrichtung der Opfer mit groſſem Gepränge zu ſeinen Anverwandten; und dort werden die nämlichen Zeremonien neuerdings einige Tage hindurch vorgenommen, bis man ihn endlich in dem Begräbniß ſeiner Voreltern beyſetzt.

Die Madegaſſen haben eigentlich gar keine Religion. Doch erkennen ſie zwey Grundweſen, davon das eine gut, das andere böſe iſt: Das erſte nennen ſie **Janhar**, welches Groſſer Gott oder Allmächtiger heißt. Dieſem errichten ſie keine Tempel, ſtellen ihn unter keinem ſinnlichen Bilde dar, und verrichten keine Gebete zu ihm, weil er ohnehin gut iſt; doch bringen ſie ihm Opfer. — Das zweyte Grundweſen heißt **Angat**: Für dieſes behalten ſie allemal einen Theil der Opfer zurück, welche ſie dem andern ſchlachten.

Sie glauben, daß die Menſchen nach dem Tode böſe Geiſter werden, die ihnen manchmal erſcheinen, und im Traum mit ihnen ſprechen. Den Lehrſatz von der Seelenwanderung kennen ſie nicht, glauben aber doch, nach den verſchiednen Karakteren der Menſchen, daß gewiße Seelen in den Körper eines Thieres oder einer Pflanze verſetzt werden; und weil ſie einſt auf dem Grabe eines grauſamen und blutdürſtigen Königs, welcher, um das Geheimniß der Zeugung auszuſpähen, mehrern ſchwangern Weibern den Bauch hatte aufſchneiden laſſen, einige Schlangen ſahen, glaubten ſie, die Seele desſelben ſey in den Körper jener Thiere gewandert. In der Bay von Antongil trägt man groſſe Ehrfurcht vor einem Badamier, weil er aus der Aſche eines wohlthätigen Königs aufgewachſen ſeyn ſoll.

Einige dieſer Inſulaner heiſſen ſich Muſelmänner, ob ſie ſchon nicht das geringſte von Mahomed wiſſen; und dieß bloß darum, weil ſie mit Arabern handeln, die ihnen das Geld wieder abnehmen, welches ihnen die Franzoſen alljährlich für die Sklaven, Ochſen, und zwo oder drey Millionen Scheffel Reiſes bezahlen: Dieſe ſo genannten Muſelmänner verbinden mit ihrer Mahomedaniſchen Lehre noch den ausſchweifendſten Aberglauben. Sie werden ſchon in ihrer Kindheit beſchnitten: Dieſe Zeremonie wird nur alle drey Jahre vorgenommen, und iſt allemal ein groſſer Feſttag, an dem man die Kinder in der ganzen benachbarten Gegend zu dem Ende zuſammenholt. Der oberſte Befehlshaber läßt einige Ochſen ſchlachten, und den Tok *) herbeyſchaffen: So lange nun dieſer Vorrath dauert, iſt das Feſt ſehr glänzend; aber ſobald nichts mehr zu trinken da iſt, geht jeder wieder in ſein Dorf zurück.

Die Bewohner von Madagaſkar halten, wie beynahe alle ungeſittete Völker, die Finſterniſſe für Vorboten irgend eines groſſen Unglückes; haben aber dabey den Troſt, daß ſie glauben, dasſelbe könne nur vornehme Leute treffen.

Bey der Geburt ihrer Kinder beobachten ſie die Vorbedeutungen; und wenn dieſe nicht günſtig ſind, ſetzen ſie die Kinder in die Wälder den wilden Thieren aus.

Aus der Zeremonie, welche ſie verrichten ſo oft ſie eine Reiſe längs der Küſte hin machen, ſollte man faſt glauben als ob ſie das Meer anbeteten. Es iſt dieß eine Art

---

*) Ein Getränk aus Zuckerrohr, das mit Bela-aye vermengt wird, deſſen Eigenſchaften mit denen des Simaruba einerley ſind. Noch machen ſie eine Art ſehr ſtarken Reisbrandtewein, der ſo hell wie Quellwaſſer iſt.

von Segen, den ſie ihrem Fahrzeuge geben: Der Steuermann faßt in ein Stück von Ravenala-Blatt etwas Seewaſſer, und verrichtet dann einige Gebete an das Element auf deſſen Oberfläche er reiſen will; er beſchwört es darum, es ſoll ſeinem Schifflein nichts zu Leide thun, dasſelbe vor allen Klippen bewahren, und es bald mit vielen Sklaven beladen in den Hafen bringen: Nach dieſem ſteigt er in die See, geht rings um ſein Fahrzeug herum und beſprengt es allenthalben mit Waſſer; darauf kömmt er wieder an's Geſtade, macht ein Loch in die Erde, und vergräbt das Stück vom Ravenala-Blatt darein. Die übrigen Schwarzen, welche auf eben dem Fahrzeuge die Reiſe mitmachen müſſen, ſetzen ſich alle rings umher, verrichten Gebete an das Meer, machen das Fahrzeug flott, und laufen dann aus.

Es giebt auf dieſer Inſel einige Arten von Schwärmern, welche man für Zauberer hält. Sie werden ganz raſend, und ſcheinen in dem gleichen Augenblick zu ſterben: Nachdem ſie einige Stunden in dieſem Zuſtande gelegen haben, ſcheint es, als ob ſie aus einem langen Schlummer erwachten; und dann kramen ſie alle Träumereyen aus, welche ihnen nur zu Sinne kommen.

Die Madegaſſen nehmen ſo viele Weiber als ihnen gefällt, jagen ſie aber auch wieder von ſich wenn es ihnen beliebt, und machen ſich viele Ehre daraus, wenn ein Europäer derſelben genießt. Dieſe Weiber verrichten die Geſchäfte der Haushaltung, ſind aber deswegen um nichts weniger verbuhlt, und bringen ganze Tage mit ihrem Putz zu, um ihren Liebhabern zu gefallen.

Das Vergnügen ihre lange abweſende Freunde oder Anverwandte wieder zu ſehen, drücken die Madegaſſen nicht durch lärmende Freudenbezeugungen, auch nicht durch Umarmungen, die ihn ganz unbekannt ſind, aus. Sie legen bloß eine Hand auf die andre, ohne ſich dieſelben auch nur zu drücken.

Sie haben verſchiedne Prüfungen, dadurch ſie die verſteckte Wahrheit erfahren zu können ſich einbilden. Die gewöhnlichſten derſelben ſind die Waſſerprobe, die Tanginprobe und die Feuerprobe. Die erſte beſteht darin, daß man bey den Kaymans ſchwöre. Wer ſich dieſer Probe unterwirft, muß durch einen Fluß waten, worin ſich eine groſſe Menge dieſer Thiere befindet, und eine gewiſſe Zeit lang in der Mitte desſelben ſtehen bleiben; greifen ihn dort die Kaymans nicht an, ſo hält man ihn für unſchuldig. Die Bewohner des ſüdlichen Theils haben eine andre Waſſerprobe: Um

dieſe vorzunehmen, wartet man bis die See äuſſerſt ſtürmiſch iſt; während eines ſolchen Sturmes ſetzt man dann den Schuldigen auf einen auſſer dem Fort Dauphin liegenden Felſeu; und wenn ihn die Wellen verſchonen, wird er als unſchuldig erklärt. Die Feuerprobe beſteht darin, daß man ein glühendes Eiſen über die Zunge zieht; und da es unmöglich iſt, daß dieſelbe nicht dabey verbrannt werde, hält man diejenigen, welche ſich dieſer Probe unterwerfen, allemal für ſchuldig.

Das Tangin iſt eins der tödtlichſten Gifte aus dem Pflanzenreich: Dieſes läßt man in zweifelhaften Fällen, wo es an Beweiſen mangelt, die Schuldigen verſchlingen; aber nur ſolche, welche Sklaven und Heerden beſitzen, werden dieſer Probe unterworfen. Wenn irgend ein Dorfbeherrſcher einen ſeiner Anverwandten durch den Tod verliert, und einen reichen Privatmann weiß, ſo veranſtaltet er ein Kabar, d. h. eine Verſammlung oder Rathsſitzung der Vornehmſten des Dorfs und der benachbarten Dorfsfürſten: In Gegenwart aller dieſer klagt er denjenigen, deſſen Güter er an ſich bringen will, an, er habe ſeinen Verwandten vergiftet, und verlangt, der Angeklagte ſoll das Tangin zu ſich nehmen: Wenn nun der Rath den Ausſpruch thut, daß jener es nehmen müſſe, ſo geht der Fürſt hin, und kündigt es dem Angeklagten ſelbſt an. Da dieſer den vorgeblichen Mord nicht begangen hat, glaubt er zuverſichtlich, das Gift werde ihm nicht ſchaden, und beſtimmt den Tag an welchem er es verſchlucken will, läßt ſeine Anverwandte zuſammen kommen, und bereitet ſich zu der Probe, indem er nichts von allem dem genießt was Leben hatte. An dem beſtimmten Tag giebt man ihm eine hübſche Doſis Tangin, die ihm dann gewöhnlich das Leben raubt: Sobald er alſo ſtirbt, wird er für ſchuldig erkannt, und ſeine Anverwandten werden zu Sklaven des Fürſten, dem die Reichthümer von Rechts wegen angehören: Da aber dieſer keine andre Abſicht hat, als ſich der Knechte und Heerden des Vergifteten zu bemächtigen, ſchenkt er den Verwandten deſſelben die Freyheit. In einem Lande, das derley barbariſche Geſetze hat, muß darum jederman ſorgfältig verbergen was er beſitzt, wenn er der Unterdrückung ſeines Deſpoten entwiſchen will: Dieſe hingegen laufen niemal Gefahr in die Sklaverey zu gerathen; denn wenn man ſie im Kriege zu Gefangnen macht, werden ſie ſogleich niedergeſtoſſen.

Die Inſel Madagaſkar iſt in kleine Herrſchaften abgetheilt: Jedes Dorf hat ſeinen Beherrſcher, der wie unabhängig lebt. Die königliche Gewalt iſt überall erblich.

Der Dian oder Beherrſcher muß bey jedem Geſchäfte den Rath zuſammen berufen, bey dem auch Fremde, ja ſogar die Feinde desſelben gegenwärtig ſeyn dürfen; jeder ſagt dann ſeine Meynung, und ſpricht ſo wie ihn ſeinem Rang gemäß die Ordnung trift: Niemal hört man ihrer zween zugleich reden.

Wäre dieſes Land von Europäern bewohnt, ſo würde es vielleicht das herrlichſte, mächtigſte und reichſte des ganzen Erdbodens ſeyn. Es hat Gebürge von Quarz und Bergkryſtal, Gold-Silber- und Kupfer-Minen, koſtbare Steine, Ambra, eine Menge von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Inſekten und Gewürmen die uns noch ſehr wenig bekannt ſind, ſo wie auch deſſen Produkte aus dem Pflanzenreich, von denen die Menſchheit unſtreitig viele Vortheile ziehen könnte.

Ich will einen kurzen Abriß von einigen der uns bekannten ſüdlichen Provinzen geben, über welche Herr Bouchet *) verſchiedene nützliche Beobachtungen geſammelt hat, ſo wie auch über die epidemiſchen Krankheiten des Landes.

Dieſe Provinzen heiſſen Matalan, Manatinge, Amoſſie, Andrue, Antekuda oder Empate, Mariafale, Fierien, Maſchikores, Salame, Elakelake, das Thal Ambulle, Mandrere, Ekuda-Enverſe, und Manatan oder Raki-Muſchy.

Die Provinz Matalan iſt unſtreitig eine der beßten auf der ganzen Inſel: Sie liegt auf einem angenehmen Hügel, deſſen Anhöhe einen ſanften bis an das Ufer des Meeres hinlaufenden Abhang bildet, den verſchiedne gemächlich flieſſende Bäche durchſchneiden, und die Fruchtbarkeit des Bodens noch vermehren. Es wächst darauf vieles Hochholz, und eine Menge Kokos, Areken und andre Palmbäume; der Maniok, die Pataten, die Kambards gedeihen zu einer erſtaunlichen Dicke, und das Zuckerrohr wird viel ſchöner als auf unſern Inſeln. Die Einwohner bauen den Reis in trockner Erde. Es wäre zu wünſchen, daß längs der Küſte hin irgend eine Rhede wäre, wo die Schiffe ſicher ankern könnten, denn dieſer Theil von Madagaſkar iſt allerdings der vorzüglichſte zur Errichtung einer Kolonie; ſeine Lage und die wenigen daſelbſt befindlichen Moräſte beweiſen, daß er geſünder ſey, als alle übrige von uns bewohnte Ge-

---

*) Herr Bouchet reiste im Jahr 1768 als Regimentsfeldſcheer auf dieſe Inſel, da Herr Modave dahin geſchickt ward, um das Fort Dauphin zu Stande zu bringen.

genden. — Dieſe Provinz wird von zwanzig Dorfsfürſten beherrſcht, davon ein einziger in wichtigen Sachen das Entſcheidungsrecht hat: Man nennt ſie **Zaphe-Raminie**; ſie ſtammen alle von einer Arabiſchen Familie ab, die ſich in dieſer Gegend niedergelaſſen, und deren Oberhaupt Raminie hieß. Dieſer hatte viele Kinder: Zwey davon zogen ſich in die Provinz Anoſſie, bemächtigten ſich derſelben, und ihre Nachkommen beſitzen ſie noch heut zu Tage. Die übrigen erbten die Würde ihres Vaters, welche nun ſeit etwa dreyhundert Jahren in den Händen ihrer Abſtämmlinge geblieben iſt. — Matalan nährt ungefehr ſechstauſend Menſchen und viertauſend Stück Hornvieh. Hammel und Ziegen ſind daſelbſt ſehr wenige, aber Federvieh ſehr viel; auch giebt es eine groſſe Menge Vögel, und verſchiedne Gattungen von Tauben und Papageien.

Die Provinz **Manatinge** wird von dem Fluß **Menanpanie** bewäſſert, der ſich in viele Arme theilt. Die kleinen Inſeln, welche er geſtaltet, werden ſehr oft von ihm überſchwemmt, und verwandeln ſich dadurch in Moräſte die dieſe Provinz ungeſund machen. Sie trägt die nämlichen Produkte wie Matalan, aber nicht in ſo groſſer Menge. Es ſind ungefehr zweytauſend Stück Hornvieh darin, und dreytauſend Menſchen, welche durch acht Fürſten, **Zaphe-Raniu** genannt, beherrſcht werden. Dieſe Könige ſind Eingebohrne des Landes, und faſt immer mit den **Zaphe-Raminies** im Streite, weil ſie dieſelben als fremde Kronenräuber betrachten; auch ſind ſie wegen ihrer verrätheriſchen Gemüthsart von allen ihren Nachbarn gefürchtet.

Längs den Küſten von Manatinge und Matalan prellt die See ſo heftig gegen das Ufer, daß ſelbſt die inländiſchen Kähne nur bey ſchönem Wetter landen.

Die Provinz **Anoſſie**, in der das Fort Dauphin liegt, gränzt gegen Oſten an die See, und gegen Weſten an eine Bergkette. Die Seeküſte iſt allenthalben mit leichtem trocknen Sande bedeckt, der ganz und gar keines Anbaues fähig iſt, und nichts als einige kleine Geſträuche ſamt etwas dürrem Graſe hervorbringt. Der innere Theil des Landes iſt durch das ſtehende Gewäſſer der Sümpfe höchſt ungeſund: Es ſind daſelbſt einige ſehr fiſchreiche Bäche, die ſich bloß ein- oder zweymal im Jahr bey groſſen Ueberſchwemmungen in das Meer ausgieſſen. Die Schlünde des Gebürges ſind mit ſchönen zum Bau tauglichen Bäumen beſetzt; aber das ganze Land überhaupt iſt ſo trocken, daß die Einwohner, ohne die beſondre Vorſicht, den Reis in den Teichen anzubauen, oft Mangel an Lebensmitteln haben würden. — Dieſe Provinz enthält ungefehr

gefähr fünfzehntauſend Stück Hornvieh, und iſt zur Ziegen- und Hammelzucht von allen die bequemſte. Die gemeinſten Früchte derſelben ſind Pomeranzen, Bananen, Ananas und Granatäpfel; auch Weinſtöcke wachſen daſelbſt ohne Kultur, und geben ſehr ſchmackhafte Trauben. Die Anzahl ihrer Bewohner beläuft ſich auf zehntauſend Seelen, welche von zween Fürſten beherrſcht werden, die ſich eben ſo nennen, wie jene von Matalan, weil ſie, wie ſchon gehört, von zween Söhnen des Raminie abſtammen. Sie theilen die oberſte Gewalt gemeinſchaftlich unter ſich, und herrſchen über Leben und Tod ihrer Unterthanen. — Es ſind verſchiedne Bayen in dieſer Provinz: Unſere Schiffe ankern gewöhnlich in der des Fort Dauphin, ob ſie ſchon nicht die bequemſte iſt. Die Baye von Sankt Luzie iſt weit ſicherer; und in der Galionen-Baye kommen die Fahrzeuge viel leichter an Land; auch ſind die Schiffe daſelbſt vor den allgemeinen Winden beſſer verwahrt. — In dem Teiche Fauzer ſieht man noch die Ruinen einer Schanze, welche die Portugieſen bey ihrer Landung auf Madagaſkar im Jahr 1506 daſelbſt anlegten. Auch findet man noch groſſe Hölungen auf einem Berge den ſie bebauten, und aus dem ſie, nach Ausſage der Landesbewohner, viel Gold zogen.

Durch die Provinz Andrue fließt der Fluß Mandar, der ſich alljährlich nur zwey oder dreymal in das Meer ſtürzt, und auf weiter als zwanzig Meilen über die Mündung hinauf ſalziges Waſſer hat. Das Land iſt ganz flach, und faſt mit der Meeresfläche gleich, welches macht, daß es ihm an gutem Waſſer gebricht; und ohne ſeinem natürlichen Wall von Sande würde es bey jedem Sturm, ja ſogar bey jeder etwas mehr als gewöhnlich anſchwellender Flut, ganz überſchwemmt werden. Der Boden iſt dürre, und zum Reisbau nicht ſehr bequem; dafür pflanzen die Einwohner Hirſe, Mais, Pataten, Baumwolle, und den Wunderbaum (palma Chriſti) von dem ſie Oel bekommen, welches ſie an ihre Nachbarn gegen Reis vertauſchen. Sie ſind noch etwas wilder als dieſelben; und dieſe, um ſie von aller Handelſchaft mit uns abzuſchrecken, beſchwatzen ſie, als ob wir nur Sklaven kauften um ſie aufzufreſſen. — Dieſe Provinz enthält dreytauſend Einwohner, welche von acht Fürſten beherrſcht werden: Auch nährt ſie zweytauſend Stück Hornvieh und beträchtliche Heerden von Hammeln und Ziegen. — Die Schiffe können nur auf der offnen Küſte ankern, wo die See ruhig iſt; die Fahrzeuge gehen übrigens ohne Mühe an's Land.

Die Provinz Antekuda oder Empate enthält ſechstauſend Einwohner, welche unter eilf Beherrſchern ſtehen: Sie ſind lauter Flüchtlinge aus den nahgelegenen Provinzen, und führen alſo ſtets Krieg mit ihren Nachbarn. — Der Boden dieſer Provinz iſt eine röthliche Erde, die nichts anders trägt, als Hirſe, Pataten und Mais. Alles Waſſer derſelben iſt äuſſerſt ungeſund; und die Einwohner trinken lauter Regenwaſſer, das ſie bey ſtürmiſchen Wetter auffangen. — Es giebt wenig Hornvieh daſelbſt, weil es nichts zu weiden findet; aber die Hammel und Ziegen gedeihen ſehr wohl. — Die Schiffe ankern auf der offnen Küſte, obſchon ſie ſich an das Vorgebürg Sankt Maria legen könnten, neben dem man auf allen Karten eine Baye angezeigt findet, welche die Baye des heiligen Johann heißt: Vermuthlich iſt dieß bloß ein See, welcher von der Seite des Meeres nur mit einem ſehr ſchmalen Erdſtrich eingefaßt iſt, und welcher eintrocknet wenn die Südwinde wehen. Die Einwohner verſichern, daß ſie einſt ein Schiff geſehen, welches hineinſegelte, und nie wieder zurück hinauskommen konnte.

Die Provinz Mariafale iſt ſehr groß; aber ihr Boden iſt eben ſo unfruchtbar wie der in den übrigen. Man baut daſelbſt nichts als Hirſe, Mais, und Waſſermelonen; indeß giebt es doch einige Gegenden, die gut mit Holz bewachſen ſind. Es ſtrömt durch dieſe Provinz ein ſehr groſſer Fluß, der ſich in das Meer ſtürzt, und eine Bucht geſtaltet, in der die Schiffe ankern können, wenn die Süd- und Süd-Oſtwinde nicht von der Seite her ſtreichen. — Dieſe Provinz nährt zehntauſend Einwohner, welche von zehn barbariſchen und grauſamen Fürſten beherrſcht werden. Da das Schiff, die Syrene, ſcheiterte, nahm einer aus dieſen, Dian-Baſon genannt, alle die Unglücklichen gefangen, welche ſich aus dem Schiffbruch gerettet hatten, und ließ ſie nicht eher von ſich, bis er ſie rein ausgeplündert hatte: Aber wenige Tage nachher ward er von ſeinen eignen Nachbarn todtgeſchlagen, weil dieſe die Hälfte der gemachten Beute für ſich haben wollten.

Hier giebt es die meiſten Ochſen, Hammel, Ziegen und Sklaven; und eben aus dieſer Gegend holen die Einwohner vom Fort Dauphin die meiſten derſelben welche ſie uns verkaufen.

Die Provinz Fierien, worin die Baye St. Auguſtin liegt, hat ein unfruchtbares Erdreich, das mit wenig Holz bewachſen iſt, groſſe eiſenſchichtige Felſen hat, und

mit Satages *) überdeckt iſt. — Sie enthält ungefähr achttauſend Einwohner, die unter ſieben Regenten ſtehen. Die Engländer kommen häufiger in die Baye St. Auguſtin als jede andre Nation. Sie führen einige Waaren dahin, welche ſie gegen Sklaven austauſchen. Die Hammel und Ziegenböcke ſind daſelbſt ungemein wohlfeil. Das Land wird durch einen ſehr groſſen Fluß befeuchtet, und hat ungefehr ſechstauſend Stück Hornvieh.

Die Provinz Maſchikores liegt im innern Theil der Inſel, iſt voll kleiner Berge mit Kieſelſteinen bedeckt, und enthält ungefehr zehntauſend Menſchen, die von eilf Fürſten beherrſcht werden. Die Einwohner nähren ſich bloß von Reis, den ſie nach der Regenzeit in den Sümpfen pflanzen. Die Weiber ziehn Seidenwürmer, aus deren Gewebe ſie Schürzen verfertigen, welche ſehr theuer ſind, und ſtark geſucht werden. — Das Land nährt ungefähr tauſend Stück Hornvieh. Es ſind darin Brüche von weiſſem, ſchwarzem und grauem Marmor, auch eine Gattung Tuffſtein, den man beym ausgraben ſo leicht ſchneiden kann wie Seife, der aber an der Luft hart wird. — Die reichern Einwohner halten ſich Serails, die ſie durch Verſchnittene bewachen laſſen; wie es auch in einigen andern Provinzen gewöhnlich iſt. Vermuthlich haben ſie dieſe Gewohnheit, die man im ganzen nördlichen Theil verabſcheut, von den Arabern; ſo wie auch die Beſchneidung, welche überhaupt auf der Inſel eingeführt iſt.

Die Provinz Salame liegt zwiſchen hohen Bergen, aus denen verſchiedne Bäche hervorſtrömen welche die Thäler fruchtbar machen, und worauf viele Weinſtöcke wachſen. Sie enthält ungefähr zweytauſend Einwohner die unter fünf Fürſten ſtehen. Man ſieht hier noch die Ruinen eines ſteinernen Hauſes von dreyßig Fuß in der Länge und über zwanzig in der Breite, von dem die Landesbewohner behaupten, es ſey durch Europäer gebaut worden, die ſich bey ihnen niederlieſſen.

Die kleine Provinz Elakelake liegt zwiſchen den beyden Provinzen Anoſſie und Andrue. Der Boden dieſes Ländchens taugt nicht viel zum Feldbau, hat aber viele eiſenſchichtige Felſen, und vortrefliche Viehweide. Es wohnen ungefehr zweytauſend Menſchen darinn, die vier Oberhäupter haben.

---

*) Eine Art von Windglöcklein (liſeron), welche an der Erde dahinwachſen und allenthalben das Ufer des Meeres und die ſandigten Gegendeu bedecken.

Das Thal **Ambulle** iſt eine der ſchönſten Provinzen auf Madagaſkar: Es wird von einem ſehr groſſen Fluß durchſtrömt, erſtreckt ſich an einer Seite bis an Manatinge, und iſt an der andern durch eine Bergkette begränzt, welche nur drey Durchgänge hat. Die Schlünde des Gebürges ſind mit gutem Bauholz bewachſen und von vielen kleinen Bächen bewäſſert. Dieſes Thal enthält etwa fünfzehnhundert Menſchen, die von zwölf Fürſten beherrſcht werden. Das Hornvieh wird daſelbſt fetter, und gedeiht beſſer als in den übrigen Provinzen. — Dieſe Gegend, deren Boden zum Ackerbau bequem iſt, wäre zur Anlegung einer Kolonie ſehr tauglich; ſie könnte ſich aus ſich ſelbſt erhalten, und ziemlich wichtig werden, wenn man auch die Provinz Manatinge damit verbände. Ehedem bewohnten ſie die Franzoſen, und noch ſieht man eine groſſe drey Fuß breite Mauer, die ſie um ihre Beſitzung gezogen hatten; auch die Brunnen welche ſie gruben, ſind noch kenntlich. Nachdem die Landesbewohner alle Europäer auf Fort Dauphin niedergemacht hatten, kamen auch die im Thal Ambulle wohnenden Franzoſen vor Elend um, und wurden von den Madegaſſen vollends todtgeſchlagen: Nur zween derſelben ließen ſie beym Leben; den einen, weil er die Tochter eines ihrer Fürſten geheyrathet hatte, und den andern, weil er Kommandant in einem Dorfe war. Es ſind zwey warme mineraliſche Waſſer in dieſer Provinz: Sie haben den gleichen Grad der Hitze, Einerley Geſchmack und Einerley Eigenſchaften; welches beweiſet daß ſie auch Einerley Grundquelle haben, ob ſie ſchon vier Meilen von einander entfernt ſind. — Die Eingebohrnen des Landes ſchreiben dieſen Quellen ſehr wirkſame Eigenſchaften, beſonders gegen alle Arten von Schmerzen zu. In eben dieſer Provinz iſt ein kleiner Fluß, welcher Goldſand führt, und neben dem man noch die Ueberbleibſel einer kleinen Schanze ſieht, welche der Sage nach von den Europäern aufgeführt worden.

Das kleine Land **Mandrere** macht eine Provinz aus, deren zweytauſend Einwohner vier Oberhäuptern unterworfen ſind. Es liegt auf einer ſehr hohen Fläche eines Gebürges, und hat während vier Monaten im Jahre ſo kalte Witterung, daß alles Waſſer zween Zoll dick einfriert. Der Boden iſt ſehr gut, und trägt vortreflichen Reis. Man findet daſelbſt noch die Spuren eines alten Gebäudes, das die Franzoſen im Jahr 1662 errichtet haben.

Die Provinz **Ekuda-Enwerſe** iſt gut und fruchtbar; wird aber wenig beſucht, weil die unter ſechs Fürſten ſtehenden dreytauſend Einwohner

derſelben mit den Bewohnern von Matatan oder Manatinge unaufhörlich Krieg führen.

Das Land Manatan oder Rakimuſchi macht eine kleine Provinz aus, die bey dem Urſprung des Fluſſes Matatan liegt: Der Boden desſelben iſt ſo ſchlecht, daß nichts darauf wächst als Kambards und Piſangbäume. Es enthält zweytauſend Einwohner, die durch ſechs Fürſten beherrſcht werden, welche von einem kleinen nur drey Fuß hohen Manne abſtammen; und die, ob ſie ſchon von gewöhnlichem Wuchs ſind, doch den Namen Zaphe-Rakimusche, d. h. Zwerge, beybehalten haben. Vermuthlich hat ſich dadurch die Sage verbreitet, daß ein Zwergengeſchlecht auf der Inſel wohne. — Eine Menge wilder Ochſen von beſondrer Art findet ſich in dieſer Provinz; ſie ſind ſehr klein, und haben keinen Buckel wie die übrigen.

Nach dieſem flüchtigen Abriß von der Beſchaffenheit des Bodens, von den Produkten, der Volksmenge und den Handlungszweigen auf Madagaſkar, ſoll ich noch der geſunden oder ungeſunden Beſchaffenheit der Luft, und der daraus entſpringenden Krankheiten einige Meldung thun.

Bemerkungen

über die epidemiſchen Fieber auf der Inſel Madagaſkar.

Die auf dieſer ganzen groſſen Inſel herrſchenden epidemiſchen Fieber entſtehen alle aus einerley Urſachen: Der Grad ihrer Bösartigkeit ſteigt oder fällt nur in dem Verhältniß, wie jene vereinigten Urſachen ſchwächer oder heftiger auf den Kranken wirken. Die erſte dieſer Urſachen iſt unſtreitig jene Menge von Sümpfen, deren ſtehendes und faulendes Gewäſſer durch die vielen Pflanzen und das Reisſtroh, welche alljährlich darin verfaulen, verpeſtet wird, und alſo unaufhörlich die ſchädlichſten Dünſte von ſich giebt. Hiernächſt können auch die verſchiednen Grade der Hitze und die alltäglichen Winde, welche mit mehr oder weniger Leichtigkeit zirkuliren, jenen anſteckenden Keim der Krankheiten mehr oder minder verbreiten und einſchränken. — Durch lang anhaltende Erfahrung ſind dieſe Inſulaner überzeugt worden, daß die niedrig gelegenen und ſumpfigen Plätze ungeſund ſeyen; daß es nöthig iſt, die Wohnungen an erhöhte Gegenden zu verſetzen, und die moraſtigen nur mit vieler Vorſicht anzubauen. Auch verlegen ſie wirklich in der ganzen Inſel ihre Dörfer auf die Anhöhen; und alle Ober-

häupter, ſogar die bloſſen Privatleute, geben ſich faſt niemal mit der Sorge für den Reis ab, beſonders in den Pflanzungen; ſondern überlaſſen dieſe gefährliche Arbeit faſt gänzlich ihren Sklaven. Drey Viertheile von ihnen pflanzen aus Furcht vor jener Gefährlichkeit nichts anders als Hirſe, und leben bloß von Wurzeln oder Saamen der Sträucher die ſie ohne viele Mühe zuſammenleſen. Vielleicht iſt die unerträgliche Hitze des Klima die erſte Urſache dieſer ſorgloſen Trägheit; aber zu derſelben mußte ſich dann nothwendig jene zweyte geſellen, weil ſie auf Erfahrung geſtützt war.

Die verwüſtenden Krankheiten dieſes Landes reiben nicht bloß Menſchen auf, ſondern wüthen faſt gegen alle Geſchöpfe aus dem Thierreich. Man bemerkt einen groſſen Unterſcheid bey den gemeldten Fieberarten, ob ſie ſchon eine allgemeine urſprüngliche Grundquelle haben; denn da Madagaſkar unter dem heiſſen Erdgürtel liegt, muß natürlicher Weiſe ſein brennendes Klima die Wirkſamkeit des fiebriſchen Keimes um vieles vermehren, und folglich ein ſtärkeres und bösartigeres Fieber hervorbringen. Die Sümpfe dieſer Inſel verurſachen zu allen Jahrszeiten Fieber, beſonders den Leuten welche nicht an das Klima gewöhnt ſind; aber die gefährlichſte Zeit für jedermann, ſowohl Eingebohrne als Ausländer, iſt vom erſten November bis zu Ende des April: Während dieſer ſechs Monate, wo die Hitze am heftigſten iſt, ſchleicht ſich jener fiebriſche Keim in alle thieriſche Körper; wirkt da mit ſeiner auflöſenden, beitzenden, eine Fäulung des Geblüts verurſachenden Kraft, und verwandelt durch ſeine Natur einen Theil der zirkulirenden Säfte in eine groſſe Maſſe von Galle. — Dieſe Feuchtigkeiten erhalten hinwieder eine neue beiſſende Schärfe, und brüten alſo das Fieber oder die Ruhr aus, oder am Ende wohl gar eine gallichte Lungenentzündung; ja manchmal alle dieſe drey Krankheiten zuſammen. Die Eingebohrnen des Landes, welche eine ſchwächere Bruſt haben als die Europäer, greift manchmal ein heftiges Fieber, eine ſtarke Ruhr, und ein Lungenſchmerz an, der ſich oft mit einem Geſchwür endet. Dieſe letztere Krankheit entſteht hauptſächlich aus der ſchlechten Diät welche die Schwarzen während des Fiebers beobachten, und aus den Arzneyen welche ihnen die Aerzte eingeben. — Der allzu vertrauliche Umgang mit den Weibern trägt ebenfalls viel dazu bey, daß man das Fieber bekömmt: Dieſer Umgang iſt ſehr gefährlich, weil ſie alle verdorben ſind; überdas entnerven ſie einen auch durch ihre unerſättliche Geilheit. Viele Leute ſind ſchon beym zweyten Anfall des Fiebers geſtorben, wenn ſie zuvor einige Nächte mit dieſen

Weibern zugebracht hatten. — Der Genuß des vielen fetten Fleiſches iſt nicht weniger ſehr ſchädlich, weil dieſe Nahrung eine groſſe Menge gallichter Feuchtigkeiten erzeugt, welche ſich ſchneller oder langſamer verſchlimmern, ſo wie die Maſſe der zirkulirenden Säfte gröſſer oder kleiner iſt.

Dieſe Krankheit zeigt ſich oft durch einen heftigen Fieberanfall, manchmal aber durch eine groſſe Mattigkeit an Armen und Beinen; der Mund iſt verdorben, man hat wenig Eßluſt, einen unruhigen Schlaf und ſtets gewaltige Kopfſchmerzen. Nach dieſem durchfährt den Kranken ein Schauer, auf welchen eine ſcharfe trockne Hitze folgt; während dem Schauer iſt der Puls ſchnell und klein, und wird dann bey der Hitze, die manchmal ſehr heftig iſt, voller; die Kopfſchmerzen vergröſſern ſich nun, und der Kranke giebt unter anhaltendem Anſtrengen viele ſcharfe, gelb und grünliche Galle von ſich: Dieſe Hitze dauert einige Stunden lang, manchmal die ganze Nacht, und läßt am Morgen etwas weniges nach; der Puls welcher immer fieberhaft war, iſt es dann nicht mehr ſo ſehr; die Zunge iſt mit einem braungelben Bodenſatz bedeckt, die Zähne werden unrein, und der Athem übelriechend; die Haut iſt gemeiniglich trocken, brennend, und oft wie bey einem Gelbſüchtigen; es zeigt ſich manchmal etwas wenig Ausdünſtung, die aber für den Kranken ohne Nutzen iſt. Dieſes Fieber wird immerfort ſtärker, und ſtellt ſich gemeiniglich zu ungleichen Stunden ein. — Zu Zeiten geſchieht es, daß dasſelbe ſich durch ein heftiges Bauchgrimmen anmeldet, auf welches ein Bauchfluß folgt, der einige Tage lang ohne andre Symptomen fortdauert. Darauf finden ſich kleine Anfälle von Fieber ein, und werden immer heftiger je öfter ſie kommen: Dieſe unterbrechen manchmal jene gallichte Ausleerung; andremal wird aber der Bauchfluß zu gleicher Zeit heftiger, ſo wie das Fieber ſelbſt; und dann bekömmt auch der Auswurf von Tag zu Tag mehr beiſſende Schärfe: Dieſe verdorbene, ſcharfe und reitzende Feuchtigkeit entzündet die innern Theile der Eingeweide, macht ſie ſchwären, und erzeugt die wirkliche Ruhr. Dieſe iſt um ſo gefährlicher, weil ſie eben aus jener ungeſunden Feuchtigkeit entſteht und genährt wird, die in der Maſſe der flüßigen Theile zirkulirt, und ſich mit den Säften vermengt welche durch die Röhren des Magens und der Eingeweide flieſſen. Dieſe Bauchflüſſe ſind faſt allemal tödtlich, wenn die Krankheit gleich bey ihrer Entſtehung auch nur um etwas weniges verſäumt oder unſchicklich behandelt wird.

Auf was immer für Art ſich das Fieber äuſſert, ſo iſt doch dieß ganz gewiß: Wenn man nichts dagegen braucht, oder es unſchicklich behandelt, ſo wird es von Tag zu Tag heftiger; die wiederholten Anfälle desſelben halten länger an, kommen öfter und immer mehr zu ungleichen Stunden; auch wird der Unterleib manchmal gebläht. Einige bekommen Verſchleimnngen an den Drüſen der Ohren und Kinnbacken, die nie zum Ausfluß gedeihen; daher entſtehen Schläfrigkeit und Träume; der Patient fühlt ſeine Bedürfniſſe nicht mehr; der aus ſeinem Leib abgehende Unrath hat einen ſehr häßlichen Geruch, iſt ſafrangelb, und oft mit Blut vermengt: Auch bemerkt man manchmal kleine konvulſiviſche Bewegungen an ihm, beſonders an dem Geſichte; dann wird der Puls von Tag zu Tag ſchwächer, ungleich, ſtockend; die Bruſt überfüllt ſich, und der Kranke ſtirbt.

Dieſe Krankheit hat kein beſtimmtes Zeitmaß, inner welchem der Angegriffene ſterben muß oder geneſen kann. Im nördlichen Theil und an der öſtlichen Küſte raft ſie den Patient oft vom vierten bis auf den achten Tag weg; im ſüdlichen Theil aber greift ſie nicht haſtig um ſich, und der Kranke ſtirbt faſt allemal erſt nach zwey oder drey Monaten.

Herr Bouchet hat der Regierung eine kurze Nachricht übergeben, worinn er meldet, auf welche Art er dieſe den Europäern ſo gefährliche Fieber glücklich behandelt habe; ich kann aber ſolche hier nicht einrücken, weil ſie mich zu weit von meinem Hauptgegenſtand abführen würde.

Ich ſchlieſſe dieſes Kapitel mit der Bemerkung, daß es für die franzöſiſche Handlung ſehr vortheilhaft wäre, wenn man dieſes Land genauer kennte, und häufiger beſuchte: Denn da es Zucker und faſt alle jene Lebensmittel hervorbringt welche man in Weſtindien baut, und überdas noch von Wilden bewohnt iſt, wäre es wohl ſehr bequem, Kolonien von einer ganz neuen Art darauf anzulegen; welche, wenn ſie mit kluger Vorſicht und unter weiſen Geſetzen eine feſte Einrichtung bekämen, dem Mutterlande wichtige Vortheile verſchaffen, und den Unbequemlichkeiten der übrigen bis itzt angelegten nicht ausgeſetzt ſeyn würden.

Viertes Kapitel.

Von den Inſeln France und Bourbon.

Von der Inſel France.

Die Inſel France war ehedem von den Holländern bewohnt: Dieſe wollten wirklich eine Kolonie daſelbſt anlegen; weil ſie aber nicht ſo viel aus dem Lande zogen als ſie Koſten darauf verwandten, mußten ſie dasſelbe wieder verlaſſen. In der Folge fand Herr de la Bourdonnais, Gouverneur der Kompagnie auf der Inſel Bourbon, für gut, von dem Eyland Beſitz zu nehmen, weil es ſeinem eignen Gouvernement ſo nahe gelegen war. Er ſchickte Leute dahin um es zu bevölkern; und bald darauf ward es zur wichtigſten Beſitzung. Indeſſen reichte alle Mühe nicht hin, den Koloniſten ihren nöthigen Unterhalt zu verſchaffen. Der Boden iſt noch immer ſo unfruchtbar, daß die Bewohner ihre alljährliche Nahrung von Ausländern ziehn müſſen. Der Hafen, welchen man als eine Niederlage im Indiſchen Handel brauchen kann, iſt der einzige Vortheil den man von dieſer Beſitzung hat. Ungeachtet deſſen giebt es daſelbſt keine Bettler, weil man nur zweyerley Stände kennt, den Herrn und den Sklaven. Allmählig fangen die Bewohner der Inſel an, dieſelbe durch Anbau zu benutzen. Es giebt beträchtliche Kaffe- und Zuckerpflanzungen darauf, auch einen Indigo der beſſer iſt als der Amerikaniſche; aber ſeine Pflanze, welche auf dieſer Inſel allzu trocken iſt, wird uns zwingen, den Bau derſelben bald wieder aufzugeben, weil ſie die auf ihre Kultur nöthigen Koſten nicht abträgt. Man hat zwar verſchiedne fremde Arten dahin gebracht, von Madagaſkar, von der Küſte Koromandel, von Agra, aus Bengalen, aus China, und aus Amerika, in der Abſicht ſie daſelbſt einheimiſch zu machen. Aber der Verſuch fiel nicht ganz nach Wunſch aus; es ſcheint, daß ſie alle ausgeartet haben, und daß die Amerikaniſche Gattung nicht die ächte gute war, weil ſie bey allen Verſuchen nur die Hälfte von dem gab, was ſie ſonſt in Amerika ſelbſt einbringt. Herr von Coſſigni, einer der thätigſten Pflanzer auf der Inſel, hat ſehr wichtige Entdeckungen hierüber gemacht: Sie ſtehen in ſeiner Abhandlung von

der Pflanzung des Indigo, welche die Regierung auf der Inſel ſelbſt hat drucken laſſen.

Mit den Gewürzen hat man beſſere Ausſichten: Die Herren von Tremigon und von Coetivi brachten ſie in den Jahren 1769 und 1771 dahin. Beyde Expeditionen unternahm Herr Poivre, Intendant der Inſeln France und Bourbon, der alles mögliche anwandte, dieſe zwo Kolonien zu bereichern, und alſo nichts verſäumte, ihnen den gedachten neuen Handelszweig zu verſchaffen.

Man hat bis auf dieſen Tag behauptet, als ob die auf der Inſel France gezogenen Gewürze an ihrer Güte verlören; aber man weiß itzt, daß dieſes leere Gerücht bloß von Leuten verbreitet ward, die den Herrn Poivre um ſeinen Ruhm beneideten, welchen er ſich während der Verwaltung jener Inſeln erworben. Dieſer wackere Mann hatte ſchon ſeit lange Feinde in der Kolonie, und hat deren noch itzt manche daſelbſt, ſo wie jeder nutzbare thätige Mann faſt immer von Neidern und Undankbaren angefochten wird. Die Gewürze gedeihen vortreflich auf dieſer Inſel; ſchon itzt tragen die durch Körner gepflanzten Gewürznelkenbäume ſo herrliche Nägelchen, daß ſie denen nichts nachgeben, die wir von den Holländern einhandeln; und in kurzem werden die Franzoſen die Holländiſchen Gewürznelken nicht nur gänzlich entbehren, ſondern wohl noch ſelbſt von den ihrigen an andere Nationen verkaufen können. Die Muskatnüßbäume ſind nicht vollends ſo gut gerathen; denn da ſie unter die Bäume von ganz getrennten Geſchlechtern gehören, und man dieſes dazumal nicht wußte, traf es ſich, daß man nur wenig weibliche darunter hatte als man ſie auf die Inſel brachte; und dieß verhinderte, daß ſie ſich nicht ſo ſchnell vermehren konnten als die Nelkenbäume. Sonſt verdienen jene glücklichen Verſuche die ganze Aufmerkſamkeit der Koloniſten; nur iſt zu beſorgen, die auf dieſe Inſel wandernden Europäer könnten die erſtern mit ihren ſyſtematiſchen Grillen von Projekten zu Projekten herumſchweifen machen, ſo, daß ſie vielleicht den Kaffebau vernachläßigen um Baumwolle zu pflanzen, und die Baumwollenbäume wieder ausreuten, um dafür Zuckerrohr, Getreide, Mais oder Maniok zu bauen. Eins von den größten Hinderniſſen der Kultur iſt auch dieß, daß kein Europäer in der Abſicht auf die Inſel kömmt, um ſich auf Lebenszeit daſelbſt feſtzuſetzen: Man geht auf drey oder vier Jahre dahin, binnen welchen man ſich zu bereichern ſucht, indem man ſein Bischen Geld auf die Schiffe ſteckt, die auf Madagaſkar oder Mozam-

bike Sklaven kaufen; ein Handel bey dem ſich allemal was gewinnen läßt, ſo wie bey den meiſten dergleichen Handelszweigen die dem Menſchengeſchlecht zur Schande gereichen.

Die Bewohner der Inſel benutzen niemal alle die Vortheile welche ſie zur Verbeſſerung ihrer Ländereyen benutzen könnten: Die Sklaven arbeiten ſtets nur nachläßig; denn was läßt ſich im Grunde anders von einem Unglücklichen erwarten, den man mit Geiſelhieben dazu zwingt, das Intereſſe des auf ihn verwendeten Hauptguts abzutragen? — Ich muß zwar geſtehen, daß ich einige menſchlichgeſinnte und mitleidige Herren jener Elenden kennen gelernt habe, die ſie nicht mißhandeln, ſondern ihnen ihre Knechtſchaft erleichtern; aber die Zahl dieſer beſſern Menſchen iſt entſetzlich klein. Die übrigen alle behandeln ihre Negern mit der grauſamſten und empörendſten Tyrannenwuth. Wenn der Sklave den ganzen Tag hindurch gearbeitet hat, muß er erſt ſeine Nahrung im Gehölze ſuchen, und bloß von ungeſunden Wurzeln leben. Dieſe Unglücklichen ſterben von Elend und unmenſchlicher Behandlung, ohne das mindeſte Gefühl von Erbarmung bey ihrer Herrſchaft zu erregen; daher haſchen ſie auch nach jeder Gelegenheit durch die Flucht zu entrinnen, um in den Wäldern Unabhängigkeit und neues Elend zu finden.

Troz aller Anſtrengung der Induſtrie wird dieſe Inſel doch den Wünſchen ihrer Bewohner niemals vollkommen entſprechen: Nie werden ſich dieſe ein wahrhaft bequemes Leben darauf verſchaffen können; denn, nebſt den Verwüſtungen der Stürme, haben ſie auch noch gegen eine unendliche Menge gefreßiger Ratten und Vögel zu kämpfen. Die Zeiſige (tarin, citrinella) und Kernbeiſſer aus Java, die man ehedem als Seltenheiten auf die Inſel brachte, und ſorgfältig in Keſichten verwahrte, haben ſich ſo ſehr vermehrt, daß ſie faſt alle Erndten auffreſſen. Um ſie von den Saatfeldern zu verjagen, muß man ſtets einige Negern zur Schildwache ausſtellen, die durch Geſchrey und Händeklatſchen ein anhaltendes Getöſe machen müſſen. Der Ratten iſt eine ſo ſchreckliche Zahl, daß ſie oft in einer einzigen Nacht ein ganzes Feld voll Mais aufzehren; nebſt dem freſſen ſie auch noch die Baumfrüchte weg, und verderben ſelbſt die jungen Bäume, indem ſie die Wurzeln derſelben abnagen. Dieß ſoll die eigentliche Urſache geweſen ſeyn, warum die Holländer dieſe Inſel verlieſſen. — Die Regierung hat zur Ausrottung dieſer ſchädlichen Thiere gute Anſtal-

ten gemacht: Jeder Einwohner muß, nach der gröſſern oder kleinern Anzahl ſeiner Sklaven, eine gewiſſe Zahl jener Thiere erlegen, und die Köpfe der erlegten Vögel und die Schwänze der Ratten an das Polizeyamt einliefern. Indeſſen iſt alle dieſe Vorſicht unzulänglich. Es iſt unmöglich, derſelben los zu werden, wenn nicht Raubvögel und Soldaten-Kommando's zugleich gegen ſie losziehn. — Auf eben dieſe Art hat man ehedem die Heuſchrecken vertilgt, deren eine ſo entſetzliche Menge auf der Inſel war, daß nicht die mindeſte Spur von Reis, Getreide oder Mais mehr übrig blieb, wenn ſich ein Schwarm dieſes Ungeziefers darauf niederließ: In der Folg nährte ſich eine Art von Eisvögeln (Martius) die man aus Indien gebracht hatte, davon, und die Regierung that noch das übrige dazu, dieſe Inſekten vollends auszurotten: Aber, wie man gemeiniglich nur die gegenwärtigen Uebel ſcheut, ohne ſich auf zukünftige gefaßt zu machen, ſo iſt man endlich auch müde geworden ſeine Wohlthäter um ſich zu ſehen; und nun ſchießt man ungeachtet aller Verbote täglich viele ſolche Amſeln.

Die Inſel France hat den Franzöſiſchen Beſitzungen in Indien von jeher viele unglückliche Streiche zugezogen, und wird es auch immer thun. Man glaubt, ſie ſey der Mittelpunkt ihres Handels, und wähnt, man könne zu Kriegszeiten mit den daſelbſt liegenden Truppen unſre Faktoreyen zeitig genug unterſtützen; aber es iſt itzt erwieſen, daß man vier Monate Zeit nöthig habe, um die Nachrichten und Befehle nach dieſer Inſel zu ſenden; und dann, trotz aller Thätigkeit bey den vor der Einſchiffung erforderlichen Operationen, noch acht Monate; ſo daß alle nach Indien abgeſandte Geſchwader allemal erſt nach Jahresfriſt an ihre Beſtimmung kommen. Dagegen erhalten die Engländer ihre Nachrichten innerhalb ſiebenzig Tagen; und da ſie ohnehin Herren von Indien ſind, haben ſie ſchon eine anſehnliche Macht daſelbſt, und vertreiben die Franzoſen gänzlich, noch ehe man auf der Inſel France weiß, daß der Krieg angefangen ſey. Um uns in Beſitz jenes geſegneten Landes zu erhalten, müſſen wir nothwendig einen Hafen auf der Küſte Malabar haben, von wo aus unſre Geſchwader zu allen Zeiten die feindlichen Flotten beobachten können. Es iſt eine bekannte Sache, daß wir Pondiſchery ſchon zweymal bloß deswegen verloren haben, weil jene Geſchwader die Küſte Koromandel verlieſſen, und auf die Inſel France ſegelten. — Hätte man die bis heut zu Tage auf dieſe Inſel verſandten Truppen in Indien unter-

halten, wenn ſie auch ſchon beſſer genährt und gekleidet worden wären, ſie würden doch daſelbſt viel weniger gekoſtet haben. Ueberdas wären ſie bey vortheilhaften Anläſen ſchon an Ort und Stelle, und an das Klima gewöhnt geweſen; und wenn wir auch mit denſelben keine Eroberungen gemacht hätten, würden wir doch wenigſtens unſre Beſitzungen in unſrer Gewalt behalten, und die Ehre unſrer Flagge haben vertheidigen können. Ich begreife zwar wohl, daß der auf dieſer Inſel kommandirende Offizier allemal behaupten werde, es ſey auf jeden Fall eines Bruches höchſt nöthig viele Truppen daſelbſt zu halten; denn es ſchmeichelt ſeiner Eitelkeit, viele Leute unter ſeinem Kommando zu haben; dieſe aber werden eben dadurch ihrem Vaterlande unnütz. Bey alle dem verlange ich nicht, daß man dieſe Inſel leer laſſen ſoll: Sie kann, in Friedenszeiten, allen Europäiſchen nach Indien handelnden Nationen zum Magazin dienen. Aber, wie viele Misbräuche müßte man daſelbſt erſt abſchaffen, ehe der König irgend einen Nutzen daraus ziehen kann? Um dieſes zu bewirken, müßte die Verwaltung der Inſel ganz in eine andre Form umgeſchaffen werden.

Obſchon die Inſel France nur ein Pünktchen unſrer Erde ausmacht, iſt ſie doch eines der merkwürdigſten Denkmale von den Verwüſtungen die den Erdball erſchüttert haben. Alles woraus ſie beſteht, iſt mit Eiſen vermengt; alles gieng durch das Feuer; man ſieht ſogar noch den Schlund eines erloſchenen Vulkans, und viele tiefe Grotten.

Das Klima des Landes iſt ſanft, gemäßigt, und faſt ununterbrochen gleich: Es iſt kein giftiges Ungeziefer darauf, und überhaupt kein ſchädliches Thier, auſſer dem Skorpion und dem Tauſendfuß. — Die Inſel war ehedem ſehr geſund; ſeitdem man aber den Boden aufgewühlt hat, iſt man daſelbſt dem Fieber unterworfen. Ueberdas enthält das Waſſer des Fluſſes (wie Herr von Coſſigni in ſeiner Abhandlung von der Zubereitung des Indigo ſehr wohl bemerkt hat) viel zähe Feuchtigkeit, die aus der Auflöſung der darein fallenden Vegetabilien entſteht; welches Verſtopfungen, Blutflüße, und Ruhr verurſacht, von denen man nur mit äuſſerſter Mühe wieder zurechtekömmt.

Der meiſten Produkte aus dem Pflanzreiche wurden von thätigen Reiſenden aus Indien, China, vom Vorgebürg der guten Hoffnung und aus Europa auf dieſe Inſel verpflanzt. Die Ochſen und der gröſte Theil von Vögeln ſind aus Madagaſkar, die Pferde aber aus der Inſel Bourbon und vom Kap. Die Küſte iſt ſehr

fiſchreich; auch findet man auf derſelben eine Menge Muſcheln, Steinpflanzen (Madrepores), und ſogar Korallen. Das Gemüſe iſt daſelbſt gut, das Schweinfleiſch vortreflich; die kleinen Erbſen und die Artiſchoken eben ſo ſchmackhaft als die in Frankreich: Man fängt auch an Erdäpfel zu pflanzen, die man vom Kap geholt hat; die Pataten ſind ſehr gemein. In einigen Gegenden gedeiht die Viehzucht ungemein wohl, und bringt viel ein; da man aber nur eitel kranke oder durch irgend einen Zufall umgekommene Ochſen ſchlachtet, haben die Bewohner des Hafens ſtets nur ſehr ſchlechtes Fleiſch zu eſſen.

Die Nahrung des Negers beſteht in Mais, Maniok, Pataten, Kambards *) und Racine de ſonge **). Die gemeinſten Früchte ſind verſchiedne Arten von Bananen, die Ananas, Gujaven, Jambuſenbäume (Jamroſades) und Mangen. Auch giebt es Pfirſiche und Aepfel; aber ſie ſind ziemlich ſelten, und dann nicht vollends ſo ſchmackhaft als die Europäiſchen. In einigen Gegenden wachſen auch Trauben und Erdbeere.

Allmählig fängt man an, noch einige andre gute Früchte zu pflanzen, welches man den Bemühungen etlicher thätiger Koloniſten, beſonders dem Herrn Cere, Aufſeher des Königlichen Gartens zu verdanken hat, der auf der ganzen Inſel Geſäme von Litſchi, Longane, Wampi, Avocat †), Hevi oder Frucht von Zythere, von Rima oder dem Brodfruchtbaum, Kakao, Gewürznelken und Muskatnußbaum, vom Ravenſara, Sandelbaum u. ſ. f. ausgetheilt hat. Auch Herr von Coſſigni, welcher den ſchönſten Garten auf der ganzen Kolonie beſitzt, hat ſich beeifert, die ſeltnen und koſtbaren Gewächſe die er mit groſſen Koſten aus Europa, vom Kap, von Batavia, aus Indien und China hat bringen laſſen, mit den übrigen Einwohnern zu theilen, und auf dieſe Art zu vermehren.

Unter den Holzarten iſt das Ebenholz ſehr gemein, und findet ſich daſelbſt von verſchiednen Arten, als ſchwarzes, weiſſes und marmorirtes. Der jüngere Herr Linnäus hat endlich beſtimmt, zu welcher Gattung dieſer Baum gehöre, welches man bis itzt noch nicht wußte; er zählt ihn nämlich unter die Dioſpiros. Da wir noch nach China handelten, führten wir viel Ebenholz aus. Unter den übrigen verſchiednen Holzarten auf der Inſel France iſt keine zum Bau tauglich; überhaupt ſind alle viel zu grob, und werfen ſich unaufhörlich: Der Jambuck oder Takamaka iſt der einzige Baum

*) Vielleicht die *Cambares* bey Flacourt, Dioscorea ſativa Linn.

**) Vermuthlich die Sonzee bey Flacourt, oder Karaibiſcher Kohl, Arum eſculentum Linn.

†) Avocat-Baum iſt Laurus Perſea Linn. A. d. Ueb.

welchen man etwa im Fall der Noth brauchen kann; und eben dieſer giebt ein Harz, Takamake genannt, das man zu verſchiedenen Arzneyen braucht. Das Holz des Zimmtbaums wird am meiſten zu Tiſchlerarbeiten verbraucht; es iſt ſchön marmorirt, nimmt aber einige Monate nachdem es verarbeitet iſt einen häßlichen Geruch an ſich. Das Natteholz, das vom Aepfelbaum und Takamaka, verarbeiten hauptſächlich die Zimmerleute. Herr Ache hat eine ſehr gute Art von Bauholz aufgefunden, welches man Anfangs für eine Gattung von Roſenholz hielt, das es aber nicht iſt.

Die Inſel hat viel Federwildpret; Perlhüner in Menge, gemeine und geperlte Rebhüner, Turteltauben, Korbigos; zweyerley Gattungen von Haſen die von den Europäiſchen ganz unterſchieden ſind: Die erſte Gattung iſt klein, hat ſowohl vom Haſen als vom Kaninchen etwas an ſich, gräbt nicht in die Erde, hat einen länglichten Körper, kurze Ohren und weiſſes Fleiſch: Die zwote Gattung iſt gröſſer, aber doch nicht ſo groß als die Europäiſche; ſie hat kürzere Ohren, glatte und kurze Haare, und hinter dem Kopf einen ſchwarzen dreyeckigten Fleck. Die Hirſche werden allmählig etwas ſeltner; und um dieſelben nicht gänzlich ausrotten zu laſſen, hat die Regierung unter einer Geldſtrafe verboten, dergleichen zu jagen.

Von der Inſel Bourbon.

Die Inſel Bourbon iſt theils wegen ihrer Gröſſe theils wegen ihren Produkten wichtiger als die Inſel France. Ihre erſten Bewohner führten eine ſo einfache Lebensart, daß ſie wirklich etwas vom Stande der Natur an ſich hatte: Unter einem heitern Himmel, mit Krankheiten unbekannt, beſchäftigten ſie ſich mit Anbau des Kaffe, Getreides, und des Indigo, von deren Verkauf und ihrer ſtets zunehmenden Viehzucht ſie auch lebten, und darauf alle ihre Wünſche einſchränkten. Noch hatten keine Europäer die Gränzen ihrer Lüſte und ihrer Bedürfniſſe ausgedehnt; aber bald kamen ſie mit einer Menge von Sklaven dahin: Man mußte die Gebürge umwählen, um ihrer Habſucht ein Genüge zu leiſten: Oft wiederholte Ausbrüche des dortigen Vulkans ſetzten einen Theil der Inſel unter Aſche: Die Luft verſchlimmerte ſich, die Krankheiten wurden einheimiſch und breiteten ſich entſetzlich ſchnell aus: Nun ſchickte man auch ſeine Kinder nach Paris um ſie dort ſtudieren zu laſſen, und dieſe brachten alle Laſter jener Hauptſtadt Frankreichs mit ſich in ihr Vaterland zurück. Die Menge der Bedürfniſſe

vermehrte ſich in eben dem Verhältniß, wie ſich der Reichthum vermehrte; der Ackerbau ward den Sklaven überlaſſen, und als ein verächtliches Gewerbe angeſehen, deſſen ſich jeder Eigenthümer ſchämte; und ſo iſt itzt dieſe Inſel beynahe vom gleichem Werth mit der Inſel France.

Bald werden die Produkte des Bodens nicht mehr zur Nahrung der Bewohner hinreichen, und bey den über kurz zu erwartenden und unvermeidlichen Auswanderungen werden unfehlbar die Seſchellen gute Dienſte thun. In der That verdienen auch dieſe Inſeln die Aufmerkſamkeit der Regierung: Ihre für die nach Indien gehenden Schiffe vortheilhafte Lage, ihr guter Boden, ihre viele Häfen, in denen man noch niemals einige Unbequemlichkeit von Windſtößen auszuſtehen gehabt, alles dieſes macht ſie nothwendiger Weiſe wichtiger, als die Inſeln France und Bourbon.

Die Inſel Bourbon hat keinen Hafen: Man behauptet zwar, es wäre möglich, zween derſelben anzulegen, einen auf dem Fluße Dabord, und den andern in dem groſſen Teiche des Quartiers St. Paul; ich glaube aber, es ſey beſſer, dieſen Verſuch gar nicht zu machen.

Die Produkte dieſer Inſel ſind beynahe die nämlichen wie auf der Inſel France; beſonders trägt ſie vortreflichen Kaffe, den man kaum von dem Mokaſchen unterſcheiden kann: Die Ausfuhr deſſelben war ehedem beträchtlich, aber im Jahr 1772 verwüſtete ein Orkan alle Kaffepflanzungen; und ſeitdem baut man, ſtatt des Kaffe, Getreide, und Mais den man in die Königlichen Magazine verkauft; folglich müſſen die Einwohner darben, ſobald der König die Truppen aus der Inſel France wegzieht.

Aus alle dem ſieht man wohl, daß dieſe beyden Kolonien nur auf Unkoſten des Indiſchen Handels, und zum Schaden der Staatsfinanzen beſtehen.

Fünf=

Fünftes Kapitel.

Von dem Vorgebürg der guten Hoffnung.

Im Jahr 1652 lieſſen ſich die Holländer zuerſt auf dieſem Vorgebürge nieder; aber aus Furcht, ihre Bemühungen möchten fruchtlos ſeyn, ſuchten ſie ſich erſt in den Jahren 1760 und 1761 daſelbſt zu naturaliſiren; zu eben der Zeit, wo das Geſchwader des Herrn von Ache groſſe Reichthümer daſelbſt hinterließ. Von da an verwandten ſie mehr Mühe auf ihre Wohnungen: Ihre Beſitzungen wurden ſtets wichtiger; und heut zu Tage iſt das Kap der beßte Erfriſchungsplatz für alle nach Indien gehende Schiffe.

Die Gegend um die Stadt, welche ehedem nichts als unfruchtbare dürre Felſen wies, iſt durch zugeführte Erde in die niedlichſten Gärten verwandelt worden, darin man die Europäiſchen Früchte und Gemüſe mit gutem Fortgang pflanzet; ſelbſt das Innere des Landes, das, wie ganz Afrika, bloß mit brennendem Sande bedeckt war, iſt unter Europäiſchen Händen zur fruchtbaren Pflanzſtätte umgeſchaffen worden. Die Wohnungen der Holländer erſtrecken ſich bis auf zweyhundert Meilen in das Land hinein, wo ſie Getreide und alle für den Boden paſſende Gewächſe in ſo groſſer Menge ziehen, daß ſie ſich nicht nur ſelbſt davon nähren, und die dort einlaufenden Schiffe damit verſehen, ſondern auch noch einen Theil davon nach Europa verſenden. Dieſe Ausfuhr beſorgt die Kompagnie zwar zu ihrem eignen Schaden, aber doch in der Abſicht, damit die Einwohner den Landbau nicht vernachläßigen. Dieſe ziehen auch anſehnliche Heerden Ochſen und Hämmel, und machen eine erſtaunliche Menge Butter, den ſie alljährlich auf Karren in die Stadt führen. Die rings herumliegenden Hügel ſind meiſtentheils mit Weinſtöcken bepflanzt, wozu man die erſten Reben aus Madera geholt hat: Der Wein davon iſt weiß, und wegen ſeinem allzu ſüßlichen Geſchmacke ziemlich ſchlecht. Die Franzoſen führen einen Theil davon auf die Inſel France, weil der aus Europa dahin gebrachte für die Konſumtion dieſer kleinen Inſel nicht hinreicht.

Der zwo Meilen von der Kapſtadt entfernte Hügel Konſtanz trägt einen Muſkatwein, der bey allen Nationen beliebt, aber nicht ſo geſund als ſchmackhaft iſt: Er wiegt einen Grad mehr als ſelbſt das Seewaſſer, welches man ſonſt immer für die ſchwerſte flüßige Materie gehalten hat.

Der Perleberg, welcher einige Meilen tiefer im Lande liegt, verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit: Er iſt einer der höchſten in der Gegend des Kaps, und beſteht aus einem einzigen Granitſtück, das aber an einigen Stellen geborſten iſt. Nahe um den Gipfel ſind von Natur einige Grotten und Baßins, darin man weiſſen und gelben Bergkryſtal findet.

Warme mineraliſche Waſſer giebt es ebenfalls in dieſer Erdgegend, beſonders zween Bäche denen man ſehr wunderbare Eigenſchaften zuſchreibt: Der eine iſt dreyßig, und der andere ſechszig Meilen von der Kapſtadt entfernt. Der erſtere macht in jede Leinwand unaustilgbare Flecken; dagegen giebt er den ſchon welken Kräutern ihre urſprüngliche Friſche wieder; ſo das es ſcheint, als hätte man ſie eben vom Stengel gebrochen, wenn man ſie aus ſeinem Waſſer hervorzieht. Der zweyte beſitzt eben dieſe letztgenannte Eigenſchaft, wäſcht aber nebſt dem auch noch die Leinwand auſſerordentlich weiß, ohne daß es nöthig iſt dieſelbe mit Seife zu reiben.

Das Land umher trägt viele Birken, verſchiedene Gewächſe von der Gattung der Lilien, und Knabenkraut. Das ſchönſte, welches ich von dieſer Gattung gefunden, iſt die *diſſa uniflora* des Bergius; davon aber die Abbildung in ſeinem Werke ſo mangelhaft iſt, daß man es beynahe kaum erkennen kann. — Der Silberbaum (*Protea argentea*) iſt der einzige einheimiſche Baum dieſes Landes, und der einzige der von Natur bis hundert Meilen in's Land hinein wächst. Alle jene ſo bewunderte Alleen von Eichen-Pappel-Kaſtanien-und Nußbäumen, ſind aus Europäiſchen Gegenden dahin verpflanzt worden, und haben daſelbſt ausgeartet.

Dieſe Erdgegend zeugt die ſeltenſten Thiere: Man findet daſelbſt Kameelpardeln oder Giraffen, Springböcke, Zebrapferde, Nashorne mit zwey Hörnern, Büffel von der größten Gattung deren Hörner von einer ungeheuern Schwere ſind, Löwen, Tiger, Elefanten, Elendthiere, Kuduks *), Wölfe, wilde Katzen, kleine Böke deren Hörner wie eine Preſſſchraube geſtaltet ſind, Hirſche, wilde Ziegen (Gazellen), Seepferde, Seekälber oder Meerwölfe, und verſchiedne Arten der ſchönſten Vögel, davon die meiſten noch kein Reiſebeſchreiber beſchrieben hat.

Die Küſte iſt ſehr fiſchreich, hat auch vieles Muſchelwerk und viele Seepflanzen.

---

*) *Coudouks:* Vermuthlich die Coudous des Büffon; bey Pallas Antilope Oryx. A. d. Ueb.

P. Sonnerat pinx.   Poisson, Sculp.

P. Sonnerat pinx. Poisson, Sculp.

Die Hottentoten haben ſich, vermöge ihrer Nachbarſchaft, ſo ziemlich mit den Holländern bekannt gemacht; ſie ziehen ſich etwas Vieh, das ihr ganzer Reichthum iſt, und verkaufen einen Theil davon an die letztern. Ihre hauptſächlichſte Nahrung beſteht in gedörrtem Hammelfleiſch, das ſie mit anderm friſchem Fleiſch wie Brod eſſen; oder ſtatt deſſen einen kleinen mehlichten Zwiebel, der, wenn er auf Kohlen gebraten wird, wie eine Kaſtanie ſchmeckt, und daher Hottentotenbrod heißt.

Dieſes Volk iſt noch nicht ſehr bekannt. Es hat weder Prieſter, noch Tempel, noch Götter, noch Gelehrte: Nur weiß man, daß es ſich an jedem Neumond verſammelt und die ganze Nacht durch tanzt; aber noch iſt es ungewiß, ob es dieſes aus einem Religionsgefühle thut. Soviel iſt ſicher, daß die Hottentoten einen böſen Geiſt erkennen, für den ſie das kleine Inſeckt, das wandelnde Blatt (*Mante*, eine Art Heuſchrecke) halten. Einige von ihnen zerſchneiden aus Aberglaube in ihrer Jugend die Fingergelenke, weil ſie glauben, daß nach dieſer Operation der böſe Geiſt keine Gewalt mehr über ſie habe. — Ihre Sitten ſind ſehr ſanft. Da ſie an die Unabhängigkeit gewöhnt ſind, iſt ihnen jede Dienſtbarkeit eine drückende Laſt, und wird ihnen bald ganz unerträglich. Wenn irgend einer aus ihnen bey einem Holländer in Dienſte tritt, wirft er, ſobald er etwas weniges erſparet hat, ſein Kleid von ſich, und kehrt wieder in den Schooß ſeiner Familie zurück. Die fleiſchernen Schürzen ihrer Weiber, die ſie von Natur haben ſollen, ſind ein bloſſes Mährchen: So viel iſt richtig, daß einige einen Auswuchs an den Waſſerlefzen haben, der manchmal ſechs Zoll weit hinunterhängt; aber das iſt eine beſondre Erſcheinung, die man nicht für allgemein annehmen kann.

Unſtreitig ſind die Hottentoten ein Volk, deſſen genauere Kenntniß ſehr merkwürdig ſeyn würde. Herr Gordon, Kommandant auf dem Kap, hat ſchon drey Reiſen hinter einander in die innern Gegenden des Landes gemacht: Man wird ihm nicht bloß die Kenntniß des Landes und ſeiner Bewohner zu verdanken haben, ſondern auch die von vielen bisher unbekannten Pflanzen und Thieren, die er ſorgfältig beobachtet und beſchrieben hat. Er hat hinter den Hottentoten ein ganz neues Volk entdeckt, das den Kaffern ſehr nahe kömmt, und in kleinen Dörfern beyſammen wohnt. Indeſſen bis ſeine Tagebücher uns die genauere Berichte über ſolche Gegenſtände liefern, füge ich hier die Zeichnung dieſer Menſchenart bey (LXXXV. Tafel).

Sechſtes Kapitel.

Von der Inſel Zeylon, von den Maldiviſchen Inſeln, und von Malakka.

Von der Inſel Zeylon.

Im Jahr 1506 ſetzten ſich die Portugieſen auf Zeylon feſt, und erhielten ſich daſelbſt bis zum Jahr 1658, wo ihnen die Holländer allmählig eine Faktorey nach der andern abnahmen, und ſie endlich vollends aus der Inſel jagten; ſich ſelbſt aber bald in glänzende Umſtände verſetzten, und von Tag zu Tag ihre Macht vergröſſerten. Da ſie indeſſen Anfangs nur wenige Faktoreyen beſaſſen, hatten auch andre auswärtige Nationen noch immer die Freyheit die Küſte zu beſuchen, und mit den Landesbewohnern zu handeln; aber nun wollten die Holländer den Alleinhandel haben, und erklärten deswegen dem König von Kandy den Krieg. Die Engländer machten ſich gefaßt, aus dieſer Verwirrung ihren Nutzen zu ziehen, und einige Plätze an ſich zu reiſſen. Sie erſchienen mit drey Kriegsſchiffen auf der Küſte, und fiengen ihre Unterhandlungen mit dem König an; da ſie ſich aber nicht dazu entſchlieſſen konnten, mit bloſſen Füſſen vor ihm zu erſcheinen, und ſich noch einigen andern dergleichen niederträchtigen Demüthigungen zu unterwerfen, welche die aſiatiſchen Könige von den Europäern fordern, ſo gaben ſie ihr Vorhaben, die Holländer aus der Inſel zu vertreiben, wieder auf. Endlich that der König den Holländern Friedensvorſchläge; und ſie ſchloſſen auch wirklich den Frieden mit ihm, auf dieſe Bedingniß: Daß er ihnen die ganze Seeküſte bis auf drey Meilen in das Land hinein abtretten ſollte; welches jener auch that, ohne zu bemerken, daß er auf dieſe Art in ſeinem eignen Lande gefangen, und ein Sklave der Holländer ſey.

Die wichtigſten Beſitzungen der Holländer auf dieſer Inſel ſind Kolombo und Negombo auf der ſüd-weſtlichen Seite, Galle und Mature gegen Süden, Trinkemale und Jaffanapatnam gegen Nord-Oſten, Amſterdam und Manard gegen Weſt-Nord-Weſt. Nebſtdem haben ſie noch einige andere kleine Wachthäuſer, darin

ein Sergant und ſieben bis acht Soldaten liegen, welche die Küſte bewachen, und verhüten müſſen, daß die Landesbewohner keine Gemeinſchaft mit den vorbeyfahrenden Schiffen pflegen. Kolombo iſt aus allen der Hauptort, und die zweyte Beſitzung in Oſtindien. Die Städte ſind wie alle ihre Städte in den Kolonien; nämlich ſehr reinlich: Die Straſſen ſind nach der Schnur gebaut, und mit einer doppelten Reihe von Bäumen geſchmückt; einige haben auch einen Kanal in der Mitte. Ein groſſer Theil der Einwohner bekennt ſich noch zur katholiſchen Religion, welche ſie von den Portugieſen erhalten haben. Die Holländer erlauben ihnen auch Kirchen zu bauen, und zu ihrem Gottesdienſt Prieſter aus Goa kommen zu laſſen.

Kein fremdes Fahrzeug darf ohne den zu ſeiner Begleitung beſtimmten holländiſchen Steuermann in ihren Hafen einlaufen; und dieſer läßt das Schiff allemal viele Umwege machen, als ob er gewiſſe gefährliche Orte vermeiden wollte; aber dieſe Liſt iſt längſt abgenutzt: Alle Nationen kennen heut zu Tage den Hafen ſo gut als die Holländer ſelbſt.

Zeylon iſt eine der gröſten Inſeln: Sie iſt ſehr fruchtbar, und wohl mit Holz verſehen; auch hat man alle Jahre daſelbſt zweymal Reiserndte. Es befinden ſich darauf ſehr hohe Berge welche den nach Indien gehenden Schiffen zu Wegweiſern dienen. Der Adamsberg, oder Pic (*Pic d' Adam*), den man von allen Seiten her ſieht, iſt unſtreitig einer der höchſten in ganz Aſien, und ſeine Spitze iſt ſtets mit Wolken bedeckt; man nennt ihn den Adamsberg, weil man einen Fußtritt darauf ſieht, der von dem erſten Menſchenvater ſoll eingedrückt worden ſeyn.

Lange hat man geglaubt, dieſe Inſel ſey das Taprobane der Alten, oder, wie andre meynten, Salomons Ophir; aber es iſt wahrſcheinlicher, daß viel eher Achem der Platz war, aus dem die Flotten der Griechen ihr Gold und ihre Reichthümer holten.

Allem Anſchein nach haben die Indier ehedem große Kriege auf dieſer Inſel geführt. Ihre heiligen Bücher ſprechen oft von ihr unter dem Namen der Inſel Lange; und nach ihrer Schreibart haben viele von ihren Göttern (die aber weiter nichts als vergötterte Menſchen waren) die Könige derſelben vom Thron gejagt. Sie iſt beſonders in der Geſchichte des Wiſchenu berühmt, der unter dem Name Rama

ſeine Glaubenslehren dahin gebracht, die ſich noch bis itzt unter der Sekte der Buddiſten erhalten haben.

Die Indier glauben, dieſe Inſel ſey in der Mitte des Erdballs; und Rama, um dieſelbe zu bekriegen, habe in der Meerenge Manard eine Brücke erbauen laſſen, welche noch itzt die Affenbrücke heißt.

Dieſes Land verdiente genauer unterſucht zu werden; aber die Holländer werden es den Europäiſchen Naturforſchern niemal erlauben. Sie ziehen groſſe Vortheile aus demſelben: Der Zimmt und Pfeffer ſind die einträglichſten Produkte. Der Zimmt wird nur in den ſüdlichen Gegenden gepflanzt, und für den beßten gehalten; denn der von Kochinchina iſt zwar noch um vieles beſſer, aber ſehr wenig bekannt, und äuſſerſt ſchwer zu bekommen; darum wird er auch dem Zeylonſchen niemal Abbruch thun. Der Pfeffer iſt ſchlechter als der Malabariſche.

Die Franzoſen haben junge Zimmtbäume auf die Inſel France verpflanzt, und ſie gedeihen daſelbſt ziemlich gut: Die Zimmtrinde welche man von denſelben einſammelt, iſt eben ſo würzhaft als die Holländiſche, und kann einſt eben ſo viel Abſatz finden, wenn man die ächte Art ſie zu bereiten wird ausfindig machen. Schon hat man dem Herrn von Koßigni vieles zu verdanken, der durch verſchiedne Verſuche gezeigt hat, daß man von dem Zimmtbaum groſſen Vortheil ziehen könnte; auch iſt der Zimmt, welchen er zubereitet hat, ſehr gut.

Die Arekka, die Kardamomen, das Elfenbein und die Elefanten, ſind ebenfalls wichtige Handlungsartikel dieſer Inſel. Nebſt dieſen hat ſie noch Gold, Silber, Kupfer und Eiſen, auch alle Arten von koſtbaren Steinen, und Kieſel von allen Farben, mit denen man die ächten Steine vollkommen nachäffen kann. Die Perlen, welche man in der Meerenge von Manard fiſchet, machen Zeylon ebenfalls ſehr berühmt.

Dieſer kurzen Beſchreibung von Zeylon will ich auch etwas weniges über die Maldiviſchen Inſeln anhängen; denn nach ihrem itzigen Zuſtande läßt ſich wirklich nicht viel darüber ſagen.

Von den Maldiven.

Die Maldiviſchen Inſeln machen einen groſſen Archipel aus, welcher von ſehr geſunden Kanälen durchſchnitten iſt. Sie ſind flach, ſtark mit Holz bewachſen, und

tragen nichts als einige einheimiſche Früchte. Die Schiffe können ohne alle Gefahr ſehr nahe an das Ufer fahren. Die Franzöſiſch-Indiſche Kompagnie hielt in einer dieſer Inſeln einen Korporal mit etlich Mann Soldaten; und Herr von Lally ließ im Jahre 1759 das Wachthaus neuerdings errichten. Die Bewohner dieſer Inſeln ſind äuſſerſt arm, bauen ſich nicht einmal ihre eigne Nahrung an, und leben bloß von Reis den ſie auf der ihnen nächſten Küſte ſammeln. Ihr Handel beſteht einzig in Kauri, einer Art von kleinen Porzelanmuſcheln, die bey uns guineiſche Jungferſchaft oder Münze heiſſen: Wenn ſie dieſelben gefiſcht haben, legen ſie alle auf einen Haufen an einen luftigen Platz bey ihren Wohnungen, und laſſen die Auſter davon verfaulen; ungeachtet deſſen macht die Fäulung die Luft ſehr ungeſund, weil die Erde entweder durch ſich ſelbſt, oder kraft der verſchiednen Theilchen die ſie in ſich enthält, überhaupt alle Dünſte und zwar die feinſten an ſich zieht; folglich eben auch die gefährlichſten von jener Fäulung, woraus dann nothwendig Krankheiten entſtehen müſſen.

Ueberdas liegen dieſe Inſeln ſo niedrig, daß, wenn die See hoch iſt, der größte Theil davon unter Waſſer ſteht, welches ſie noch ungeſünder macht, und die Einwohner nöthigt, ihre Wohnungen in den Buchten auf die erhabenſten Gegenden zu verſetzen. Ihre Fahrzeuge ſind viel zu ſchwach, ſich in die hohe See zu wagen; indeß führen ſie doch damit ihre Waare auf die Küſte Malabar und Koromandel; und einige wagen ſich ſogar, ohne die mindeſte Begriffe vor der Seefahrt zu haben, über den Bengaliſchen Meerbuſen, gehen nach Achem, und holen eingeſalzne Makrelen (*bonites*) die in dieſer Gegend ſehr gemein ſind. Zum bewundern iſt es, daß ihnen dieſe Speiſe keine Krankheiten verurſacht; denn alle Europäer welche von dieſem geſalzenen Fiſch eſſen, bekommen ein mit ſchrecklichen etliche Tage lang anhaltenden Kopfſchmerzen begleitetes Fieber, und werden am ganzen Leibe roth, als wenn ſie vom Sonnenſtich getroffen wären.

Der König dieſes Archipels ließ aus den Trümmern des im Jahr 1776 auf einer dieſer Inſeln verunglückten Schiffes (des Duras) ein neues Fahrzeug von zweyhundert Tonnen erbauen, und ſendet es nun alle Jahre auf die Küſte Koromandel und Orixa.

Jedes Dorf hat ſeinen Beherrſcher, welcher dem König einen gewiſſen in Kauri beſtehenden Tribut bezahlt; und dieſer muß dagegen dem Beherrſcher der Küſte Malabar Tribut geben.

Die meiſten Bewohner der Maldiven ſind Mahomedaner; woraus ſich vermuthen läßt, daß ſie von einigen Arabern abſtammen, die, während ihrer Fahrt aus dem rothen Meer gegen die Küſte Malabar oder Koromandel, auf dieſe Inſeln verſchlagen worden.

Von Malakka.

Malakka liegt im ſüdlichen Theil der Malayiſchen Halbinſel. Die Holländer ziehen wenig Vortheil von dieſer Beſitzung, deren größter Theil von Chineſern, einer trägen Volksart, und der noch übrige von Malayen bewohnt wird, die von Natur Schurken ſind: Beyde kann bloß die Furcht vor der ſie beherrſchenden Nation in einer Art von Ordnung erhalten, die ſonſt unter ihnen noch etwas unbekanntes iſt.

Vor zweyhundert Jahren war die Malayiſche Halbinſel ſehr bevölkert: Ihre Häfen waren das ganze Jahr hindurch mit Chineſiſchen, Kochinchineſiſchen, Indiſchen und Siamiſchen Schiffen angefüllt; aber die Tyranney der Beherrſcher war Schuld, daß erwähnte Nationen dieſes durch Sklaverey unterdrückte Land verlieſſen, und verſchiedne Kolonien auf den benachbarten Inſeln anlegten. Achem, Sumatra, Borneo, Zelebes, die Molukken und die Philippinen ſind groſſen Theils von Malaien bewohnt.

Malakka war ehedem die Reſidenzſtadt der Landesbeherrſcher, und die vornehmſte unter den Indiſchen Städten. Die Portugieſen legten eine gute Zitadelle daſelbſt an, und ihre Handelſchaft erhielt ſich hundert und zwanzig Jahre lang.

Im Jahr 1641 wurden ſie von den Holländern aus dieſem Platz vertrieben. Dem ſiegenden General aber ward zum Lohne ſeiner Tapferkeit bey ſeiner Zurückkunft nach Holland der Kopf abgeſchlagen: Sein Vergehen beſtand darin, daß er den Nonnen, deren Kloſter in der Zitadelle war, erlaubt hatte, in Prozeſſion mit brennenden Wachskerzen daraus zu ziehen; denn ſie hatten auf dieſe Erlaubnuß hin dicke hohle Wachskerzen gemacht, und dieſelben mit Gold und Diamanten gefüllt, welches die Bewohner in ihr Kloſter geflüchtet hatten.

Die Holländer führten in ihrem neu eroberten Lande eine allgemeine Religionsduldung ein. Sie waren überzeugt, daß es ein Hauptgrundſatz einer geſunden Politik ſey, Leuthe von allen Nationen und Sekten zu dulden, wenn man eine Beſitzung

in Aufnahme bringen will. Die Stadt daſelbſt iſt noch chriſtlich, und darin eine Römiſche Kirche

Die Zitadelle iſt gut; ihre Garniſon ſollte ſechshundert Mann ſtark ſeyn, iſt aber nie vollzählig: Ueberdas muß man noch einige Detaſchements davon heraus nehmen, um die kleinern auf der Küſte zerſtreuten Faktoreyen zu decken. Ein Fluß, der ſich bis zu ſeiner Quelle auf die achtzig Meilen in das Land hinein erſtreckt, fließt an den Mauern der Zitadelle vorbey; er iſt nicht breit, und die Einfahrt in denſelben ſehr unbequem: Eine Sandbank nöthigt die Schiffe allemal die hohe See zu erwarten, wenn ſie nach Debarquadäre hinauf wollen. Vermuthlich graben die Holländer aus Politik keinen Kanal daſelbſt, damit man dem Platze nicht ſo leicht beykommen könne.

Malakka iſt eins von den Ländern welche die Natur ausgezeichnet geſegnet hat: Immerwährender Frühling herrſcht daſelbſt. Alle Arten von Landesprodukten wachſen und mehren ſich dort zu allen Jahrszeiten. Das Land iſt von vielen Flüſſen durchſchnitten, und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt: Aus dieſem Grunde iſt es den Europäern ſo wenig bekannt; und ſelbſt die Eingebohrnen können nicht tief in daſſelbe eindringen, weil die an ihre Wohnungen gränzenden ungeheuern Wälder voll reiſſender Thiere und giftigen Ungeziefers ſind. Die Produkte aus dem Thier- und Pflanzenreich ſind beynahe die nämlichen wie auf den Philippinen; und das Land hat überhaupt ſo viele Aehnlichkeit mit jenem Archipel, daß man nicht ohne Grund vermuthet, es ſey durch irgend einen heftigen Erdſtoß von demſelben getrennt worden.

Die Holländer bemühen ſich nicht ſehr darum, den Ackerbau auf dieſer Kolonie zu befördern, ſo wie es in den meiſten übrigen geſchieht. Nicht ein einziger Garten iſt rings um die Stadt her: Die ganze Gegend daſelbſt iſt gleich dem Innern des Landes allenthalben mit Gehölz bewachſen, ſo, daß die Tiger, Büffelochſen und Elefanten ſich eben ſo bequem daſelbſt aufhalten können wie im ganzen übrigen Lande. Neben dem ſind noch eine Menge Sümpfe da, die man nicht austrocknen kann, und welche daſſelbe ſehr ungeſund machen.

Zum bewundern iſt es, daß ſich die Holländer noch bis itzt in einem Lande haben halten können, deſſen Bewohner ſo ſchurkiſch und ſo ſehr zur Empörung geneigt ſind. Die von Natur wilden Malaien ſind dem Opium ſehr ergeben, und werden davon ganz wüthend: Wenn ſie eine gewiſſe Portion deſſelben zu ſich genommen, ver-

lieren ſie alle Beſinnungskraft, und ſtürzen ſich blindlings in den Tod: Es iſt dieß eine Art von Krankheit, die man füglich die **tolle Wuth** nennen könnte. Wenn ſie von derſelben befallen ſind, laufen ſie mit einem Dolch in jeder Hand durch die Gaſſen, und rufen dabey **Amock!** welches auf Malabariſch heißt, **ich ſchlage alles todt:** In dieſem Zuſtande ſtehen ihnen ihre feurigen Augen weit zum Kopf heraus, ihr Mund ſchäumt, ſie wüthen mit den Armen, und ſchlagen alles todt was ihnen auf den Weg kömmt. Jederman flieht vor ihnen; man verſchließt die Häuſer, und der Kommandant ſchickt ein Detaſchement gegen den Wüthenden aus; dieſer aber, ſtatt zu fliehen, um ſeinem unvermeidlichen Tode zu entgehen, ſtürzt ſich auf die Bayonetten los, bis er ohnmächtig zu Boden ſinkt.

Dieſe natürliche Wildheit verunſtaltet die Mundart der Malaien nicht; ſie reden die ſanfteſte Sprache von der Welt.

Im Innern des Landes giebt es Gold- und Silber-Minen, die aber nicht benutzt werden. Auf der Oberfläche des Bodens findet man Kalin *), eine Gattung von Zinn, das nach China verführt wird; und dieß iſt der einzige Handlungszweig, aus dem die Kompagnie einigen Gewinnſt zieht: Aber er reicht nicht einmal hin, die dabey nöthigen Leute zu bezahlen, und die Ausgaben zu beſtreiten, welche ſie aufwenden muß, um ſich auf dieſer Küſte zu erhalten. Der Handel mit Rohren iſt ſo unbeträchtlich, daß ſie ſich genöthigt ſah, denſelben gegen einige Abgaben den Landesbewohnern zu überlaſſen. Von den benachbarten Inſeln wird ſie mit Adlerholz, Sandelholz und Sapanholz verſehen. Einige Malaien treiben Schleichhandel: Die ſo genannten **Bugis** gehen nach den Molukken, nehmen dort Gewürze, und führen ſie nach Achem und Queda. Jene, die mit Kalin Schleichhandel treiben, kreutzen in den Meerengen umher, und verkaufen es an die nach China vorbeyſegelnde Europäiſche

---

*) Herr Daubenton hat einige Stücke dieſes Metalls, die ich ihm nach meiner Rückkunft zugeſchickt, aufgelöst, und gefunden daß dieſes Kalin gewöhnliches Zinn ſey. Die erwähnten Minen der Malaiſchen Halbinſel ſind ſehr ergiebig, und man führt jährlich einige Ladungen davon aus. Mich wundert, daß die nach China handelnden Europäer den Verſuch noch nicht gemacht haben, Zinn dahin zu führen, da das Kalin mit ſo vielem Vortheil daſelbſt verkauft wird: Vielleicht hat man bloß aus Vorurtheil dieſen Handelszweig nicht benutzt; denn man glaubte bisher immer, das Kalin ſey ein von dem Zinn ganz verſchiedenes Metall. So hat man auch geglaubt daß es die Toutenague der Chineſer wäre, da doch dieſes letztere auch kein natürliches Metall, ſondern aus einem Gemiſche von Kalin und Kupfer zuſammengeſetzt iſt.

Schiffe. Der Ausbreitung dieſes Schleichhandels zu wehren, unterhält die Kompagnie einige Küſtenbewahrer, welche ſich bemühen die Fahrzeuge der Malaien aufzufangen.

Es giebt auf Malakka wirkliche Menſchenfreſſer, und noch eine Art Geſchöpfe, die auſſer der körperlichen Geſtalt nichts Menſchliches haben: Sie leben auf Bäumen, und wenn jemand unter denſelben vorbeygeht, ſteigen ſie herunter und freſſen ihn auf. Einige andre ſind etwas weniger wild: Sie irren in den Wäldern herum, machen nicht einmal mit den Geſchöpfen ihrer Gattung Gemeinſchaft, leben von Früchten und Wurzeln, und wohnen ſelbſt ihren Weibſen nicht bey, auſſer wenn ſie die Natur dazu einladet; welches alſo ein Beweis wäre, daß im Stande der Natur die Menſchen ebenfalls eine zum Liebesgenuß beſtimmte Zeit haben wie die übrigen Thiere. Einige dieſer Wilden ſind etwas geſellſchaftlicher geworden, und handeln mit den Malaien, aber ohne mit ihnen Gemeinſchaft zu machen. Sie legen unten an dem Baum, auf dem ſie wohnen, das Kalin, welches ſie auf den Gebürgen geſammelt haben; dafür ſtellen die Malaien einige Früchte oder andre Kleinigkeiten hin, die dann der Wilde zu ſich nimmt ſobald die Malaien vom Platze weg ſind. Die Mundart dieſer Wilden iſt den Malaien unbekannt. Ich habe einen ſolchen geſehen, den man ſehr jung gefangen hatte, und der itzt in Dienſten eines Rathsgliedes, aber ein ſehr träger Kerl iſt.

Noch giebt es tiefer im Lande eine Art Menſchen, deren Füſſe eine ganz entgegengeſetzte Stellung mit den unſrigen haben ſollen: Ob mir indeſſen ſchon der Kommandant des Platzes ſelbſt dieſe Nachricht als zuverläßig behauptet, glaub' ich doch, ſie hätte noch nöthig, durch neue Beobachtungen beſtätigt zu werden.

Malakka bringt einige vortrefliche Früchte hervor; z. B. den Rambe, den Rambutan und Manguſtan, welcher letztere die beßte iſt, und alle Indiſche Früchte durch ihren leckerhaften Geſchmack übertrift.

Siebentes Kapitel.

Von den Philippinen und Molukken.

Von dieſen zween Archipels hab ich ſchon in meiner Reiſe nach Neu-Guinea geſprochen, aber ſeitdem wieder neue und ſehr nöthige Bemerkungen darüber gemacht. Die Lage, Breite und Witterung der vornehmſten von dieſen Inſeln ſetze ich nach der Angabe des Herrn le Gentil an. Dieſer ſcharfſinnige Beobachter hat ſich eine ganz beſondere Mühe über den Gegenſtand gegeben, und ſeine Entdeckungen ſcheinen mir zuverläßig ächt.

Gewöhnlicher Weiſe theilt man die Philippinen und Molukken in zween Archipels ab: Nach meinem Bedünken machen ſie eigentlich nur Einen aus; und wenn ſie unter Einen Oberherrn gehörten, würden ſie vermuthlich auch nur Einen Namen tragen.

Die Philippinen gehören den Spaniern, und die Molukken den Holländern: Dieſe letztern ſind wichtiger und einträglicher als die erſtern, und haben ihre Fruchtbarkeit dem Fleiſſe einer arbeitſamen und thätigen Handelsnation zu verdanken, die ſich ſchon von jeher den Landbau hat angelegen ſeyn laſſen. Auf den Philippinen hingegen zeigt alles die Trägheit eines Volks, das immer auf Religionsübungen erpicht iſt, und ſich nur beeifert Proſelyten zu machen.

Von den Philippinen.

Die Philippinen erſtrecken ſich vom dritten oder vierten bis gegen den neunzehnten oder zwanzigſten Grad der Breite, und begreifen eine Menge Inſeln in ſich, davon die meiſten noch ſehr wenig bekannt ſind: Die wichtigſten, und jene auf denen die Spanier Beſitzungen haben, ſind Lüzon, Mindoro, Panay und Mindanao.

Die Inſel Lüzon (Luçon) liegt unter allen am meiſten nordwärts: Die Spanier haben auf derſelben Manilla erbaut, die Hauptſtadt aller ihrer Beſitzungen auf dieſem Archipel. Ihre zum Handel nach China und andern Gegenden von Indien bequeme Lage könnte ſie zu einer der reichſten Städte des Erdbodens machen; aber wo iſt ir-

gend ein Spanier der ſich mit Sammlung vergänglicher Schätze abzugeben Luſt hat, wenn er ſie durch müheſamen Handel, und auf Unkoſten ſeiner National-Vorurtheile erwerben ſoll?

Manilla liegt auf vierzehn und einen halben Grad nördlicher Breite, und genießt faſt das nämliche Klima wie Pondiſchery und Madras. Dieſe Stadt iſt ziemlich groß und wohl gebaut; die Häuſer ſind ſchön, und nach der Schnur angelegt; auch ſind prächtige Kirchen da. Sie iſt befeſtigt, und liegt am Ufer eines anſehnlichen Fluſſes, der dicht an ihren Mauern vorbeyfließt, und deſſen verſchiedne Arme die ganze Inſel durchkreuzen. Die herumliegende Gegend iſt fruchtbar und zu jeder Art von Kultur tauglich, bleibt aber unter den Händen der Spanier ungebaut liegen. Dieſe Herren benutzen weder die vortheilhafte Lage der Stadt, noch die Fruchtbarkeit des benachbarten Erdreiches; ſondern laſſen es ohne Kultur ſich ſelbſt erſchöpfen, und ungepflegt Früchte tragen die man nicht einmal einerndtet. Sogar die Geſetze, die den Landmann unterſtützen ſollten, hindern vielmehr zu Manilla den Fortgang der Kultur, und vernichten das Glück welches die Natur den Menſchen zugedacht hat: Ungeachtet die Erzeugniſſe des Bodens die Bedürfniſſe der wenigen auf dieſer Inſel lebenden Menſchen bey weitem überſteigen, iſt jede Ausfuhre derſelben verboten, und man läßt ſie lieber auf der Stelle wieder verderben, worauf ſie gewachſen ſind. Wenn alſo von ungefähr in irgend einem Jahre plötzliche Veränderungen der Atmoſphäre, Stürme, Regengüſſe oder Trockenheit den gewöhnlichen Ueberfluß zerſtören, ſo drückt die gräßlichſte Hungersnoth dieſes Land, das doch ſeiner Anlage nach derſelben nie ausgeſetzt ſeyn ſollte. So groß und allgemein iſt dort die Unwiſſenheit, die Trägheit, das blinde und dumme Vertrauen auf die göttliche Vorſicht: Man ſammelt nicht mehr Feldfrüchte ein, als die man eben für ein Jahr nöthig hat; und dergeſtalt iſt das ſchrecklichſte Elend manchmal die nothwendige Folge jenes gefährlichen und widernatürlichen Zutrauens. Selbſt der Inſtinkt einiger Thiere lehrt uns einen Vorrath von Lebensmitteln zu ſammeln, und doch haben ſich die Spanier noch nicht an dieſe Vorſicht gewöhnt.

Die Stadt Manilla hat ungefähr zwölftauſend Chriſten. Sie war ehedem viel beſſer bevölkert, ſo lange ſie noch von den Chineſern beſucht ward, davon ſich viele darin häuslich niederlieſſen, und andre daſelbſt ſonſt ihre Handelsgeſchäfte trieben; aber ein allzu andächtiger Gouverneur verbannte ſie aus misverſtandner Politik aus der

Stadt, und jagte ſie endlich gar aus der ganzen Inſel. Nun fielen Handel und Künſte, die ſich auch ſeitdem nicht mehr erholt haben; und Armuth und Entvölkerung waren vollends die traurigen Folgen jener Verwaltung.

Kein Schiff kann vor Manilla ankern; denn bey der anſchwellenden See iſt die Mündung des Stromes ſehr gefährlich zu befahren, in den aber doch kleinere Fahrzeuge einlaufen, die ihre Ladung vor dem Kaperthor an das Land ſetzen. Die Schiffe welche zu Manilla überwintern müſſen, laufen in den Hafen von Kawite ein, der drey Meilen von Manilla, an der ſüdoſtlichen Spitze der Bay liegt.

Kawite hat eine Schanze, die ſich aber vor dem Angriff eines Europäiſchen Feindes ſicher nicht halten kann: Sie iſt auf einer ſo niedrigen Erdzunge angelegt, daß ſie immer in Gefahr iſt von dem Meer überſchwemmt zu werden. Der dazu gehörige Hafen iſt den Nord- und den Nord-Nord-Weſt-Winden ausgeſetzt; auch mit einer Gattung von Würmern angefüllt, die ſich an die Schiffe hängen, und dieſelben in kurzer Zeit auſſer Stand ſetzen die hohe See zu halten. Die größte Unbequemlichkeit aber iſt, daß man das friſche Waſſer ſehr weit und auf den platten Fahrzeugen der Inſulaner herholen muß, weil dieſe allein weit in den Strom hinauf zu fahren im Stande ſind.

Drey Viertheile der ohnehin nicht ſehr beträchtlichen Stadt nehmen, wie in allen Spaniſchen Orten, verſchiedne Klöſter ein. Was auſſer der Stadt liegt, heißt die Vorſtadt St. Rochus. Es iſt aber nichts als ein Haufe einiger von Bambus mit Piſangblättern bedeckter Häuſer, unter denen man doch noch die Ueberbleibſel einer Kirche ſieht, die ziemlich ſchön mag geweſen ſeyn: Sie ward von den Mohren, die ſich im Jahr 1762 mit den Engländern vereinigten, zerſtört; und die ehedem heilige Stätte ward nun zum Raubneſt wilder Thiere.

Die Spanier haben noch einige andre Beſitzungen auf der Inſel Lüzon. Indeſſen ſollte man kaum glauben, daß ſie geſinnt geweſen Kolonien zu ſtiften; denn ſie ſchickten bloß Mönche dahin, und ſcheinen keine andre Abſicht gehabt zu haben, als die katholiſche Religion dort auszubreiten: Daher zeigen alle unter dem Spaniſchen Joche ſtehende Völker kümmerlich einige wenige Züge die ſonſt eine polizirte Nation auszeichnen; ſie welken in der Unthätigkeit dahin, haben nicht die mindeſte Spannkraft, und ſcheinen ſowohl gegen die Uebung der Tugend als des Laſters ganz gleich-

gültig. Trägheit, Nichtbrauch ſeiner weſentlichen Fähigkeiten und Furchtſamkeit, ſind die Grundzüge ihres Karakters, und Elend ihr ihnen ſchon angewöhnter Zuſtand. Aber es giebt auch Gegenden, wohin die Spanier noch nicht haben eindringen können: Umſonſt bemühten ſie ſich die dahin geflüchteten Völker zu unterjochen; umſonſt brauchten ſie Gewalt, Strenge und Todesſtrafen, um dieſelben ſich und ihrer Religion unterwürfig zu machen; die Inſulaner entkamen dem ihnen zugedachten Joch, indem ſie ſich in enge Päſſe flüchteten, wo ſie jene nicht angreifen konnten. Sie nahmen die Erinnerung der Uebel die ſie ſchon ausgeſtanden hatten, und derjenigen mit denen man ſie bedroht hatte, mit in ihre Zufluchtsorte, und nähren daſelbſt einen immerwährenden untilgbaren Haß gegen die Ausländer, welche ſie als die Tyrannen ihres Vaterlandes anſehen, und gegen die ſie unaufhörlich Rache kochen. Durch wilden Muth und Haß angefeuert, ſtreifen ſie bis vor die Thore der Hauptſtadt; plündern, morden, verwüſten und entführen alles was ihnen aufſtößt. Sie leben ſogar auf Unkoſten ihrer eignen Landsleute, die ſich den Spaniern unterworfen haben; und rauben ihnen ihre ſchlechten Lebensmittel, welche dieſe aus Schwäche und Muthloſigkeit nicht zu vertheidigen im Stande ſind.

Auf den Gebürgen dieſer Inſel giebt es noch vollkommen wilde Menſchen: Sie fliehen vor jedem andern menſchlichen Geſchöpfe deſſen ſie anſichtig werden, ſelbſt vor ihren wilden Brüdern, und irren ſtets einſam umher; bleiben auf der Stelle wo ſie die Nacht überfällt, und ſchlafen in hohlen Bäumen. Nicht einmal Familienweiſe bleiben ſie beyſamen: Nur der unbezwingbare Inſtinkt der Natur beugt ihren ungeſellſchaftlichen Karakter, und reizt die Männer irgend ein Weibſen zu ſuchen, das ihnen von ungefähr in die Hände läuft, und zu dem ſie bloß das natürliche Bedürfniß treibt.

Die Bewohner der Inſel Lüzon, und aller Philippinen überhaupt, heiſſen Tagals: Sie ſcheinen von den Malaien abzuſtammen, und ſehen ihnen auch ähnlich; ihre Sprache iſt zwar von der Malaiſchen unterſchieden, hat aber doch die Ausſprache und das Sanfte derſelben. Allem Anſchein nach wurden dieſe Inſeln einſt ſämtlich von einerley Volke bewohnt, bey dem ſich bloß die äuſſerlichen Gebräuche auf verſchiedne Art abgeändert haben: So miſchte ſich z. B. in Manilla ſoviel von Chineſiſchen und andern auswärtigen Sitten mit unter, daß die dortigen Bewohner ein ganz zuſammengeleſenes Volk auszumachen ſcheinen; doch ſind alle ſchwarzbraun, groß und wohl-

gebaut. Ihre Kleidung beſteht aus einem Hemd von Leinwand, die aus Fäſerchen vom Abaka, einer Gattung von Piſangbaum, verfertigt iſt; dieſes Hemd iſt ſehr kurz, und wird über groſſe ſehr weite Hoſen getragen. Aber ihre gröſte Pracht ſetzen ſie in rothen geſtickten ſehr feinen Schnupftüchern, deren ſie gemeiniglich drey an ſich tragen, eins auf dem Kopf, das andre am Hals, und das dritte in der Hand. Die Engländer in Madras fabriziren ſolche ganz eigens für dieſe Nation.

Die Weiber tragen eine Art von kurzem Hemd das nur bis an den Nabel reicht, und ein frey fliegendes Halstuch; um den Unterleib winden ſie ein Stück weiſſer Leinwand, davon das eine Ende an dem Gürtel feſtgemacht iſt: Ueber dieſe Leinwand tragen ſie noch einen andern gefärbten Stoff, den die Bewohner der Inſel Panay verfertigen; und endlich über die ganze Bekleidung noch gewöhnlich ein ſchwarzes Mäntelchen, das ihnen vom Kopf bis auf die Füſſe reicht. Ihre Haare ſind ſchwarz, ausnehmend ſchön, und reichen ihnen manchmal bis auf den Boden; auch unterhalten ſie dieſelben ſehr ſorgfältig, beſchmieren ſie mit Kokosöl, rollen ſie nach Chineſiſcher Art auf, und flechten oben gegen den Scheitel einen Knoten daraus, den ſie mit einer goldnen oder ſildernen Haarnadel zuſammenheften. An den Füſſen tragen ſie geſtickte ſo kleine Pantoffel, daß ſie ihnen kaum die Zehen bedecken.

Die Häuſer der Indier in Manilla ſind aus Bambus, und mit Piſang-Blättern gedeckt; ſie ſtehen auf hölzernen Pfeilern acht bis zehn Fuß von der Erde erhoben, und man ſteigt auf einer kleinen Leiter hinein, die man alle Abende wieder wegnimmt. Ihr Grund, die Häuſer ſo hoch in die Luft zu bauen, iſt, um ſich vor der Feuchtigkeit zu bewahren; die Leiter aber nimmt man weg, um vor den wilden Thieren und den wilden Menſchen ſicher zu ſeyn. Ihr Bette iſt gewöhnlich bloß eine auf den Boden ausgeſtreckte Matte.

Ihre Nahrung beſteht aus Reis im Waſſer gekocht, zu dem ſie geſalzene Fiſche eſſen, oder in deſſen Brühe ſie eine Art Kraut (Gänſefuß) legen, um derſelben ihr abgeſchmacktes Weſen zu benehmen.

Es giebt viele Seen auf dieſer Inſel, davon der beträchtlichſte jener iſt, den die Spanier Languna de Bay nennen. Aus demſelben kömmt der Fluß Manilla; folglich kann man auf Fahrzeugen die ganze herumliegende Gegend beſuchen. Dieſer See hat ungefähr dreyßig Meilen im Umkreiſe, und iſt bis auf die hundert zwanzig Klafter

tief. Mitten darin liegt eine Inſel, darauf ſich einige Indiſche Familien geflüchtet haben, welche vom Fiſchfang leben, und ſich in ihrer Freyheit erhalten, indem ſie niemanden dort landen laſſen. Auf der Weſtſeite iſt dieſer See mit hohen Bergen umgeben, deren unterer Theil fruchtbar iſt, und von einem ſanften Völkchen bewohnt wird, das ſich mit Verfertigung von Matten, Leinwand, und verſchiednen Arbeiten von dem Abaka, beſchäftigt: Vielleicht haben die erſten Mönche, die man zu ihnen ſchickte um ſie zu Chriſten zu machen, ſie zu dieſer ſanften Lebensart gebracht.

Obſchon ihnen die Spanier eine neue Religion gaben, haben ſie ihnen doch ihre eigenthümlichen Geſetze gelaſſen; wirklich üben ſie noch ihre alten Gebräuche, und werden durch einen Indier aus ihrem Dorfe beherrſcht, den aber die Spanier ernennen, für deren Unterthanen ſie ſich erkennen.

Dieſes ſonſt ſo ſanfte Volk eifert doch ſtreng gegen die Laſter, davon in ſeinen Augen der Ehebruch das gräßlichſte, und einzige iſt, das es mit dem Tode beſtraft.

Auf der öſtlichen Seite des Sees liegen unüberſehbare Ebenen, die von tiefen und breiten Flüſſen durchſchnitten, und rings umher fruchtbar bewäſſert werden. Dieſes Land könnte eine zahlreiche Nation, und ein glückliches Volk nähren, wenn es von demſelben wohl angebaut würde. Aber in ſeinem itzigen Zuſtande hat es bloß einige hie und da zerſtreute Dörfer; elende Wohnungen von Leuten, die weder Tugend noch Ehrlichkeit beſitzen, die, weil ſie alle gleich verdorben ſind, ſich wechſelweiſe ſelbſt vor einander fürchten, und aus Mangel von Geſetzen, deren Schutz ſie nicht kennen, ihre ganze Sicherheit bloß auf körperliche Stärke und Waffen ſtützen, die ſie niemal von ſich legen, ſondern immer in Bereitſchaft halten, auch wenn einer den andern nur anredet; ſo, daß der Umgang den ſie mit einander haben, mehr einem immerwährenden Krieg als einer geſelligen Vertraulichkeit ähnlich ſieht. Selbſt die Bande des Bluts verbreiten kein wechſelſeitiges Zutrauen unter ihnen; Verwandte, Brüder, Mann und Weib ſelbſt, leben hier in ſtetem Mißtrauen, folglich auch in ſtetem Haß. Dieſe von dem ſanften Karakter ihrer Nachbarn ſo ſehr abſtechenden Sitten ſind vermuthlich aus der Art ihrer Unterjochung, und aus dem Andenken an die gräßlichen Todesſtrafen entſtanden, unter denen man ihre Väter zur Anbetung des Kreutzes gezwungen hat.

Es ſind auf dieſer Inſel mehrere Vulkane, welche vermuthlich die vielen Erdbe-

ben verurſachen denen dieſelbe ausgeſetzt iſt, und deren ſie alljährlich zwey, drey, oder vier aushalten muß. — In dieſer Erwartung bauen die zu Manilla wohnenden Spanier das erſte Stockwerk ihrer Häuſer von Holz; und alles Zimmerwerk derſelben ruht auf hölzernen Pfeilern. Auch haben ſie auf ſolche Fälle hin in ihrem Hof oder Garten allemal eine kleine Hütte aus Bambus, darin die ganze Familie ſchläft, wenn die Jahrszeit ein Erdbeben zu verkündigen ſcheint.

Nach Herrn le Gentil ſehr richtigen Bemerkungen ſcheint es, daß die Erdbeben häufiger am Ende des Jahrs, und am öfteſten zu Nachtszeit ſich ereignen. Ich ſpürte im Chriſtmonat des Jahrs 1770 zwey derſelben, davon das erſtere ziemlich heftig war, und viele Häuſer umſtürzte: Es ward Abends um neun Uhr durch einen ſehr ſtarken Südwind angekündigt, der das Meer in Wuth brachte; die Atmosphäre war mit einem röthlichten Dunſt angefüllt, und um zwey Uhr fühlte ich drey wiederholte Stöſſe, die mir einigen Reiz zum Erbrechen verurſachten. Die auf der Rhede liegenden Schiffe ſpürten eben dieſe Bewegung, und man glaubte, ſie wären gegen einander geprellt. Die Spanier fiengen dann geſchwinde an, den Roſenkranz zu ſingen.

Dieſe Vulkane machen warme Quellen entſpringen, deren es eine Menge auf der Inſel Luzon giebt: Einigen derſelben ſchreibt man groſſe Wunderkräfte zu, beſonders jener zu Bailly, die an dem Ufer des See Laguna de Bay fließt, wo der König auch ein Hoſpital und öffentliche Bäder hat erbauen laſſen.

Der Handel von Manilla könnte beträchtlich, und dieſe Stadt eine der reichſten und gewerbſamſten von ganz Aſien werden. Die Spanier könnten ſelber nach China, nach Kochinchina, nach Indien, Bengalen, Surate, und ſogar nach der Inſel France gehen, und von daher ſowohl die für ſich ſelbſt, als die für den Handel nach Mexiko benöthigten Artikel ziehen, und gegen die Produkte ihrer Inſel vertauſchen. Allein der von Natur träge Spanier will lieber ſeiner Indolenz, die er Ruhe nennt, nachhängen, als die Landesprodukte ausführen, welches nothwendiger Weiſe mit etwas Mühe verbunden iſt.

Die Regierung hat verboten, irgend ein ausländiſches Schiff in den Hafen einlaufen zu laſſen. Alle Franzöſiſche Schiffe, welche einen Gegenhandel anlegen wollten, und in dieſer Abſicht nach Manilla kamen, wurden allemal ſehr übel empfangen; und die Eigenthümer derſelben ſahen ſich immer auf die unangenehmſte Weiſe gezwun-

gen, ein beträchtliches auf ihrer Ladung zu verlieren. Auch haben die vielen Hinderniſſe, welche man bey dem Ausladen und Einſchiffen im Wege legt, den Handelsleuten von der Inſel France allen Muth benommen, weiter dahin zu gehen, da es doch für beyde Nationen ein vortheilhaftes Gewerbe ſeyn würde.

Nur den Chineſiſchen und Indiſchen Schiffen iſt es erlaubt, in Manilla einzulaufen, weil man dabey den Vorwand hat, daß man dieſe Leute bekehren könnte. Dieſe Schiffe bringen alle zur Konſumtion und zum Luxus nöthigen Waaren nach Manilla, und nehmen dafür die Piaſter, welche die Gallion von Akapulko dahin führt.

Die Waaren welche man aus Manilla ziehen könnte, ſind Tauwerk, Theer, Leinwand, Rottangrohr, Indigo, Orleanbäume, und Reis; die ſchöne daſelbſt wachſende Baumwolle würde eins der weſentlichſten Produkte für die Ausfuhr nach China geben, wohin man viele Ladungen von Surate ſendet, und dabey manchmal Hundert vom Hundert gewinnt.

Zuckerrohr wächst von vortreflicher Gattung daſelbſt, und giebt einen Zucker, der den von Batavia an Güte noch übertrift. Auch ſammelt man auf der Inſel die Rinde eines Baumes, die ſtatt Zimmt brauchbar iſt, aber neben dem Zimmtgeſchmack noch etwas Schärfe hat: Dieſelbe iſt dicht, und hat viele Schweißlöcherchen; der Baum ſelbſt aber iſt kein Zimmtbaum. Die Spanier verhandeln dieſe Rinde an die Chineſer, die ſie aber nicht ſehr achten, weil ſie die nämliche Gattung auch zu Hainam, in Tonkin und Kochinchina finden, und ſich damit verſehen. Wilde Muskatnüſſe wachſen ebenfalls hier, haben aber keinen Geruch, und ſind alſo zum Handel untauglich; ſie ſind klein, und der Baum, worauf ſie wachſen, hat Blätter eines Fuſſes lang. Die gleiche Gattung findet man auch auf Madagaſkar.

Der Tabak gedeiht hier ſehr wohl; die Schiruten *) von Manilla ſind wegen ihres angenehmen Geſchmacks in ganz Indien berühmt; daher rauchen auch die Frauen in dieſem Lande den ganzen Tag Tabak.

Den Kakao von Manilla hält man für beſſer als den amerikaniſchen: Dieß iſt der einzige Baum, den man beynahe auf allen Philippinen ſorgfältig baut, weil man

*) Die Schiruten von Manilla ſind vier bis fünf Zoll lang, und aus über einander gerollten Tabaksblättern gemacht; ſie ſind eigentlich das, was man in Weſtindien Zigarros nennt.

unaufhörlich und gewaltig viel Schokolade daſelbſt trinkt, die man zur Erfriſchung bey allen Beſuchen auffeʒt. Indeß iſt weder der Kakao noch der Tabak ein einheimiſches Produkt der Philippinen; ſie wurden erſt aus Neuſpanien hieher verpflanzt.

Auch Wachs könnte man aus Manilla ziehen, weil die Gebürge voll von Bienen ſind, die es in groſſem Ueberfluß machen.

Alle Flüſſe führen viel Gold, welches beweist, daß es da Goldminen gebe: Die Indier, welche ſich auf das Goldwaſchen verlegen, gewinnen dabey dreyßig Sols des Tages.

Eiſen giebt es da in gediegenen Maſſen; aber es iſt mit einem andern Metall vermengt, welches daßelbe weicher macht als das unſrige: Man verarbeitet es ſo wie man es findet. Auch trift man Magnete, und hübſche Marmorbrüche an, aus denen der Marmor herrührt, mit dem die Kirchen geſchmückt ſind.

Auf **Mindoro** haben die Spanier nur einige kleine Beſitzungen. Viele Reiſebeſchreiber haben die Sage verbreitet als wenn die Einwohner dieſer Inſel hinten Schwänze hätten; das Wahre an der Sache iſt, daß ſie ein etwas langes Steißbein haben.

Die wichtigſten Beſitzungen der Spanier auf **Panay** ſind **Ilo-Ilo** und **Antige**, welches letztere der einzige bequeme Ort zum Ankern auf der Inſel iſt.

Antige liegt auf zehn Grade zwey und vierzig Minuten der nördlichen Breite. Die Rhede iſt zehn Klafter tief, und ziemlich weit vom Ufer entfernt: In den Monaten November, Dezember und Januar können die Schiffe ohne groſſe Gefahr nicht darauf ankern; denn zu dieſer Zeit wehen die Süd-weſt und Weſtwinde, welche ſeitwärts darauf hinſtürmen, und die See ſehr anſchwellen machen. Das friſche Waſſer für die Schiffe holt man aus einem kleinen gegen Norden gelegenen Bach; es iſt zwar ein gröſſerer Fluß welcher der Schanze ſtatt eines Grabens dient, und den die Fahrzeuge weit hinauf rudern können, aber ſein Waſſer iſt auch bey der kleinſten Ebbe doch immer ſalzig. Die Bewohner dieſer Inſel ſind arbeitſamer als die auf Luzon; ſie verfertigen aus Baumwolle und den Fäſerchen einer im Lande wachſenden Pflanze Schnupftücher und Leinwand, davon ſie die gröbſte zu ihrer eignen Bekleidung brauchen, die übrige aber an die Bewohner der benachbarten Inſeln verhandeln.

Uebrigens iſt Antige den andern Philippinen allen ähnlich: Die fruchtreiche Na-

tur verſchwendet hier ihre Geſchenke, und der Bewohner giebt ſich nicht die mindeſte Mühe dieſelben zu benutzen, weil die Regierung keine Anſtalten macht, ihn vor den Räubereyen und Plünderungen der Mohren ſicher zu ſtellen, welche ihn ohne Unterlaß beunruhigen und ihm ſeine Fiſcherkähne ſogar von der Rhede wegnehmen, die nur durch ein hölzernes Fort und eine darin liegende Garniſon von zwanzig inländiſchen Chriſten gedeckt iſt.

Dieſe Inſel hat viel Wildpret, aber wenig Früchte; ſchlechte Kokosnüſſe und Bananen ſind die einzigen welche die Einwohner ziehen.

Man findet daſelbſt eine groſſe Menge Hirſchen, Eber, und wilde Schweine; die Büffel, Ochſen und Pferde ſind ſo gemein, daß man ſich nicht die mindeſte Mühe giebt, ſie einzuſchlieſſen, oder für ihre Vermehrung zu ſorgen: Die Pferde laufen uneingeſchränkt umher, und haben keinen eignen Herrn, ſondern gehören jederman; ſobald jemand eines vonnöthen hat, fängt er das erſte welches ihm entgegen kömmt, und läßt es wieder laufen, ſobald es ihm den nöthigen Dienſt gethan.

Die Luft iſt auf der ganzen Inſel ungeſund, weil dieſe unbebaut und voll Moräſte iſt. Man glaubt, es ſeyen reiche Goldminen auf derſelben.

Auf den Küſten der Inſel Mindanao haben die Spanier mehrere Faktoreyen; können ſich aber nur durch immerwährende Kriege gegen die vielen auf dieſer Inſel herrſchenden Könige erhalten, davon bis itzt noch keiner die Spanier für ſeine Oberherren erkannt hat.

Der Hauptort der Spaniſchen Beſitzungen auf Mindanao, iſt Sambuange, welches auf der ſüdlichen Küſte der Inſel liegt. Nach unſern Beobachtungen liegt es unter dem hundert und zwanzigſten Grad dreyzehn Minuten der Länge, und unter dem ſechsten Grad vier und fünfzig Minuten der Breite; welches einen merklichen Unterſcheid gegen die Angabe des Herrn le Gentil macht, der die Lage dieſes Platzes, vermuthlich nach einigen unrichtigen Spaniſchen Karten, auf ſieben Grade zwanzig Minuten der Breite anſetzt.

Die Spanier haben an dieſem Platz eine ſehr feſte Zitadelle aus gehauenen und gebacknen Steinen aufgeführt, welche die Rhede wohl vertheidigen kann. Die Einwohner haben ihre Häuſer innerhalb einer Umzäunung von Paliſſaden, die ſich einerſeits an die Zitadelle, und anderſeits an ein kleines aus Holz errichtetes Fort

anſchließt, worin vierzehn Kanonen ſind, mit denen man die umliegende Gegend beſtreichen kann.

Sambuange koſtet den König von Spanien ziemlich viel, ohne ihm das mindeſte einzutragen. Man hat dieſen Poſten hergeſtellt, um den Einfällen der Mohren von Yolo und den benachbarten Inſeln zu wehren; ungeachtet deſſen wagen ſich dieſe leztern doch oft bis auf die Rhede vor Antige und Manilla, und nehmen nicht bloß die daſelbſt befindlichen Fiſcher und Fahrzeuge, ſondern auch wohl reich beladene Schiffe weg: Ja, ſie trozen ſogar die Einwohner von Sambuange ſelbſt; landen in einer Ferne wo man ſie nicht mit Kanonen erreichen kann, und verfolgen dann dieſelben bis nahe an die Paliſſaden: Darum getrauen ſich dieſe Unglücklichen nicht aus ihren Wohnungen herauszukommen, und bauen ihre Felder nur unter dem Schuz einiger Kanonen, die ſie allemal mit ſich führen, wenn ſie ihre Aecker bearbeiten.

Der Boden iſt fruchtbar, braucht wenig Arbeit, und trägt beſonders viel Reis. Ochſen ſind in Menge da, und ſehr wohlfeil: Der König hatte einige in eine groſſe an Sambuange ſtoſſende Ebne einſchlieſſen laſſen; und ſie hatten ſich ſo vermehrt, daß ihrer bey meiner Durchreiſe an die ſechstauſend waren. Um ſie vor den Mohren zu ſchüzen, hatte man in Mitte der Ebne ein hölzernes Fort angelegt, und mit acht Kanonen beſezt. In einer andern Ebne, die von der eben genannten durch eine Bergkette getrennt iſt, haben die Spanier eine Pferde- und Büffelzucht angelegt; und auch dieſe Thiere haben ſich ganz auſſerordentlich vermehrt. Beyde Ebnen ſind mit einer dünnen Waldung umgränzt, darin es viele Hirſche und wilde Schweine giebt. Die Flüſſe dieſer Inſel führen, ſo wie die auf Luzon, ebenfalls viel Gold.

Bey Sambuange wächst eine beſondre Art von Kokosnüſſen. Der Baum, welcher dieſelben trägt, iſt dem gewöhnlichen Kokosbaum vollkommen ähnlich; auch die Frucht iſt gleich der gewöhnlichen Kokosnuß geſtaltet, aber nicht vollends ſo dicke, und hat keine ſo gar zähe Schale wie dieſelbe, ſondern ein Fleiſch das dem Fleiſch der Artiſchoken ziemlich nahe kömmt, und ganz den Geſchmack derſelben hat. Vielleicht haben wir es auch darum niedlicher gefunden, weil es uns fremde war. Wenn man dieſe Frucht auf dem Baum überreif werden läßt, ſo verändert ſie ihre Natur, und wird faſericht; in dieſem Zuſtand hat ſie einen herben Geſchmack, und iſt nicht mehr

genießbar. Ich habe ſechs ſolcher Bäume auf die Inſel France verpflanzt; ſie ſind aber alle zu Grunde gegangen.

Im ſüdlichen Theil von Mindanao iſt ein Vulkan, der unaufhörlich brennt, und den auf dieſe Höhe kommenden Schiffen zum Wegweiſer dient.

Die Inſel Yolo ſcheint der Gränzpunkt zwiſchen den Philippinen und den Molukken zu ſeyn. Die Holländer behaupten, ſie gehöre zu den leztern; dagegen ſind die Spanier ſo überzeugt, ſie ſey eine der Philippinen, daß ſie es ſchon zu wiederholtenmalen verſucht haben, ſich auf derſelben feſtzuſetzen: Da ſie dieſen Zweck durch Gelindigkeit nicht erreichen konnten, wollten ſie ſich mit Gewalt davon Meiſter machen; aber alles war fruchtlos, die Bewohner von Yolo unterwarfen ſich ihnen niemal.

Die Engländer hatten auf einer kleinen oſtwärts von Yolo gelegenen Inſel eine Faktorey, mußten ſie aber verlaſſen.

Die Franzoſen hätten ſich dort feſtſetzen können; der König dieſer Inſel wollte der Nation ſeine Freundſchaft bezeugen, und verlangte ſogar die Franzöſiſche Flagge. Ich glaube aber, die Franzoſen haben beſſer gethan, daß ſie ſich nicht daſelbſt niederlieſſen; denn ſie würden doch über kurz oder lang zum Opfer der Landesbewohner geworden ſeyn, welche ſehr kriegeriſche unbändige Leute ſind, obwohl ihr Beherrſcher ein gutmüthiger Fürſt iſt.

Yolo iſt nur eine kleine Inſel, von etwa dreyßig bis vierzig Meilen im Umkreis; indeſſen verdiente ſie doch, daß ſich eine Europäiſche Nation darum bewürbe, weil ſie vermöge ihrer Lage zum Gewürzbau und Handel ſehr bequem iſt. — Sie bringt viele Elefanten, auch Ambra hervor, und hat eine Perlenfiſcherey. Ihr Hafen dient den Mohren, welche als Seeräuber in dieſen Gewäſſern herumſtreifen, die Schiffahrt der Spanier ſtören, und bey ihren Einfällen die Leute aus den Kolonien derſelben als Sklaven mit ſich fortführen, zum Zufluchtsort. Die Küſte hat immer ſo viele Fiſche, als die Bewohner derſelben zu ihrer Nahrung brauchen; auch findet man Vogelneſter darauf, welche die Chineſer ſehr hoch ſchätzen.

Von den Molukken.

Die Molukken machen einen beträchtlichen Archipel aus, der ſich der Länge nach von Java bis gegen Neu-Guinea hin erſtreckt: Die Papus-Länder, welche nur Ko-

lonien der Bewohner von Neu=Guinea ſind, hangen davon ab. Die Holländer beſi=tzen auf allen Inſeln dieſes Archipels Faktoreyen; aber auf **Banda** und **Amboina** haben ſie auch Feſtungen und anſehnliche Beſitzungen. Um den Gewürzhandel ganz ausſchlieſſend für ſich allein treiben zu können, haben ſie ſogar die benachbarten Inſeln, auf denen auch Gewürz wuchs, mit Feuer verheeret: Aber ihre Bemühungen waren vergeblich; den alle Molukken, die Papus=Länder, und ſelbſt Neu=Guinea, tragen Gewürz, und werden dergleichen tragen ſo lange ſie in der Welt ſind. Da die Franzoſen dieſe Produkte einhandelten, ſuchten ſie dieſelben weder auf Banda noch Amboi=na, ſondern auf **Gebi** und **Moar**. Die Franzöſiſchen Schiffe flüchteten ſich in den Hafen von Gebi, den beßten auf allen Molukken, den die Holländer nicht einmal kann=ten, weil ihn die Franzoſen unbewohnt antrafen. Sie ſetzten ſich daſelbſt feſt, wäh=rend daß die Könige von **Maba** und **Patania**, und der Sultan von **Tidor** ihnen die koſtbaren Gewürzbäume verſchafften, welche ſie auf die Inſel France verpflanzten, wo ſie vollkommen wohl gedeihen (wie ich ſchon oben in dem Kapitel von der Inſel France bemerkt habe); und nach Cayenne, wohin ſie nicht lange nachher auch eini=ge brachten.

Die Bewohner der Molukkiſchen Inſeln ſind überhaupt braungelb: Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Malaien, von denen ſie, allem Anſchein nach, abſtammen: Sie reden die gleiche Sprache, und haben die gleichen Sitten wie jene; ſind weichlich, und dabey doch grauſam und unbändig, welches vielleicht eine Folge ihrer herumirren=den einſamen Lebensart iſt, die ſie aus Furcht vor der Holländiſchen Sklaverey beſtän=dig in den Wäldern führen. Die von ihnen bewohnten Inſeln ſind fruchtbar, werden aber nicht angebaut; denn die Molukkaner leben bloß vom Sagu, der auf dieſem Ar=chipel auch ohne Kultur in groſſer Menge wächst.

Die Religion der Molukkaner iſt ein verdorbner Mahomedismus.

Nur die Weiber und die Prieſter tragen Kleider; die Männer bedecken bloß ihr Haupt mit einem bunt bemalten Hut aus Blättern des Latanier; ein ſchmales Stück Leinwand zur Bedeckung der Schaam ausgenommen, iſt der übrige Leib ganz nackt.

Die Weiber kleiden ſich in einen langen Rock, oder eigentlich eine Art von Sack ohne Falten, welcher ſich vorne zuſchließt; auch tragen ſie ungeheuer groſſe Hüte, welche ſieben bis acht Schuhe im Umfang haben: Dieſe Hüte ſind oben platt, und

mit

mit Muſchelwerk und Perlenmutter verziert; unten dient ein drey Zoll hoher Zirkel ſtatt des Hutkopfes, und macht ihn feſt auf dem Kopfe halten. Dieſe Weiber gehen niemal aus, ſondern leben ſtets in ihren Häuſern verſchloſſen.

Die Prieſter tragen ebenfalls lange Röcke wie die Frauen, unterſcheiden ſich aber durch ihre Mützen, die oben ſpitzig zulaufen.

Beyde Geſchlechter tragen an ihren Armen Ringe von einer Gattung Porzellänmuſcheln, die ſie durch langes reiben auf einem Stein in die gehörige Form ſchleifen.

Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile, Köcher und Schild. Der Bogen iſt aus einem ſehr leichten, faſerichten elaſtiſchen Holz, und mit Ringen aus geflochtenem Rohr verziert; auch ſtatt der Sehne brauchen ſie dergleichen zubereitetes Rohr. Die Pfeile ſind aus leichtem elaſtiſchem Schilfrohr, und die Spitze aus einem ſehr harten zackigten Holz, manchmal auch aus Fiſchgräten oder den Floßfedern groſſer Fiſche. Die Köcher ſind aus Baumrinden; die Schilde aus einem ſchwarzen ſehr harten Holz, und mit Bildern von erhabner Arbeit aus kleinen ſchönen weiſſen Muſcheln verziert. Dieſe Schilde ſind lang, und in der Mitte ſchmaler als an beyden Enden.

Ihre Schiffe haben eine wohlausgedachte und beſondere Bauart. Sie ſind ſiebenzig bis achtzig Fuß lang: Die beyden Ende ſind ungemein hoch, und reichen wohl an die zwanzig Fuß über das Waſſer empor; das Steuerruder iſt weiter nichts als ein anderes gewöhnliches langes Ruder, das auſſen am Schiff angebracht und auf einem Gerüſte geſtützt iſt. Das Schiff ſelbſt beſteht aus einem Haufen Bretter, die weder in einander gefügt, noch zuſammengenagelt, ſondern platterdings neben einander gelegt, und mit Stricken aus Rottang zuſammengebunden ſind: An beyden Seiten des Fahrzeuges ſind zween horizontale Flügel feſtgemacht, welche dasſelbe bey anſchwellender See aufrecht erhalten müſſen. Queer über dieſen Flügeln ſitzen zehn Männer, welche das Fahrzeug in Bewegung ſetzen, und es unglaublich ſchnell fortrudern: Ihre Kunſt beſteht darin, daß ſie alle zugleich und mit vollkommner Zuſammenſtimmung ihre Ruder in das Waſſer ſenken; und ohne Zweifel ſingen oder ſchlagen ſie eine Art von Tamtam, während dem ſie rudern, nur in der Abſicht, damit ſie in ihren Bewegungen genau zuſammentreffen. Die Segel dieſer Schiffe beſtehen in einigen länglichten Matten, welche queer über den Maſt hängen.

Die Papus, welche die Nachbarn der Molukkaner ſind, weil ſie die nahe an

Neu-Guinea liegenden Inſeln bewohnen, haben weder die Sitten noch ſonſt irgend eine Gleichheit mit den letztern; ſondern ſehen vielmehr den Kaffern von Guinea auf der Küſte von Afrika ähnlich; daher auch ihr Vaterland den Namen Neu-Guinea erhalten hat. Man kennt ſie noch ſehr wenig, weil man ſelten auf ihren Inſeln landet. Sie ſind ſtark von Körper, lang gewachſen, und glänzend ſchwarz, obſchon ihre Haut holpericht und rauh iſt; ſie haben groſſe Augen, eine eingedrückte Naſe, einen übermäßig weiten Mund, ſehr dicke Lippen, beſonders die Oberlippe, krauſe und glänzend ſchwarze Haare. Der Karakter dieſer Wilden ſtimmt auch mit ihrem äuſſerlichen Anſehn überein: Sie lieben den Krieg, und ſind tapfer und grauſam gegen ihre Feinde.

Auf den Molukken und Philippinen giebt es viele feuerſpeyende Berge, welche vermuthlich nur abgetheilte Ausbrüche eines einzigen gemeinſchaftlichen Feuerſchlundes ſind. Der beträchtlichſte davon iſt der auf Siao; er bedeckt bey ſeinen heftigern Ausbrüchen alle benachbarten Inſeln mit Aſche.

Achtes Kapitel.

Tagebuch einer Reiſe nach den Molukken.

Man würde mir vielleicht den Vorwurf machen, daß ich der Aufſchrift meines Werks nicht entſprochen habe, wenn ich nichts von meinen Reiſen meldete. Die Reiſen nach der Inſel France, auf Koromandel, und nach China, enthalten nichts intereſſantes; ſie ſind alle ſchon ſo bekannt, daß ich nur Dinge wiederholen müßte die ſchon mehrere Reiſebeſchreiber gemeldet haben: Beſonders hat Herr von Apres dieſen Gegenſtand vollends erſchöpft. Ich will alſo nur meine Reiſe nach den Molukken aufzeichnen; und dieß von der Abreiſe von Manilla an, welches der intereſſanteſte Standpunkt iſt. Jedes Tagebuch iſt aber ſo unausſtehlich trocken für den Leſer, daß ich für beſſer befunden, dasſelbe zu unterdrücken, und bloß die Tabellen der Reiſeroute, der Winde, und der zur Seefahrt nöthigen Beobachtungen dieſem Werk einzuverleiben; wobey ich mich in Abſicht der hiſtoriſchen Nachrichten auf meine Reiſe nach Neu-Guinea *) berufe. Das folgende Tagebuch wird nicht bloß den Seeleuten, ſondern auch den Erdbeſchreibern dienlich ſeyn, um dieſen Theil unſers Erdballs, der auf den uns bekannten Landkarten ſo fehlerhaft gezeichnet iſt, zu berichtigen. Ich will die Lage der Inſeln nach den Karten des Herrn von Apres verbeſſern.

*) Die deutſche Ueberſetzung iſt im Jahr 1777 bey Weygand in Leipzig gedruckt.

Tabellariſche Anzeige

Der Fahrt der Flûte die Inſel France, und der Korvette die Nothwendige; der Winde, und andrer zum Seeweſen nöthigen Beobachtungen.

Abreiſe von Manilla den 28 Dezember 1771.

(Man muß bemerken, daß die Rede allemal von dem Stand des Schiffes zur Mittagszeit iſt; und daß die Aufnahme von der Lage der Inſeln u. ſ. f. zu eben dieſer Stunde unternommen wurde.)

Monats-Tage.	Damals herrſch. Winde.	Lauf des Schiffes.	vermuthl. Länge.	Beobacht. Nördl. Br.	Anmerkungen.
Dezember 28.	N. N. O.	S. 1/4 S. O.		14° 6′	Friſche Winde.
29.	N. O.	S. 15° 30′ O.	118° 12′	13° 27′	Die Richtung der Waſſerſtröme geht gegen Süden. Anſicht der Inſel Mindoro ſüdwärts. 5° O.
30.	N. O.	O. 40° S.	118° 3′	12° 48′	Aufgenom̃en die Mitte von den Inſeln der Bank Appo gegen S. 27° W.
					Zufolge der Aufnahme und Breite, ſind dieſe Inſeln auf den Kartē des Hr. d' Apres 14′ zu weit ſüdwärts angeſetzt.
31.	Veränderl. von O. N. O. gegē S. O.	S. 15° 30′ O.	118° 39′	12° 35′	Die Waſſerſtröme haben uns 8′ gegen N. und 5′ gegen W. verſchlagen.
					Aufgenommen die Inſeln der hohen See (les iles du large), von W. 29° S. gegen S. 41° O. die Inſeln Ambola von S. 31° O. gegen S. 36° O.
Januar. 1772. 1.	S. O.	S. 30° 40′ O.	118° 41′	12° 33′	
2.	Veränderl. von S. O. gegen O. N. O.	S. 25° 3′ O.	119°	11° 55′	Zufolge der Aufnahme u. d. Breite, iſt die ſüdl. Spitze von Ambola und Mindoro um 14′ zu weit ſüdw. Abweichung N. W. 1°.
3.	Veränderl. von N. O. 1/4 N. gegē N. O. 1/4 O.	O. 36° 30′ S.	119° 54′	11° 24′	Aufgenom̃en die nördl. Spitze der Inſel Panay gegen N. 39° O. Zufolge d. Breite u. d. Aufnahme, müſſen d. Karabaos-Inſeln um 3. Meilen gegen N. O. 1/4 N. zurückgeſetzt werden.
4.	Veränderl. von S. O. gegen O. N. O.	S. 1/4 S. O.	119° 48′	11° 14′	Ungleiche und veränderl. Winde.
5.	N. N. O.	S. 10° O.	119° 50′	11° 2′	Friſche Winde u. heiterer Him̃el.
6. und 7. Aufenth. zu Antigua, bis auf den 14.	N. N. W.	S. W.		10° 42,	Geankert auf der Rhede von Antigua auf der Inſel Panay den 7 um 4 Uhr, auf 25 Klafter ſchlammichten Grund; die Flagge der Feſtung ſtand uns gegē O. 30° auf 1 Meile.

Tabellariſche Anzeige der Schiffahrt, der Winde. u. ſ. f.

Monats-Tage.	Damals herrſch. Winde.	Lauf des Schiffes.	vermuthl. Länge.	Beobacht. nördl. Breit.	Anmerkungen.
Januar					
14	Veränderl. von O. N. O. gegen W. N. W.	S. 23° W.	119° 53′	10° 29′	An der Neger-Inſel vorbeygeſegelt: Die Ströme haben uns 10′ gegen Weſten und 8′ gegen Süden verſchlagen.
15	N. O.	S. 33° 15′ O.		9° 16′	Friſche Winde und Regen: Die Ströme oder die fehlerhafte Lage der Neger-Inſel haben uns 6′ gegen Weſt verirrt; die ſüdliche Spitze muß auf 9° 8′ ſeyn.
16	N. O.	S. 23° O. bis zu Sonnenaufgang und nach Sonnenaufgang bis Mittag. S. 31° 45′ W.		8° 32′	Anſicht der Inſel Mindanao von O. S. O. gegen S. S. W. Die Ströme zielen gegen W.
17	N. O.	S. 18° 30′ W.		7° 13′	Aufgenommen Bouton-Lampo gegen S. 2° O. die Haaſenohren-Inſel gegen S. 43° W. auf 4 Meilen.
18	N. O.	S. 4° 40′ O.		6° 59′	Um 8 Uhr Abends im Hafen Kaldera auf der Inſel Mindanao auf 46 Klafter Kies- und Korallengrund geankert. Das Ankertau riß entzwey.
19	S. W.	S. O. 1/4 O.	120° 13′	6° 54′	Um 1 Uhr Nachmittag auf 35 Klafter Grund von grauem Kies mit Korallen vermiſcht, geankert zu Sambuange auf der Inſel Mindanao; der Thurm von Sambuange ſtand uns gegen O. N. O.
Aufenthalt zu Sambuange bis auf den 9 ten Febr.					
Februar					
9	W. S. W.	O. 6° 20′ S.	120° 44′	6° 45′	Zwiſchen den Inſeln Libako und Sakol durchgefahren, indem wir uns ohne Segel treiben lieſſen. Um 2 Uhr nach Mitternacht rollte ein Waſſerſtrom vorbey, der von N. O. gegen S. O. ſtrömte, und die See ſo glänzend machte, als ob die Sonne aufgehen wollte.
10	N. W.	O. 28° S.	121° 9′	6° 21′	Häufiger Regen, Donner und Blitz.
11	Veränderlich von N. O. gegen N. N. O.	O. 23° S.		5° 48′	Regen.
12	Veränderlich von O. S. O. gegen N. N. O.	O. 6° 24′ S.	122° 6′	5° 48′	Nach der Aufnahme und Breite, muß die Pfeilſpitze auf Mindanao auf 5° 49′ nördlicher Breite ſeyn. Die Lage der übrigen Inſeln muß eben ſo verbeſſert werden.
13	S. W.	O. 14° S.	122° 52′	5° 24′	

Tabellariſche Anzeige der Schiffahrt, der Winde, u. ſ. f.

Monats-Tage.	Damals herrſch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. nördl. Breit.	Anmerkungen.
Februar					
14	Veränderlich von Norden gegen N. O.	O. 14° 20′ O.	123° 10′	3° 57′	Regen und Sturmwinde. Die Ströme haben uns gegen Süden verſchlagen. Südwärts bey Saringam vorbeygeſegelt; die Ratten-Inſeln an ihrer Mitte gegen N. 30° O. aufgenommen, die Runde Inſel gegen S. 22° O. eben ſo; die Bugis-Inſeln gegen S. 34° O. geſehen, auch den Vulkan auf Mindanao.
15	N. O.	S. 26° 15′ O.	123° 37′	2° 39′	Bey Aufgang der Sonne die Erbſen- oder Hühner-Inſel aufgenommen von S. O. gegen S. 24° W. den Vulkan auf Siao gegen S. 12° O. die ſüdliche Spitze von Tayolanda gegen S. 2° O. Nach unſrer Aufnahme und unſrer Breite muß die N. O. Spitze von Siao auf 2° 43′ N. Breite liegen.
16	Veränderlich von N. O. gegen N.	S. 36° O.	124° 21′	1° 38′	Aufgenommen bey Aufgang der Sonne die Inſel Miao von S. 16° O. gegen S. 20° O.
17	N. N. W.	S. 15° O.	124° 46′	Südliche Breite. 38′	Aufgenommen die Inſel Soucy gegen W. 27° S. die Küſte Bazao von O. 9° S. gegen O. 16° S. Dayren-Eyland gegen O. 18° 30′ S. Umſegelt Groolh Tavali und Bachiam.
18	Veränderlich von N. gegen N. N. W.	O. 21° S.	126° 16′	25′ zweifelhaft	Aufgenommen die Inſel Karkek gegen S. 40° O. Pulo-larcien *) gegen O. 40° S. Pulo-Piſſang gegen O. 11° S. auf 5 Meilen; die Inſel Garzia von S. 15° W. gegen S. 20° W. Durchgeſegelt nordwärts von Oby eine Meerenge, welche wir die Franzöſiſche Meerenge nannten. Nach unſrer Aufnahme muß Pulo-Piſſang auf 10° 23′ liegen.
19	Veränderlich von W. N. W. gegen N. N. W.	N. 41° O.	126° 58′	19′	Bey Aufgang der Sonne aufgenommen Pulo-Gay gegen O. 10° S. Die Inſel Gueby von O. 33° N. gegen N. 14° W. Wir konnten auf der Inſel Gueby nicht ankern, weil wir nicht nahe genug an das Land gefahren waren.
20	N. N. W.	W. 44° S.	126° 48′	25′	Auf der S. O. Spitze der Rhede der Inſel Gueby geankert auf 20

* Pulo heißt Inſel.

Tabellariſche Anzeige der Schiffahrt, der Winde, u. ſ. f.

Monats-Tage.	Damals herrſch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. ſüdl. Breite.	Anmerkungen.
Februar					Klafter und einem Grund von kleinen verfaulten Korallen.
21	Veränderlich von W. S. W. gegen N. W.	S. 30° 15′ W.	126° 31′	38′	
22	N. W.	W. 25° N.	126° 15′	18′	
23	Veränderlich von N. gegen N. N. W.	S. O. 10° S.	126° 21′	11′	Geankert in einem ſehr ſchönen Kanal, den die Inſel Gueby und Faor bilden, auf 16 Klafter ſandichten Grundes.
Aufenthalt auf Gueby bis auf den 2ten Merz.					
Merz					
2	N. N. W.	W. 28° S.		12′	
3	Veränderlich von N. W. gegen N. N. W.	W. 36° N.		6′	Aufgenommen bey Sonnenaufgang Pulo-Moar von N. 19° O. gegen N. 30° 30′ O. auf 3 Meilen. Die Spitze von Patanie von N. 3° O. gegen W. 37° N.
4	Veränderlich von N. O. gegen N. W.	N. 58° 45′		6′	Geankert auf Pulo-Moar auf 24 Klafter Grund von Korallen und verfaultem Muſchelwerk.
Aufenthalt auf Pulo-Moar bis auf den 8.					
8	S. W.	O. 28° S.		6′	
9	N.	O. 19° S.	124° 2′ berichtigt	9′	Geankert in dem nämlichen Kanal der Inſel Gueby. Die Länge wurde durch den Abſtand des Mondes gegen die Sonne beſtimmt.
Aufenthalt auf Gueby bis auf den 7ten April.					
April					
7	N. O.	S. 23° W.	124° 2′	27′	Im Abfahren von der W. Seite auf eine Korallenbank gelaufen.
8	N. O.	S. 19° W.	123° 23′	1° 17′	Aufgenommen bey Sonnenaufgang die Inſel Boa von O. 10° S. gegen O. 4° S. auf 5 Meilen; Pulo-Piſſang von S. 10° W. gegen S. 13° W.; Pulo-Parzien gegen S. 3° W.; Pulo-Karkek gegen S. 4° W.; noch mehrere kleine Inſeln geſehn. Nach wiederholten Beobachtungen muß Pulo-Piſſang auf 1° 23′ liegen. Abweichung N. O. 1° 21′.

Tabellariſche Anzeige der Schiffahrt, der Winde u. ſ. f.

Monats-Tage.	Damals herrſch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. ſüdl. Breite.	Anmerkungen.
April					
9	Veränderlich von N. O. gegen N.	S. 12° 45′ W.	123° 27′	1° 44′	Häufiger Regen. Anſicht von Geram von S. O. gegen S. S. W. Vermuthliche Abweichung N. O. 1° 30′.
10	Veränderlich von W. gegen N. W.	S. 27° W.	123° 9′	2° 8′	Aufgenommen Oby-Major von W. 30° N. gegen W. 38° N.
11	Veränderlich von N. W. gegen W. S. W.	W. 19° S.	122° 35′	2° 19′	Anſicht der Inſel Bouwa gegen S. 43° W.
12	W. N. W.	W. 23° 15′ S.	122° 11′	2° 34′	Aufgenommen die Inſel Kelam von S. 6° O. gegen S. 10° W. Die Inſel Manipa gegen S. 5° W. Die Inſel Bouro von S. 28° W. gegen S. 37° W.
13	N. W.	W.	121° 43′	2° 34′ nach den Sternen 2° 33′	Donnerwetter mit Regen ohne Winde; aufgenommen die Xülla-Inſeln von W. 5° N. gegen W. 42° N.
14	N. W. beynahe windſtill	W. 25° 20′ S.	121° 41′	2° 49′	Abweichung beobachtet N. O. 1° 30′.
15	Veränderlich von N. gegen W.	S. 27° 30′ W,	121° 29′	3° 35′	
16	N. W.	S. 9° 45′ O.	121° 34′	4° 5′	Anſicht der Inſel Amblin gegen O. 26° N., welches nach unſern Beobachtungen ihre Breite auf 3° 54′ beſtimmt, und die ſüdlichſte Spitze von Bouro auf 3° 55′ Breite. Abweichung beobachtet N. O. 1°.
17	N. W.	S. 32° 15′ O.	122°	4° 50′	Beobachtung einer Mondsfinſterniß; um 11 Uhr 58′ war der Mond ganz verfinſtert, um 1 Uhr 25′ war er in der Form ſeines Zunehmens, und um 2 Uhr 15′ auſſer dem Schatten.
18	N. W.	S. 9° O.	122° 12′	6° 11′	
19	N. W.	S. 3° 40′ W.	122° 8′	6° 51′	Anſicht vieler kleinen Inſeln in W. S. W.
20	W. N. W.	W. 35° 45′ S.	122° 42′	7° 10′	Regnicht.
21	Veränderlich von W. N. W. gegen W. S. W.	N. 40° 30′ W.	121° 41′	6° 13′	Sturm mit Regen und Blitz vermiſcht.
22	W. S. W.	N. 44° W.	121° 37′	5° 42′	Windſtille.
23	Veränderlich von W. S. W. gegen S. S. W.	S. 25° W.	121° 29′	6° 3′	Anſicht von vierzehn Inſeln, welche ich für die Inſeln Kampin-Hoory halte.
24	S. S. O.	W. 44° S.	120° 56′	6° 39′	Eine Beobachtung der Länge durch den Abſtand der Sonne von

Tabellariſche Anzeige der Schiffahrt, der Winde, u. ſ. f.

Monats-Tage.	Damals herrſch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. ſüdl. Breite.	Anmerkungen.
April					dem Mond angeſtellt, deren Auf-löſung 125° 30′ gegen Oſten von dem königlichen Obſervatorium zu Paris betrug, welches uns einen Un-terſcheid von 4° 34′ giebt, welche ich für den Reſt meiner Reiſe be-richtigen will. Anſicht der Vul-kansinſel in O. 7° 30′ S. auf 6 Meilen; gemäß unſern Beobach-tungen liegt alſo die Mitte der Vulkansinſel auf 6° 42′ ſüdlicher Breite, und 124° 50′ der Länge.
25	S. O.	S. 27° W.	124° 51′ berichtigt	7° 22′	Aufgenommen die öſtliche Spitze der Tafelinſel gegen S. 33° W. Abweichung beobachtet N. O. 2° 30′.
26	Veränderlich von S. O. gegen S. S. W.	W. 41° S.	124° 26′	7° 41′	Die Richtung der Ströme geht gegen W. Aufgenommen die Inſel Weſter, von O. 5° N. gegen S. 21° 30′ O. Pulo-Baby von S. 1° 30′ O. gegen S. 7° O. Die Inſel Keſ-ſer von S. 10° W. gegen S. 20° W. Die Inſel Ombay gegen W. 27° S. gegen W. 43° S.
27	Veränderlich von S. O. gegen O. S. O.	S. 34° W.	124° 3′	8° 18′	Aufgenommen Timor gegen O. 14° S. gegen S. 38° W.
28	S. O.	W. 39° S.	123° 47′	8° 23′	Beynahe windſtill.
29	S. W.	W. 33° 30′ S.	123° 31′	8° 21′	
30	S.	W. 28° 20′ S.	122° 54′	8° 59′	Aufgenommen die Inſel Panta-re gegen N. 1° O. Ykouſſi ge-gen S. 5° O. Pulo-Bato gegen S. 24° W. Die Inſel Lambeau von W. 32° N. gegen W. 45° N. Die Richtung der Ströme geht gegen S. und W.
May					
1	Veränderliche	S. 41° W.	121° 1′	9° 18′	Die ſchicklichſten Wendungen ge-macht, um aus der Meerenge aus-zulaufen.
2	S. O.	S. 41° W.	120° 11′	10° 43′	Abweichung beobachtet N. O. 15′ Die ganze Meerenge muß um vieles berichtigt werden. Auſſer der Anſicht des Landes und der Meerengen.
3	O.	W. 1/4 S. W.	117° 58′	12° 9′	Abänderung der Morgenweite N. O. 55′.
4	O.	W. 1/4 S. W.	115° 58′	12° 40′	
5	O.	W. 1/4 S. W.	114° 10′	13° 5′	Abänderung der Morgenweite N. W. 1° 40′.
6	O.	W. 1/4 S. W.	112° 41′	13° 40,	Abänderung der Morgēweite 1° 36′.
7	Veränderlich von O. gegen S. S. O.	W. 1/4 S. W.	111° 3′	14° 8′	

Tabellariſche Anzeige der Schiffahrt, der Winde, u. ſ. f.

Monats-Tage.	Damals herrſch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. ſüdl. Breite.	Anmerkungen.
May					
8	S. O.	W. 1/4 S. W. 3° W.	108° 48′	14° 33′	Vermuthliche Abweichung N. W. 2°.
9	Veränderlich von S. O. gegen O. S. O.	W. 1/4 S. W. 3° 15′ W.	107° 8′	14° 48′	Abänderung der Morgenweite 2° 45′.
10	S. O.	W. 1/4 S. W. 2° 45′ W.	105° 2′	15° 4′	Abänderung der Abendweite 3°.
11	O. S. O.	W. 1/4 S. W. 1° 40′ W.	102° 47′	15° 35′	Abänderung der Morgēweite 3° 56′.
12	O. S. O.	W. 1/4 S. W. 2° W.	100° 32′	15° 56′	Abänderung der Abendweite 2° 55′.
13	S. O.	W. 1/4 S. W. 2° 15′ W.	98° 33′	16° 14′	
14	S. O.	W. 1/4 S. W. 1° 45′ W.	96° 23′	16° 34′	
15	S. O.	W. 1/4 S. W. 1° 45′ W.	94° 52′	16° 44′	
16	S. S. O. veränderlich	W. 1° S.	93° 47′	16° 48′	Regnicht Wetter.
17	S. O.	W, 1/4 S. W. 1° 30′ W.	91° 36′	16° 58′	
18	S. O.	W. 1/4 S. W. 2° 15′ W.	89° 27′	17° 16′	
19	S. O.	W. 1/4 S. W. 1° 45′ W.	86° 55′	17° 28′	
20	S. O. Veränderlich	W. 1/4 S. W. 1° 45′ W.	84° 23′	17° 48′	
21	Veränderlich von O. gegen O. S. O.	W. 1/4 S. W. 4° S.	81° 44′	18° 29′	Vermuthliche Abänderung am Fuß des Zentaur 4° 10′. Der Morgenweite 3° 20′ zweifelhaft.
22	O.	W. 1/4 S. W.	79° 23′	19° 1′	Vermuthliche Abänderung N. W. 5°. Der Abendweite 3° 36′.
23	O.	W. 5° S.	77° 46′	19° 8′	
24	O. S. O.	W. 4° 39′ S.	76° 6′	19° 22′	Abänderung der Abendweite 4° 45′. Der Morgenweite 4° 23′.
25	O.	W. 4° 30′ S.	75° 5′	19° 32′	Abänderung der Abendweite 5° 32′. Der Morgenweite 5° 20′.
26	O.	W. 40° S.	74° 12′	19° 27′	
27	O.	W. 1° 22′ S.	72° 9′	19° 29′	Vermuthliche Abweichung N. W. 7°.
28	O. N. O.	W. 3° 30′ S.	70° 12′	19° 56′	Regnicht Wetter.
29	Veränderlich N. N. O.	W. 1° 45′ N.	68° 43′	19° 49′	
30	Veränderlich von N. O. gegen S. O.	W. 30° S.	67° 50′	20° 3′	Abänderung der Morgēweite 8° 49′.
31	S. O.	W. 3° 30′ S.	65° 40′	19° 57′	Vermuthliche Abweichung 9° 30′. Aufgenommen zu Mittagszeit die Inſel Rodrige von N. 37° W. gegen N. 46° W. Zufolge der Aufnahme ſind wir auf 61° der Länge, welches mich um 4° 21′ weiter weſtwärts verſetzt, als ich vermuthet hatte.
Junius.					
1	O. O.	W. 5° S.	58° 8′ berichtigt	19° 36′	Abweichung N. W. 11° 20′.
2	S. O.	W. 1/4 S. W. 30° S.	55° 32′	20° ″	Aufgenommen die Runde Inſel von W. 37° N. gegen W. 40° N. Die Schlangen-Inſel gegen N. 4° 30′ W. Die ſüdlichſte Landſpitze der Inſel France gegen W. 24° S.
3		Ankunft.			

P. Sonnerat pinx. Desmoulins. Sculp.

Reiſe
nach
Oſtindien und China.

Fünftes Buch.
Neu entdeckte Gegenſtände aus der Naturgeſchichte.

Erſter Abſchnitt.
Von den vierfüſſigen Thieren.

Der Aye = Aye *).
(LXXXVI. Tafel.)

Dieſes vierfüßige Thier hat viel Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen; iſt aber doch durch einige weſentliche Kennzeichen von demſelben unterſchieden: Es gleichet auch einigermaſſen dem Maki und dem Affen.

Der Aye=aye iſt vom Kopf bis zum Schwanz achtzehn Zoll ſechs Linien, und der Schwanz deſſelben anderthalb Fuß lang.

Er hat an jedem Fuß fünf Finger, davon die an den Vorderfüſſen ſehr lange, und ein wenig krumm ſind; welches macht daß er ſehr langſam geht: Dieſe Finger ſind auch mit krummen Nägeln verſehen. Die zwey äuſſerſten Gelenke des Mittelfingers ſind lang, dünne und unbehaart: Er bedient ſich derſelben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er ſich nährt, und um dieſe Wür-

*) *Le Aye-Aye.* In der Franzöſiſchen Urſchrift S. 137.

mer in ſeinen Schlund zu ſtoſſen; dem Anſehn nach dienen ſie ihm auch, ſich an die Baumäſte zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen verſehene Finger: Der fünfte oder innere bildet den Daumen, und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menſchen.

Der Aye-aye hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, die ſehr nahe beyſammenſtehen, und dem Schnabel eines Papagayen ähnlich ſehen: Die untern ſind viel ſtärker als die obern.

Er hat groſſe, breite und flache Ohren: Sie ſind ſchwarz, glatt, glänzend, und an der Auſſenſeite mit langen Haaren beſetzt. — Ueber den Augen und der Naſe, auf den Backen und am Kinn hat er Büſchel von langen Haaren.

Das ganze Thier iſt mit weißfalben Pflaumen oder feinen Haaren bewachſen, aus denen groſſe ſchwarze Haare hervorſtechen. Der Vordertheil des Kopfes und Halſes ſind von falbem Weiß; der Schwanz iſt platt, buſchig und mit langen Haaren beſetzt: Ob er ſchon ganz ſchwarz ſcheint, ſind die Haare desſelben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß.

Dieſes Thier ſcheint von der Art derjenigen zu ſeyn, die ſich in die Erde graben. Bey Tage ſieht es nicht; ſein Aug iſt röthlicht und ſtarr wie das Aug der Eule. Es iſt ſehr träge, folglich auch ſehr ſanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beyde lebten nicht länger als zween Monate; ich nährte ſie mit gekochtem Reis, und ſie bedienten ſich zum freſſen der dünnen zween Finger ihrer Vorderfüſſe, wie die Chineſer ihrer Stäbchen. Sie waren ſcheu, furchtſam, liebten ſehr die Wärme, krochen immer zuſammen um zu ſchlafen, legten ſich auf die Seite, und verbargen ihren Kopf zwiſchen den Vorderfüſſen. Sie lagen ſtets unbeweglich da; und nur durch vieles Rütteln konnte man ſie dahin bringen, daß ſie ſich regten.

Obſchon dieſes Thier einen ſehr langſamen Gang hat, und unter Tags immer eingeſchläfert zu ſeyn ſcheint, iſt es doch von dem Ueno (*Unau*, Bradypus didactylus. Linn. das zweyfingerige Faulthier), und dem Ai (*Aï*, Bradypus tridactylus. Linn. das dreyfingerige Faulthier) des Herrn Büffon ganz unterſchieden.

Der Name Aye-aye, den ich ihm beygelegt, iſt ein Schrey, den die Einwohner von Madagaſkar zur Bezeugung ihres Erſtaunens von ſich geben. Wir kennen dieſen Aye-aye erſt ſeit wenig Jahren, weil wir ſelten auf die weſtliche Küſte jener Inſel kom-

N.° 87.

P. Sonnerat pinx.

Desmoulins . Sculp.

men, die ſein Vaterland iſt: Die Bewohner der öſtlichen Küſte verſicherten mich, daß der meinige der erſte war, den ſie geſehen *).

Das groſſe Eichhörnchen von der Küſte Malabar **).

(LXXXVII. Tafel.)

Dieſe Gattung iſt die gröſte die man kennt: Sie hat die Gröſſe einer Hauskaze. Ihre unterſcheidenden Kennzeichen ſind:

Zween Schneidezähne in jeder Kinnlade; die in der untern Kinnlade ſtärker und länger.

Fünf Zehen an jedem Fuß: Vier Zehen der Vorderfüſſe ſind mit krummen Klauen verſehen; der fünfte oder innere aber iſt wie ein Stümmel oder eine Art von Daumen, der einen flachen Nagel hat. Die Zehen der Hinterfüſſe ſind alle mit krummen ſehr ſtarken Klauen verſehen.

Der Schwanz iſt buſchig, länger als der Leib, und eben ſo dicke, wenn es ihn ſträubt: Es ſchwingt ihn mit ungemeiner Fertigkeit bis über den Kopf hin. Wenn es im Walde läuft, hält es denſelben beynahe ſenkrecht.

Seine Ohren ſtehen gerade empor, und ſind an der Spize mit einem Büſchel Haare beſezt.

Sein ganzer Leib iſt mit ſehr langen Haaren bewachſen. Der Obertheil des Kopfs, die Ohren, der Rücken, und die Seiten des Bauches ſind dunkel rothgelb; eine kleine Streiſe von eben dieſer Farbe hebt ſich unter den Ohren an, erſtreckt ſich über den Hals hin, und krümmt ſich gegen den Leib zu: Der hintere Theil des Halſes, der Anfang des Leibes, und das Hintertheil der vordern Schenkel ſind ſchwarz. Das ganze Hintertheil des Thiers, und der Schwanz ſind ſchwarz. Der Kopf, das Vordertheil des Halſes, die Schenkel, Schienbeine, Füße und der Bauch ſind roſtiggelb, und die Bruſt etwas lichter. Der Stern iſt mattgelb.

Dieſes Thier wird leicht zahm, und lebt von Früchten. Gemeiniglich ſizt es faſt

*) Dieſer Aye-Aye hat doch viel Aehnliches mit dem Mongous des Herrn Büffon XIII. Taf. 26. und ſcheint eine Abänderung von Linne Lemur Mongoz. A. d. Ueb.

**) *Le grand Ecureuil de la côte de Malabar.* In der Urſchrift S. 139. Sciurus macrorus. Linn.

ganz aufrecht, und bedient ſich ſeiner Vorderfüſſe ſtatt einer Hand, um ſeine Nahrung zum Munde zu bringen. Sein Geſchrey iſt ſcharf und durchdringend.

Es liebt vor jeder andern Nahrung die Milch der Kokosnuß; und wenn dieſe Frucht reif iſt, beißt es dieſelbe noch an dem Baum auf, und trinkt bloß den Saft davon.

Man findet es auf der Küſte Malabar, wo es die groſſe Waldratte (*grand rat des bois*) genennt wird: Aber viel häufiger hält es ſich auf den Kardamomen-Bergen, einem Theil des Gebürgs Gate, auf.

Das Eichhörnchen aus Gingi *).

Es iſt etwas dickleibiger als das Europäiſche Eichhörnchen, und überhaupt erdegrau; an dem Bauch, den Schenkeln und Füſſen aber etwas lichtfarbiger. Es hat an jeder Seite des Bauches einen weiſſen Streif, der vom vordern Schenkel bis zu dem hintern reicht; ſeine Augen haben einen weiſſen zirkelförmigen Streif: Der Schwanz ſcheint ganz ſchwarz, ob er ſchon mit weiſſen Haaren vermengt iſt.

Von den Maki **).

Die Maki ſcheinen etwas den Affen ähnliches an ſich zu haben: Ihre Füſſe ſind zwar wie die Füſſe der Affen, aber ihre Schnauße iſt etwas länger. Beym Eſſen ſitzen ſie aufrecht wie die Eichhörnchen, und bedienen ſich ihrer Füße wie einer Hand, um ihre Nahrung in den Mund zu ſtecken.

Die Hinterbeine der Maki ſind länger als die Vorderfüße: Mit Beyhilfe derſelben treiben ſie ihren Körper wie mit einer Springfeder vorwärts, und machen alſo mit beſondrer Leichtigkeit ſehr groſſe Sprünge. Wirklich ſind die Maki die flinkſten Thiere; ſie ſpringen ſo ſchnell von Baum zu Baum, daß man ſie kaum mit den Augen erreichen kann. Sie ſcheuen ſich ſehr vor der Kälte. Sie ſchlafen auf den Hinterbeinen ſitzend, und verſtecken den Kopf zwiſchen die Schenkel. Sie haben ſehr ſpitze Zähne, und nähren ſich von Früchten.

*) *L'Ecureuil de Gingi.* Sciurus cinereus Aſiaticus. *Erxleben* Syſt. animal. p. 419. In der Urſchrift S. 140.

**) *Maquis.* Lemur. Linn. In der Urſchrift S. 141.

P. Sonnerat pinx. Desmoulins. Sculp.

Auf Madagaſkar allein giebt es Maki, und zwar viele Arten derſelben, die alle leicht zahm zu machen ſind. Es ſcheint, ſie ſeyen ſtatt der Affen auf dieſe Inſel verſetzt, deren es daſelbſt gar keine giebt; wenigſtens hat man bis itzt noch keine einzige Gattung derſelben dort ausfindig gemacht. Die Vari (*Varis*, Lemur Macaco. Linn.), welche Flacourt Affen genannt hat, ſind Maki: Die Madegaſſen nennen ſie alle Makes, und haben ihnen dieſen Namen wegen ihrem Geſchrey gegeben, das dieſes Wort auszudrücken ſcheint.

Ich will nur zwo Gattungen derſelben beſchreiben: Den Indri, und den wollichten Maki.

Der Indri *).

(LXXXVIII. Tafel.)

Der Indri iſt die größte Gattung der Maki. Er unterſcheidet ſich von den ſchon bekannten dadurch, daß er keinen Schwanz hat, oder doch einen ſo winzigen, daß man ihn bloß beym Anfühlen ſpürt.

Er iſt vierthalb Fuß hoch; wenn er aufrecht ſteht, ſind ſeine Schenkel von hinten an gemeſſen eben ſo lange als der Körper.

Vier dicht neben einander ſtehende Schneidezähne in der untern Kinnlade, zween abgeſönderte in der obern, und acht Eckzähne in jeder Kinnlade, bilden ſeine unterſcheidenden Kennzeichen.

Er hat an jedem Fuße fünf Finger, die bis zum erſten Gelenke zuſammengewachſen ſind: Die Nägel ſind alle platt, aber nicht wie die des Menſchen am Ende rund, ſondern laufen ſehr ſpitzig aus; der Daumen der Hinterfüße iſt ſehr dicke, und länger als der an den Vorderfüſſen. Ihre Schnautze iſt nicht ſo lang wie bey den übrigen Gattungen der Maki.

Dieſes Thier iſt faſt ganz ſchwarz, und hat ein dickes ſeidenartiges Pelzwerk. Die Schnautze, der Theil des Bauches gegen die Geburtstheile zu, das Hintertheil der Schenkel, und die Gegend unter den Armen, ſind graulicht; das Untertheil der Lenden gegen den Schwanz zu um den After iſt weiß. Das Haar an dieſem Theil iſt wollicht und kraus wie Schafwolle. Sein Aug iſt weiß und ſehr lebhaft. Sein Geſchrey gleicht der Stimme eines weinenden Kindes.

*) *L' Indri.* S. 142.

Das Wort **Indri** heißt in der Sprache der Madegaſſen **Waldmenſch.** Dieſes Thier iſt ſehr ſanftmüthig; die in den ſüdlichen Gegenden der Inſel wohnenden Leute nehmen es noch jung zu ſich, ziehen es auf, und richten es zum Jagen ab wie wir unſre Hunde.

Der wollichte Maki *).

(LXXXIX. Tafel.)

Der **wollichte Maki** iſt vom Kopf bis zu Ende des Schwanzes Einen Fuß neun Zoll lang; die Länge des Schwanzes beträgt neun Zoll.

Er hat in der untern Kinnlade vier neben einander ſtehende Schneidezähne, und in der obern zween dergleichen abgeſönderte. Statt der Füſſe hat er Hände, die aus ſehr langen bis zum erſten Gelenke zuſammenhangenden Fingern gebildet ſind, deren Daumen ſich ſehr wohl unterſcheiden, dem Daumen des Menſchen gleichen, und einen platten Nagel haben.

Das ganze Thier iſt von erdefarbigem Rothgelb; ſein Bauch weiß, das Untertheil der Lenden gegen den Schwanz zu ſehr hell fahlröthlicht, und der Schwanz von gleicher Farbe, aber mit etwas mehr Roth bekleidet. Seine Schnautze iſt ſchwarz, die Ohren ſehr klein, die Augen groß und grünlicht grau. Dieſer Maki hat ein feines, zum Anfühlen ungemein weiches Haar, das kraus iſt wie Schafwolle.

Die Indiſche wilde Katze mit ſchwarzen Streifen **).

(XC. Tafel.)

Sie iſt vom Kopf bis zu Ende des Schwanzes zween Fuß lang; die Länge des Schwanzes beträgt neun Zoll.

Sie hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, davon die in der untern ſtärker ſind; auch vierzehn Eckzähne in jeder Kinnlade: An jedem Fuß fünf mit Klauen verſehene Zehen; dieſe Klauen ſind ſtark und krumm. Der Leib iſt länglicht, mit kurzen flach liegenden Haaren bewachſen: Ihre Füße ſind kurz; der Schwanz iſt dünne, faſt eben

ſo

*) *Le Maquis à bourres.* S. 142. Lemur Mongoz. Linn. The woolly Maucauco. *Pennant* Syſt. p. 136. Simia Sciurus. Schreber Säugthiere. 1. Tab. XLII.

**) *Le Chat ſauvage à bandes noires des Indes.* In der Urſchrift S. 143.

P. Sonnerat pinx.

Desmoulins, Sculp.

P. Sonnerat pinx. Desmoulins, Sculp.

P. Sonnerat pinx. Desmoulins, Sculp.

ſo lang als der Leib, läuft am Ende ſpitzig aus wie bey unſern Katzen, und iſt mit ſchwarzen und röthlichtgelben Haaren bewachſen, welche viel länger ſind als die am übrigen Körper.

Die Farbe der Katze iſt grau; am Untertheil des Kopfs und des Halſes, an den Schenkeln und Füßen aber mit Rothgelb verwaſchen; der Bauch iſt weiß. Sie hat ſechs ſchwarze Streifen am Leib: Vier davon ſind gerade, fangen hinter dem Kopf an, laufen über den ganzen Leib hin, und enden gegen den Schwanz zu: Die übrigen zween an den Seiten des Bauches ſind wellenförmig, fangen bey den Schulterbeinen an, und enden ſich am hintern Schenkel mit einer Ründung: Noch hat ſie auf dem Hinterſchenkel einen andern Streif von gleicher Farbe, der ſich dann gegen den Schwanz hin in zween Theile ſpaltet. Die Augen dieſes Thiers ſind lebhaft und röthlichtgelb; der Augapfel ſcheint in einer gewiſſen Richtung länglicht.

Die Zibetkatze von Malakka *).

(CXI. Tafel.)

Dieſe Zibetkatze iſt nicht dasjenige Thier, welches unter dieſem Namen in den Abhandlungen zur Naturgeſchichte der Thiere von den Mitgliedern der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften beſchrieben iſt **); auch hat ſie mit der Zibetkatze des Herrn Büffon auſſer den allgemeinen Geſchlechtszeichen nichts gemeinſam.

Die Zibetkatze von Malakka iſt ſo groß wie unſre Hauskatze, und hat die nämlichen Kennzeichen und Neigungen. Ihr Schwanz iſt länger als der Leib; er iſt dünne, und läuft ſpitzig aus, wie der Schwanz unſrer Hauskatze. — Ihre Schnautze iſt länglicht; die Ohren ſind klein, rund und gerade emporſtehend; die Beine kurz. — Sie hat fünf Zehen, die mit ſpitzen und krummen Klauen verſehen ſind, welche ſie in die Zehen zurückziehn kann. — Ihr Aug iſt klein und ſchwärzlich; der Augapfel ſcheint in einer gewiſſen Richtung länglicht.

Das ganze Thier iſt von Farbe perlengrau, und am Obertheil des Körpers etwas dunkler. Der obere Theil des Kopfs iſt ſchwarz. Ueber den Augen hat es vier ſchwarze

*) *La Civette de Malacca.* In der Urſchrift S. 144.

**) Memoires pour ſervir à l'Hiſt. Nat. des animaux par Mr. *Perrault* p. 157. pl. 23.

runde Flecken; und über den Hals drey ſchwarze Streifen, die hinter dem Kopf anfangen, und ſich auf den Schultern enden: Drey andre dergleichen heben ſich um die Lenden an, und verlieren ſich gegen den Schwanz hin; noch ein andrer befindet ſich unten am Bauch, und reicht bis zu den Zeugungstheilen. Auf dem Leib und Schenkeln hat es ein und ſechszig ſchwarze, runde, ziemlich groſſe Flecken, welche ſymmetriſch in ſieben Linien gereihet ſind. Der Schwanz beſteht aus abwechſelnden ſchwarzen und grauen Ringen; die Schenkel und Füße ſind ſchwarz.

Dieſes Thier lebt von der Jagd. Es iſt flink, und ſpringt mit vieler Fertigkeit von Baum zu Baum; iſt wild, und läuft gegen den Schuß, wenn es nur verwundet iſt: Es verbreitet einen ſehr ſtarken Biſamgeruch durch einen Saft, der aus einer bey den Geburtstheilen liegenden Oeffnung träufelt. Die Malaien ſammeln dieſen Saft, und behaupten, er ſtärke den Magen, und reitze zur Liebe. — Dieſe letztere Eigenſchaft macht ihn beſonders den Chineſern ſehr beliebt, welche ihn den Malaien wieder abhandeln.

Der Zenik der Hottentoten *).

(XCII. Tafel.)

Dieſes Thier hat die Gröſſe einer Waſſermaus. Seine Schnautze iſt länglicht; jede ſeiner Kinnladen iſt mit zween Schneidezähnen und ſechszehn Eckzähnen verſehen. Es hat an jedem Fuß vier mit Klauen bewaffnete Zehen: Die Klauen der Vorderfüße ſind ſehr lang und beynahe gerade, die an den Hinterfüſſen kurz und krumm. Das ganze Thier iſt röthlicht grau: Es hat zehn ſchwarze Streifen queer über den Leib: Der Schwanz iſt nicht ſo lang wie der Leib; er iſt dünne und an drey Viertheilen dunkelroth, der Ueberreſt aber ſchwarz.

Der kleine Tandrek von Madagaſkar **).

(CXIII. Tafel.)

Dieſes Thier iſt eben das, welches Herr von Büffon unter dem Name Tanrek beſchreibt; aber ſeine Beſchreibung, und die Abbildung die er uns davon geliefert hat,

---

*) *Le Zenik des Hottentots.* In der Urſchrift S. 145.

**) *Le petit Tandrek de Madagaſcar.* Erinaceus Madagaſcarienſis. *Le Tanrek.* Buffon XII. Tab. 56. Der Aſiatiſche Igel. In der Urſchrift S. 146.

P. Sonnerat pinx. Desmoulins Sc.

P. Sonnerat pinx.

Desmoulins, Sculp.

nahm er von einem Tandrek, der noch allzujung war, als daß man ſeine Kennzeichen hinreichend beſtimmen konnte. — Wenn der kleine Tandrek vollends ausgewachſen iſt, ſo beträgt ſeine ganze Länge ſieben Zoll. Er hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, und an jedem Fuß fünf mit Klauen verſehene Zehen: Die Klauen der Vorderfüſſe ſind um ein beträchtliches länger als die an den Hinterfüſſen. Seine Beine ſind kurz, die Schnautze iſt länglicht, und läuft faſt in eine Spitze aus. Die Augen ſind klein, und ſcheinen bloß wie ein Punkt. Er hat keinen Schwanz. Seine Farbe iſt ſchwarz; doch hat er fünf länglichte weiſſe Streifen über den Leib hin. Die ſchwarzen Theile ſind mit ſtarrem Haar bewachſen; die weiſſen Streifen aber mit kleinen Stacheln, die den Stacheln des Igels gleichen: Aus den ſchwarzen Streifen ragen einige einzelne lange Haare hervor, welche bis zur Erde niederhangen. Der Kopf iſt mit kleinen ſchwarzen Punkten gefleckt; die Schnautze weiß, das Aug mit einem weiſſen Kreiſe eingefaßt. Die Füſſe ſind röthlicht.

Die Tandreks haben einen langſamen Gang: Sie grunzen wie die Schweine, und haben daher von den Europäern die Namen Erdſchwein und Stachelſchwein erhalten. Sie graben ſich in die Erde, und verſchlafen drey Monate des Jahrs: Bey Tage verbergen ſie ſich, und kommen erſt nach Untergang der Sonne hervor, ihre Nahrung zu ſuchen, die aus Früchten und Kräutern beſteht. Ihr Körper iſt nichts als ein Klumpe Fett. Die Bewohner von Madagaſkar verſpeiſen ſie, aber eben nicht als beſondere Leckerbiſſen. Bis itzt hat man nur auf Madagaſkar allein Tandreks gefunden.

Zweyter Abſchnitt.

Von den Vögeln.

Ich werde in meinen Beſchreibungen der Vögel den Grundſätzen des Herrn Briſſon folgen, weil er der neueſte unſrer Schriftſteller iſt, der über die unterſcheidenden Kennzeichen der Vögel geſchrieben hat. Ueberdas iſt ſeine Ornithologie die vollſtändigſte, genaueſte und weitläufigſte aller bisher bekannten Werke dieſer Art. Nur in der Abtheilung der Geſchlechter des Hahns und der Rebhühner werde ich von ſeiner Ordnung abweichen, und dieſelben vor das Taubengeſchlecht ſetzen, weil mir dieſe Ordnung natürlicher ſcheint.

Der wilde Hahn und die wilde Henne *).

Die Gattung des Haushahns und der Henne ſind zwar ſchon ſeit lange allenthalben bekannt. Die Spielarten derſelben ſind ungemein zahlreich: Man findet ſie in den meiſten Ländern der alten, und in vielen Gegenden der neuen Welt; und bey alle dem wiſſen wir doch nicht, welches das urſprüngliche Vaterland dieſer Vögel ſey, und wo ſie noch in ihrer natürlichen Freyheit leben. Alles was die Naturforſcher und Reiſebeſchreiber über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben, iſt ſehr ungewiß; hat weder hinreichende Genauigkeit noch die nöthigen Beweiſe bey ſich, und iſt überhaupt zu ſchwankend, als daß man ſich darauf ſtützen könnte.

Dampier **) meldet etwas von wilden Hähnen, die er auf den Inſeln Pulo-Kondor, auf Timor und San-Yago will geſehen haben. Dieſe Hähne ſind, zufolge ſeinen Berichten, ſo groß als unſre Krähen, und ihr Geſang gleich dem Geſang unſrer Haushähne, nur etwas durchdringender. Aber **Dampier** hat ſich nicht eigentlich mit der Naturgeſchichte beſchäfftigt: Er hat uns keine umſtändliche Beſchreibung über den von ihm geſehenen Vogel gegeben; und nach dem, was er von demſelben ſagt, kann

*) *Le Coq et la Poule ſauvages.* S. 148.

) **Dampier: Neue Reiſe um die Welt. Ebendeſſelben Fortſetzung der Reiſen nach Neu-Holland V. Band.

man ihn nicht mit dem Haushahn vergleichen, und von der Uebereinſtimmung oder dem Unterſcheid ihrer Gattung urtheilen.

Gemelli Kareri berichtet, daß er auf den Philippinen wilde Hähne angetroffen: **Merolla** behauptet, daß er im Königreich Kongo dergleichen geſehen: Herr von **Sonini** der eine Reiſe nach Guiana gemacht hat, hörte, wie er verſichert, in den Wäldern dieſes ungeheuer groſſen Landes einen Geſang, der dem Geſchrey unſrer Hähne ganz gleich war; auch ſah er in der Ferne die Vögel welche dieſes Geſchrey machten, und fand daß ſie etwas ähnliches mit unſern Hähnen hatten. Er bemerkte nämlich, daß ſie einen fleiſchichten Kamm auf dem Kopf, und zwo fleiſchichte Lappen am untern Theil des Schnabels hatten. Aber er hat dieſe Vögel nur von weitem geſehen, und nie einen von ihnen in ſeine Gewalt bekommen; folglich hat er bloß nach Vermuthungen geſchloſſen. Dieſe Bemerkung wäre indeſſen um ſo viel wichtiger, weil die erſtern Schriftſteller, welche über Amerika geſchrieben haben, einhellig verſichern, daß es in dieſem ganzen groſſen Welttheile vor ſeiner Entdeckung keine Hähne gab. **Koreal** behauptet als ganz zuverläßig, daß die Hennen von den Spaniern nach Braſilien ſeyen gebracht worden, und belegt dieſe ſeine Behauptung mit einem ſehr überzeugenden Beweiſe; nämlich, daß die Braſilier Anfangs vor dem Hühnerfleiſch einen Abſcheu hatten, und die Eyer derſelben für Gift hielten. Nebſt dem haben beyde Länder, Braſilien und Guiana, einerley Vögel gemeinſchaftlich; und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Hennen, wenn ſie wirklich in dieſer leztern Provinz einheimiſch geweſen wären, ſich nicht auch nach Braſilien verbreitet hätten, und den Bewohnern des Landes wären bekannt geworden. Aus dem allen ſchlieſſe ich, daß die Hähne, von denen Herr von **Sonini** ſpricht, entweder nicht zu dieſer Vögelart gehören, oder daß ſie von Haushahnen abſtammen, die in jene Gegend gebracht worden, und in der Folge verwildert ſind.

Aus der Beobachtung des Herrn von **Sonini** lernen wir alſo eben ſo wenig, als aus denen ſeiner Vorgänger, das Land kennen, aus dem der Hahn und die Henne eigentlich abſtammen. . . . Sollt' ich über dieſen Punkt glücklicher ſeyn als die übrigen Reiſebeſchreiber? Sind wohl jener männliche und weibliche Vogel, welche ich aus Indien mit mir gebracht, die ich wild und frey in den Wäldern herumirrend gefunden, ſind dieſe wirklich der eine ein Hahn, der andre eine Henne; und kann man

ſie in der That für die Stammältern des Haushahns und der Henne halten? . . . Dieſe zweyfache Frage kann ich nicht anders als durch die genaue Beſchreibung dieſer Vögel, durch ihre umſtändliche Vergleichung mit denjenigen für deren gleiche Art und Stammältern ich ſie hielt, entſcheiden. Vor allem müſſen wir wiſſen, ob von den Vögeln, deren Beſchreibung ich liefere, der eine ein Hahn und der andere eine Henne ſey.

Nach der Angabe des Herrn Briſſon ſind die Kennzeichen des Hahns, daß er vier unbehäutete Zehen habe; drey vorne, und eine hinten; alle bis ungefähr zu ihrer Wurzel abgeſondert: Die Schienbeine bis an den Fuß mit Federn bedeckt: Den Schnabel kegelförmig gekrümmt: Zwo fleiſchichte, länglichte, unter der Kehle hangende Lappen: Einen häutigen Kamm auf der Stirne.

Zu dieſen vornehmſten Kennzeichen fügt Briſſon noch bey, daß der Hahn und die Henne den Schwanz aufrecht tragen; ſtatt dem ich aber lieber ſagen wollte, ſenkrecht und etwas wenig zurückgebogen; welcher Ausdruck nach meiner Meynung einen beſtimmtern Begriff von der Stellung des Schwanzes giebt. Eben dieſer Schriftſteller ſetzt noch hinzu, daß der Schwanz aus vierzehn Federn beſtehe, davon ſieben auf die eine und ſieben auf die andere Seite gebogen ſind, ſo daß ſie zuſammen einen ſehr ſpitzen Winkel bilden. Von dieſer Stellung der Schwanzfedern bemerkt Herr Briſſon noch, daß ſie den Vögeln dieſes Geſchlechts ganz allein eigen ſey, und keinem unter den übrigen bekannten Vögeln zukomme. Die Flügel endlich des Hahns und der Henne ſind kurz, und erſtrecken ſich nicht über die Wurzel des Schwanzes hinaus: Die Männchen haben auch an jedem Fuß einen Sporn, der manchmal ſehr lang wird.

Nach Herrn Linne, der keine ſo gar umſtändlich genaue Kennzeichen angiebt wie Herr Briſſon, ſind die Eigenſchaften der Hausvögel überhaupt folgende: *Roſtrum conico-incurvum; maxilla ſuperiore imbricata*: In Abſicht auf den Hahn aber beſonders: *Frons criſtâ membranaceâ, longitudinali: Criſtæ palearium membranaceæ, binæ longitudinales.*

Den ſo eben angeführten Kennzeichen der Herren Briſſon und Linne kann man noch einige andre von Herrn Büffon angeführte Bemerkungen beyſetzen. Z. B. Die mittlern zwo Schwanzfedern des Hahns ſind viel länger als die übrigen, und krümmen ſich bogenförmig zurück. Die Federn am Halſe und Steiß ſind lang und ſchmal.

P. Sonnerat pinx. Feſsart Sculp.

Wenn man nun alle von den berühmteſten Schriftſtellern angegebene unterſcheidende Kennzeichen des Hahns und der Henne zuſammen nimmt, und ſie auf die Vögel anwendet, von denen die Rede iſt, ſo findet man ſie alle in denſelben vereinigt; folglich iſt ihr Geſchlecht entſcheidend beſtimmt. Zwar hat die Henne weder den Kamm auf der Stirne, noch die häutigen Lappen unter dem Schnabel; aber ich will ſie beſonders beſchreiben, und dann unterſuchen, ob dieſer Mangel eine hinreichende Urſache ſey, ſie für keine ächte Henne zu halten?

Wenn man nach den allgemeinen Geſchlechts-Kennzeichen dieſe zween Vögel noch genauer unterſucht, wird man ſowohl bey dem Hahn als bey der Henne finden; 1.) Daß ſich ihre Flügel nicht über die Wurzel des Schwanzes hinaus erſtrecken; 2.) Daß ihre Füſſe eben ſo geſtaltet ſind wie die Füſſe der Hausvögel von dieſer Art; 3.) Daß bey dem Hahn die mittlern zwo Schwanzfedern länger ſind als die übrigen, und ſich bogenförmig rückwärts krümmen; 4.) Daß die Federn am Hals und Steiß lang und ſchmal ſind.

Es iſt alſo eine ausgemachte Sache, daß dieſe zween Vögel Hahn und Henne ſind, weil ſie alle entſcheidende Kennzeichen in ſich vereinigen; ſowohl diejenigen welche dieſem Geſchlecht allein und ausſchlieſſend eigen ſind, als auch die, welche ihm in einem allgemeinern Sinne zukommen. Nun, da der erſte Zweifel aufgelöst iſt, frägt es ſich weiter, ob der Hahn und die Henne, die ich als ſolche annehme, die urſprünglichen Stammältern dieſer Familie ſeyen; und ob man behaupten könne, daß die Spielarten von dem Haushahn und der Henne von denſelben abſtammen?

Ehe ich auf dieſe zwote Frage antworte, will ich eine umſtändlich genaue Beſchreibung dieſer zween Vögel liefern, damit die Vergleichung der verſchiedenen Theile mit jenen des Haushahns und der Henne, und mit den Spielarten dieſer Gattung, die Auflöſung der Frage erleichtern.

Der wilde Hahn.

(XCIV. Tafel.)

Der Hahn iſt von dem obern Ende des Schnabels bis zur äuſſerſten Spitze des niederhangenden und ausgeſtreckten Schwanzes, zween Fuß vier Zoll lang. Sein Schnabel hat von der obern äuſſerſten Spitze bis zu dem Winkel welchen er bildet

wenn er ſich öffnet, fünfzehn Linien; und von eben dieſem Winkel bis zu der Spitze des untern Theils, Einen Zoll. Das Schienbein iſt von dem Knie an bis zur äuſſern Spitze der Klaue der Mittelzehe fünf Zoll lang; die Zehe ſelbſt iſt mit Einſchluß der Klaue zween Zoll fünf Linien, und der Sporn Einen Zoll vier Linien lang. — Die Dicke des Körpers kann ich zwar nicht ganz genau beſtimmen, weil ſie bey den verſchiednen einzelnen Thieren verſchieden abändert; überhaupt aber beträgt ſie um ein Drittheil weniger als bey dem gemeinen Haushahn. — Der Schnabel iſt kegelförmig geſtaltet, und an der obern Spitze gebogen; er iſt hornfärbig, und dem Schnabel des gemeinen Hahns in allen Stücken vollkommen ähnlich. — Der obere Theil des Kopfes iſt mit einem platten, auf beyden Seiten zuſammengedrückten, am Obertheil aber mit Einſchnitten verſehenen Kamm geſchmückt: Dieſer hebt ſich bey der Wurzel des Schnabels an, und wird immer gröſſer je weiter er ſich rückwärts ausdehnt; er hangt an dem Obertheil des Kranium, und wallet frey fliegend rückwärts über den Hinterkopf hin; ſeine Geſtalt iſt ungefähr wie die einer umgekehrten Senſe; auch hat er, ſo lange das Thier lebt, ein lebhaftes Roth. — An beyden Seiten des Untertheils vom Schnabel ſind fleiſchige Lappen von gleichem Roth wie der Kamm, in der Geſtalt eines Dreyecks, und überhaupt eben ſo gebildet wie ſie an eben dieſer Stelle beym gemeinen Hahn ſind. — Die Backen, die Seiten, das Untertheil der Kehle, und eine am Scheitel des Kopfes zwiſchen dem Kamm und Auge länglicht hinlaufende Linie, ſind unbefiedert. Dieſe kahlen Theile ſind bleichroth, oder fleiſchfarbig, ſo lange der Vogel am Leben iſt. An jeder Seite des Kopfes, unter dem Aug, iſt ein perlenfarbiger Fleck in der Gröſſe und Geſtalt des Nagels am kleinen Finger des Menſchen: Er wird durch einige kurze dicht neben einander liegende Federn gebildet, deren Faſern locker ſind, von der Seite rückwärts hin ſtehen, und den Gehörgang bedecken. — Die Schienbeine ſind wie bey dem gemeinen Hahn bis an das Knie unbefiedert, mit Schuppen bedeckt, und von matter graulichter Farbe: Die Klauen und der Sporn ſind ſchwärzlich; der Sporn hat eine länglichte Kegelform, iſt von hornartigem Stoff, läuft in eine ſcharfe Spitze aus, und ſitzt ſo, daß er mit dem Schienbein einen Winkel macht und mit der Spitze aufwärts von ſeiner Wurzel ſteht. — Die Federn am Wirbel des Kopfes, an der Vorderſeite des Halſes, und auf den Seiten, ſind lang und ſchmal, und werden immer länger, je weiter ſie unten ſtehn. Wenn der Hals gebogen und in ſeiner natür-

lichen Lage iſt, ſchweben ſie frey über den Rücken und die Wurzel der Flügel hin. Dieſe Federn ſind glatt, ihre Faſern ſanft anzufühlen, locker, und auf jeder Seite gleich lang.

Die Spule iſt dicke, wohl zu unterſcheiden, und an der ganzen Länge der Feder hin bis nahe an das Ende des Schaftes ſehr kennbar, welches macht, daß jede Feder in ihrer Mitte der ganzen Länge nach geſtreift ſcheint: Dieſer Streif iſt vorne grau, in der Mitte ſchwarz, und etwas weniges vor dem Ende des Schwanzes wird er weiß. Dieſe verſchiednen Nüanzen des Schaftes der Länge nach, zeigen ſich auch auf den Faſern der Federn, aber in einer andern Ordnung. — Bey dem Anfang der Fahne bis ungefähr zum dritten Theil der ganzen Länge, ſind die Faſern von ſchmutzigem Weisgrau. In der Mitte der Feder, da wo der Schaft ſchwarz iſt, ſind auch die Faſern gegen den Schaft hin ſchwarz; ihr Rand aber iſt weißlicht. Eben ſo ſind ſie auch unterhalb und an der Seite des weiſſen Theils des Schaftes gefärbt. Eine beſondre Aufmerkſamkeit verdient, daß ſich jede Feder mit einer länglichten, auf den Seiten abgerundeten Lappe endet, die an dem Ende jeder Feder einen länglichten, glänzenden, weißlichten oder meiſt perlenfarbigen und rothgelben glänzenden Flecken bildet: Dieſe Lappe hat das Anſehn, das Schöne und Glänzende eines ſehr dünnen knorplichten Häutchens, und ſcheint auch beym Anfühlen ſo; aber wenn man es genauer unterſucht, die Feder emporhebt, und es recht gegen die Sonne kehrt, ſieht man, daß dieſe Lappe in ihrem Umriß mit einer aus den äuſſerſten Spitzen der Federfaſern gebildeten Franze eingefaßt ſind, und daß ſie bloß aus der ungewöhnlich nahen und gedrängten Verbindung jener Fahne entſpringen. — Dieſe Bildung entſteht eben ſo wie in den ganz ähnlichen Lappen an einigen Flügelfedern des gemeinen Seidenſchwanzes. Eben dergleichen Lappen hab' ich auch an den Halsfedern der Holländiſchen Taube von der Inſel France angetroffen, welche ich weiter unten beſchreibe. — Das Untertheil der eben beſchriebenen Federn unterſcheidet ſich nur dadurch von dem Obertheil, daß ſeine Nüanzen ſchwächer ſind. — Die auf dem Rücken liegenden Federn ſind bis zu der Bedeckung des Schwanzes lang und ſchmal; am breitſten ſind ſie um die Mitte ihrer ganzen Länge; von dort an werden ſie auf beyden Seiten ſchmäler, und enden ſich in eine gerundete Spitze. Ihre Faſern ſind vorne locker, und bilden beym Anfang des Schaftes eine Art von Pflaumen, vereinigen ſich aber gegen die Mitte der ganzen Länge,

und verſchlingen ſich dann in einander, wie gewöhnlich. Queer über dieſe Federn zieht ſich ein weiſſer länglichter Streif, an deſſen jeder Seite ein ſchwarzer Streif hinläuft, der wieder mit einem ganz ſchmalen weißlichten Rand eingefaßt iſt: Die Pflaumen eben dieſer Federn ſind ſchmutziggrau. — Die Federn vorne am Halſe, oben an der Bruſt, an den Seiten und Schenkeln haben die gleiche Geſtalt und Farbe wie die Rückfedern, nur mit dem doppelten Unterſcheid, daß die Federn an den Schenkeln nach dem Verhältniß breiter und kürzer, und die an den Seiten noch breiter ſind. Auch muß man noch bemerken, daß die über die Spitze des Bruſtbeins liegenden Federn auf beyden Seiten in dem letzten Drittheil ihrer Länge roth ſind; und daß dieſe Federn den nämlichen Glanz und Anſchein eines dünnen Knorpels von ſich geben, den ich an den Enden der Halsfedern bemerkt habe. — Die Federn am äuſſerſten Ende des Bauches, und unter dem Schwanz, ſind bloſſe Pflaumen, ſo wie ſie auch die gemeinen Hähne an dieſen Theilen haben: Dieſe Pflaumdecke iſt bey dem wilden Hahn mit Weiß, Schwarz und mattem Grau vermengt. Die Flügel enden ſich bey der Wurzel des Schwanzes. Die Schwungfedern ſind ſchwarz ohne Glanz, und haben nichts beſonders in ihrer Bildung. Die an der Beugung des Flügels, oder die kleinen Deckfedern, ſind lang, ſchmal, geſtreift, und von der gleichen Farbe wie die Rückenfedern; aber überhaupt etwas kleiner. — Die groſſen Deckfedern der Flügel ſind lang, ſchmal, ſteif, und glänzen an ihren Enden, die mit Kaſtanienbraun ſchattirt ſind. Sie liegen ſo, daß ſie zum Theil einander bedecken, und nichts als den rothgefärbten Theil der Feder zeigen; der verborgene iſt in der Mitte weiß, an den Seiten ſchwarz geſtreift, und hat bey ſeiner Wurzel graulichte Pflaumen. — Die Farben und die Lage der groſſen und kleinen Deckfedern des Flügels machen, daß er bey ſeiner Beugung ſchwarz und weiß geſtreift, und unter dem Plätzchen, wo er ſich an den Körper hängt, mit einer rothgelben glänzenden durch Kaſtanienfarb ſchattirten Platte gedeckt ſcheint. Dabey muß man noch bemerken, daß die groſſen Deckfedern der Flügel wie mit queerlaufenden Vertiefungen geſtreift ſind. — Die Deckfedern des Schwanzes ſind lang, ſchwankend, von dunkler Violetfarbe und ſpielend wie polirter Stahl: Dieſe Federn, oder eigentlich ihre Faſern, bilden bey ihrer Wurzel ſehr weich anzufühlende Pflaumen. — Der Schwanz endlich beſteht aus vierzehn Federn, welche in zween ſich gegen einander beugende Theile abgeſöndert ſind, die einen ſpitzen Winkel machen. Die

zwo Mittelfedern ſind länger als die übrigen, und bilden einen Bogen, deſſen auswärts gebogene Seite gegen den Rücken des Vogels hin ſteht.

Wenn ich nun dieſen wilden Hahn mit dem Haushahn vergleiche, ſo finde ich zwiſchen ihnen eine vollkommene Gleichförmigkeit in jenen Theilen, von denen die Naturforſcher die generiſchen Kennzeichen dieſes Vogels herleiten. Da ich aber den Gegenſtand ſchon zu Anfang dieſes Artickels abgehandelt habe, und jederman nach der ſo eben gemachten Beſchreibung davon urtheilen kann, will ich mich nicht länger mit der Vergleichung der karakteriſtiſchen Geſchlechtstheile zwiſchen dem wilden Hahn und dem Haushahn abgeben, ſondern einen Verſuch machen, beede Vögel in jenen Körpertheilen gegen einander zu halten, die zwar nicht ſo wichtig ſind, aber doch etwas beytragen können, die Gleichheit oder Ungleichheit der Gattung zu beſtimmen. Die unbefiederten Theile ſowohl auf dem Wirbel des Kopfes als an den Hüften und unter der Kehle ſind bey dem wilden Hahn verhältnißmäßig gröſſer als bey dem Haus- oder Dorfhahn, welchen leztern ich hauptſächlich zum Muſter meiner Vergleichung nehme, weil er etwas uneingeſchränkter lebt, und alſo wahrſcheinlicher Weiſe ſeine Art noch weniger abgeändert hat. Eben jene Körpertheile, welche bey dem wilden Hahn unbefiedert ſind, ſind es auch bey dem Haushahn und bey noch mehrern Spielarten, wie z. B. bey dem **Krup-Hahn** oder **Engliſchen Hahn**, bey dem **Hahn mit Sammetfedern** u. ſ. f. Es findet ſich alſo bey dem Haushahn und mehrern ſeiner Spielarten in Betracht der unbefiederten Kopftheile die gleiche Anlage wie bey dem wilden Hahn: Zwar ſind jene unbefiederten Theile bey dieſem etwas gröſſer, aber der Unterſcheid iſt ſehr unbeträchtlich, und wohl nicht hinreichend, beyde Gattungen zu trennen.

Die kurzen, ſtarren, von unten gegen oben zu ſtehenden Federn, mit geſpaltenen Faſern, welche den Gehörgang decken, und auf jeder Seite des Kopfs bey dem wilden Hahn einen beynahe eyförmigen, grauen oder perlenfarbigen Fleck geſtalten, finden ſich auch bey dem Haushahn; ſind eben ſo gebildet und angelegt, und geſtalten einen ähnlichen Fleck auf jeder Seite. Dieſe Federn, deren Bildung und Stellung wichtiger iſt als bey den übrigen Federn, weil ſie einen ſehr weſentlichen Einfluß auf ein ſinnliches Organ haben, zeigen bey allen Arten einerley mechaniſche Bildung, und finden ſich bey allen Spielarten; nur mit dieſem Unterſcheid, daß ſie bey einigen Arten unter

andern Federn verſteckt liegen, welche die nächſtherum gelegene Theile decken, und darüber hinaus ragen.

Die Federn am Halſe ſind bey allen Arten lang, ſchmal, glänzend und ſchwankend; aber bey dem wilden Hahn ſcheinen dieſe Federn auf den erſten Anblick etwas beſonders an ſich zu haben, nämlich jene beynahe knorpelichte Lappen am Ende dieſer Federn. Wenn man aber die Sache in der Nähe unterſucht, ſieht man leicht, daß dieſer knorpelichte Anſchein bey dem wilden Hahn nur von den ſehr nahe neben einander ſtehenden Faſern an der Spitze dieſer Federn entſteht: Aber auch bey dem Haushahn und bey allen Arten bemerkt man etwas dergleichen ſehr ähnliches; man ſieht, daß an eben dieſer Stelle die Feder dichter geſchloſſen und glänzender iſt, und daß dieſer Unterſcheid nur von einer genauern Anſchlieſſung der Federfaſern herrührt; und alſo, wenn er gleich bey dem erſten Anblick auffallend ſcheint, bey genauerer Unterſuchung verſchwindet, ja ſogar noch ein neuer Kennzug der übereinſtimmenden Gleichheit wird.

Eben dieſe Ungleichheit bemerkt man auch bey den groſſen Deckfedern der Flügel; aber bey genauer Unterſuchung findet man das nämliche Reſultat und die nämliche Gleichheit. Es zeigt ſich ſogar eine auffallende Aehnlichkeit, wenn man den wilden Hahn mit dem Haus-oder Dorfhahn vergleicht; denn die gewöhnliche Farbe der groſſen Deckfedern in den Flügeln dieſes letztern iſt roth mit Kaſtanienfarb ſchattirt, welches auch die Farbe eben dieſer Federn bey dem wilden Hahn iſt: Auch bilden dieſe Federn auf den Flügeln jener beyden Arten einen breiten Schild von dieſer Farbe; und die Federn woraus derſelbe gebildet iſt, haben beynahe die nämliche Stellung.

Die obern und untern Deckfedern des Schwanzes, auch die Schwanzfedern ſelbſt, ſind bey dem wilden Hahn und bey dem Haushahn ſo vollkommen gleich, daß man in dieſem Betracht nicht den mindeſten Unterſcheid zwiſchen dieſen zween Vögeln bemerkt. Sie haben alſo eine vollkommene Gleichheit in den karakteriſtiſchen Theilen ihres Geſchlechts, und eine noch lebhafter auffallende in der Eintheilung, ja ſogar in der Bildung der Federn; welches die vollkommene Gleichheit ihrer Art ſehr treffend beweiſet.

Die vielen Nüanzen des Gefieders will ich nicht gegen einander vergleichen, weil ſie bekanntlich durch den Einfluß des verſchiedenen Klima, durch die Abwechſelungen des Alters, und eine Menge andrer Zufälligkeiten des Lebens bis in's Unendliche verän-

P. Sonnerat pinx. Feſſart Sc.

derlich, folglich auch geradezu untauglich ſind, Unterſcheidungszüge zur Kenntniß der Vögelarten abzugeben.

Nachdem ich nun den wilden Hahn beſchrieben, und ihn ſowohl nach den karakteriſtiſchen Kennzeichen ſeines Geſchlechtes, als nach der Bildung und Anordnung der Federn mit dem Haushahn vergliechen habe, will ich auch die Henne beſchreiben.

Die wilde Henne.

(XCV. Tafel.)

Sie iſt um ein Drittheil kleiner als das Männchen; und dieſe Verſchiedenheit in der Gröſſe findet ſich beynahe in dem eben genannten Verhältniß bey allen Arten zwiſchen der Henne und dem Hahn.

Die wilde Henne hat eben ſo wie ihr Männchen alle dieſem Geſchlechte eigene Kennzeichen, ein einziges ausgenommen, das ihr mangelt. Dieß iſt der Kamm und die beyden häutigen Lappen unten am Schnabel. Dieſer Unterſcheid, ich geſteh es, iſt wichtig; aber ſollt' er wohl wichtig genug ſeyn, eine weſentliche Ungleichheit auszumachen? Ich vermuthe, man wird ſich deſſen kaum überzeugen wollen, wenn man bedenkt, daß ſich in dieſem Betracht die bewundernswürdigſten Abänderungen bey allen Arten, ja wohl gar bey den einzelnen Thieren Einer und eben derſelben Gattung finden. Wirklich giebt es Arten von Hahnen und Hennen, z. B. die mit Federbüſchen, wovon das Männchen und das Weibchen weder Kamm noch Lappen unten am Schnabel hat. Bey andern Arten, wie z. B. bey den Haushahnen, hat das Männchen manchmal den Kamm und die Lappen auſſerordentlich groß; das Weibchen aber eben dieſe fleiſchichten Theile ſehr unmerkbar. Eben dieſe Unähnlichkeit macht indeſſen doch in unſern Augen keinen weſentlichen Unterſcheid zwiſchen ſolchen Arten und Individuen, weil wir von ihrer Gleichheit vollkommen überzeugt und verſichert ſind. Sollte nun eben dieſe Verſchiedenheit ſo viel über uns vermögen, daß wir eine ſolche zwiſchen der wilden und der Haushenne anerkennen wollten, da ſie ſich doch im übrigen vollkommen ähnlich ſind? Glaubwürdige Landleute haben mich verſichert, daß es auf den Dörfern Hennen gebe, die ganz und gar weder Kamm noch Lappen haben: Wäre dieſes zuverläßig wahr, ſo wäre auch dieſe ganze Schwierigkeit gehoben; da ich aber kein Augenzeuge davon bin, will ich es eben nicht geradezu behaupten: Indeſſen haben doch die Dorf-

hennen überhaupt ihren Kamm und ihre Lappen wirklich kleiner; folglich nähern ſie ſich durch eben dieſen Kennzug, der auf den erſten Anblick einige Schwierigkeit macht, nur um ſo mehr der wilden Henne.

Das Obertheil des Kopfes und der Anfang des Hinterhalſes ſind mit kurzen, ſchmalen, graulichten Federn bewachſen. Die Backen und das Untertheil der Kehle ſind weißlicht; und dieſe Theile, die bey dem Hahn unbefiedert ſind, hat die Henne mit einigen wenigen ſehr kleinen Federn bewachſen. — Die Federn am Hinterhalſe ſind bräunlicht, und haben in der Mitte der Länge nach einen rothgelben Streif. — Die Federn am Vorderhalſe und die Deckfedern des Bruſtbeins und Bauches ſind braun, und haben in ihrer Mitte der Länge nach einen Streif von ſchmutzigem Weiß. — Die Deckfedern der Hüften ſind grau. — Die Deckfedern des Rückens ſind hellbraun mit Grau ſchattirt; und der Schaft geſtaltet mitten in der Feder der Länge nach einen ſchmalen hellrothen Streif. Die groſſen und kleinen Deckfedern der Flügel haben die nämliche Farbe und den nämlichen Streif. — Die Schwungfedern des Flügels ſind an der innern Seite ſchwärzlicht, und an der äuſſern bräunlicht mit grauen Punkten. Die Schwanzfedern ſind graulicht. — Die Schienbeine und Zehen endlich ſind mit grauen Schuppen bedeckt. An der Stelle, wo das Männchen den Sporn hat, bemerkt man am Weibchen ein ſehr wenig hervorſtechendes Knöttchen.

Aus der ſo eben gegebenen Beſchreibung zeigt ſich ohne Mühe, daß die Farben der wilden Henne mit den gewöhnlichen Farben der Haushenne einerley ſind.

Mit alle dem glaube ich hinreichend bewieſen zu haben, daß dieſe zween Vögel von eben dem Geſchlechte ſind wie der Haushahn und die Haushenne. Die Aehnlichkeit in der Bildung, der Eintheilung, und ſogar den Farben des Gefieders, die man zwiſchen dem wilden Hahn und dem Haus- beſonders dem Dorfhahn bemerkt; die Gleichheit zwiſchen den Farben des Gefieders bey der wilden Henne und Haushenne, der kleine Kamm und die kleinen häutigen Lappen bey dieſer, und der Mangel jener Theile bey der wilden Henne, bilden ſehr auffallende Züge von Aehnlichkeit. Wenn man nun zu dieſer Gleichheit zwiſchen dem wilden Hahn und ſeiner Henne, und eben dieſen Hausvögeln, noch die Nothwendigkeit daß doch beyde ihre Stammältern haben müſſen, welche von dem Stand der Freyheit zur zahmen Lebensart gewöhnt wurden; die Ungewißheit in der man bisher über die Gattung jener Stammältern war, und die

vergeblichen Bemühungen der Reiſenden nimmt, die alle Weltgegenden, und das Land wo man dieſe Gattung fand, durchwandert haben, ſo wird es nach meiner Ueberzeugung ſehr wahrſcheinlich werden, daß der wilde Hahn und die wilde Henne welche man in den Indiſchen Wäldern frey herumirrend fand, die Stammältern aller Gattungen und Spielarten dieſer Vögel ſeyen, die man ſchon ſeit ſo lange kennt, und die ſich durch den Verlauf der Zeit, durch den Einfluß des Klima, durch die Abänderung der Nahrung, beſonders aber durch eine Jahrhunderte lang anhaltende Sklaverey ſo ſehr verändert und ausgeartet haben. — Dieſe meine Vermuthung gründet ſich auch noch auf jenen Saz, daß Indien am erſten bewohnt ward; und daß die im Verfolg der Zeiten unter minder glückliche Himmelsſtriche zerſtreute Menſchen ſchon in den älteſten Zeiten nach Indien kamen, und ſich dort die ihnen nöthigen Kenntniße ſammelten. Folglich haben entweder die Indiſchen Völker ſelbſt bey ihren Auswanderungen dieſen ſo nutzbaren Vogel mit ſich in fremde Länder verpflanzt, oder die Reiſenden haben ihn nach und nach aus dieſen Gegenden in ihre Wohnpläze verſezt.

Ich weiß wohl, daß einige ſehr anſehnliche Gelehrte heut zu Tage nicht mehr eingeſtehen wollen, daß Indien die urſprüngliche Wiege der Menſchen und ihrer Kenntniſſe ſey. Aber, wenn wir auch ihre Meynung als richtig annehmen, ſo ſind doch die Revolutionen auf welche ſie ſich ſtützen, aus ſo einem entfernten Alterthum, daß es in Rückſicht auf uns noch immer wahr bleibt, Indien ſey der geſegneteſte Theil unſrer alten Welt, der alſo auch am erſten bewohnt werden mußte, und aus dem die Bewohner der übrigen Weltgegenden den größten Theil ihrer Kenntniße, und nebſt dem auch die ihnen nützlichen Produkte holten. Auf dieſe Art iſt die Geſchichte des wilden Hahns und der wilden Henne, vorausgeſezt daß man erweiſen könne ſie ſeyen die Stammältern unſers Haushahns und der Henne, gewiſſermaſſen mit der Geſchichte der Menſchen, ihrer Wanderungen, und Reiſen verknüpft; und dieſer Theil der Naturgeſchichte eines Vogels wirft einiges Licht über die bürgerliche Geſchichte des Menſchen, wie die bürgerliche Geſchichte des Menſchen hinwieder wechſelweiſe einiges über dieſen Theil der Naturgeſchichte verbreitet.

Noch muß ich anmerken, daß die Indier zweyerley Gattungen von Hahnen und Hennen ziehn: Die eine iſt ganz häuslich, und dient dieſem Volk, das kein Fleiſch von irgend einem Thier genießt, bloß zum Handel oder zur angenehmen Unterhaltung: Die

andre Gattung aber wird ſklaviſch behandelt, und zu den Hahnengefechten abgerichtet, welches Schauſpiel in Indien ſehr gemein iſt. Die erſtere Gattung gleicht unſern zahmen Hahnen und Hennen, und wird auf eben dieſe Art fortgepflanzt wie bey uns. Die zwote Gattung iſt die des wilden Hahns und ſeiner Henne, welche die Indier dadurch unterhalten und fortpflanzen, daß ſie die Individuen dieſer Gattung aus den Wäldern als ihren Geburtsſtätten herausholen. Wenn man dieſe Bemerkung mit den ſchon oben angeführten zuſammenhält, ſo beſtätigt ſie neuerdings die Folgen welche ich aus jenen Angaben gezogen habe: Sie beweiſet nämlich, daß ſelbſt in Indien die zahme Lebensart den wilden Hahn weichlich und entnervt mache, und an ſeinem und ſeines Weibchens Gefieder die zwiſchen dem wilden Hahn und ſeiner Henne und dem Haushahn und ſeiner Henne bemerkte Abweichung hervorbringe. Dieſe Bemerkung iſt alſo ein endlicher und wichtiger Beweis, daß die beſchriebenen Vögel die urſprünglichen Stammältern unſers Haushahns und der Haushenne ſeyen. Kennt man nun die Stammältern dieſer erſten Spielart einmal, ſo begreift man leicht, wie die bis in's unendliche veränderten Umſtände bey einem ſo auſſerordentlich zahlreich vermehrten und unter ſo verſchiedne Himmelsſtriche verpflanzten Thiere alle die verſchiedenen Gattungen und Spielarten haben erzeugen können, die wir von demſelben kennen.

Das Indiſche Haſelhuhn. *)

(XCVI. Tafel.)

Dieſer Vogel iſt ſo groß wie das pyrenäiſche Haſelhuhn. Seine Stirne iſt weiß mit einem ſchwarzen zirkelförmigen Streif, der ſich von beyden Seiten bis an die Wurzel des Schnabels hin erſtreckt: Der Hinterkopf iſt röthlicht, und auf jeder Feder deſſelben ein länglichter ſchwarzer Streif; der Hals iſt von röthlichter erdegrauer Farbe; die Federn an der Bruſt dunkelroth und am Rande mit einem weiſſen Queerſtreif eingefaßt. Weiter unten ſind die Federn bis an die Hälfte ihrer Länge grau und das übrige ſchwarz. Die Rücken-Steiß- und Schwanzfedern und die kleinen Flügelfedern ſind rothgelb, und mit halbzirkelförmigen ſchwarzen Queerſtreifen durchſchnitten; die kür-

*) *La Gélinote des Indes.* S. 164.

P. Sonnerat Pinx J. J. Avril Sculp

P. Sonnerat pinx. Poiſſon. Sculp.

kürzern Schwungfedern bis an die Hälfte von erdegrauer Farbe: Der übrige Theil beſteht aus vier Queerſtreifen, davon der erſte ſchwarz, der zweyte weiß, der dritte wieder ſchwarz, und der vierte oder der Rand der Feder röthlichtgelb iſt; die längſten Flügelfedern ſind ſchwarzbraun; das Untertheil der Flügel iſt grau; der Bauch erdegrau mit ſchmutzig ſchwarzen Queerſtreifen durchſchnitten; der Schnabel gelblicht; die Füſſe ſind braun.

Dieſen Vogel findet man auf der Küſte Koromandel, wo man ihn **Chineſiſche Wachtel** heißt.

Das Rebhuhn von Pondiſchery. *)

Es hat die Gröſſe des grauen europäiſchen Rebhuhns. Das Obertheil des Kopfes iſt röthlichtgrau, die Halfter und die Kehle gelblicht; die äuſſerſten Federn der Kehle haben eine ſchwarze Spitze; das Obertheil des Hinterhalſes iſt graulicht mit ſchwarzen Queerſtreifen geflammt; das Untertheil und der Rücken ſind roth mit weiſſen wellenförmigen Queerſtreifen; die Bruſt iſt mehr hellroth, mit ſchwarzen Queerſtreifen; der Bauch weiß, mit ſchwarzen halbzirkelförmigen Streifen durchſchnitten; an den Seiten des Unterleibs ſind dunkelrothe Fleckchen; die kleinen Flügelfedern ſind dunkelroth mit röthlichtweiſſen Queerſtreifen und dem Schaft von gleicher Farbe; die längern ſind dunkel erdegrau: Der Steiß iſt grau mit Queerſtreifen von ſchmutzigem Weiß, und dieſe Streifen ſind auf jeder Seite mit ſchwarzen Linien gerändert; die Mittelfedern des Schwanzes ſind roth, mit einer Menge kleiner, brauner, dicht neben einander ſtehender, zikzakförmiger Linien verſetzt, welches macht, daß der Schwanz wie gewäſſert ausſieht; jede Feder hat vier weißgelbe Queerſtreifen, welche gegen das Ende des Schwanzes mit einer ſchwarzen Linie gerändert ſind. Die Seitenfedern ſind dunkelbraun, und auf der innern Fläche mit ſchwarzen Queerſtreifen verſehen; der Schnabel iſt ſchwärzlicht, der Stern und die Füſſe roth. Dieſer Vogel findet ſich auf der Küſte Koromandel.

Das Berghuhn aus der Inſel France. **)

(XCVII. Tafel.)

Dieſer Vogel hat die Gröſſe eines ſtarken rothen Rebhuhns. Der Obertheil des

*) *La Perdrix de Pondichery.* S. 165.

**) *Le Francolin de l' Ile de France.* S. 166.

Kopfes iſt röthlichtgelb, die Federn am Wirbel aber ſind ſchwarz mit rother Einfaſſung: An beyden Seiten des Kopfes hat er zween in die Länge laufende Streifen, die bey der Wurzel des Obertheils vom Schnabel anfangen: Der eine zieht ſich gegen das Aug hin, umkreiſet es, und dehnt ſich noch etwas über das Aug hinaus; der andre liegt etwas tiefer, bildet den nämlichen Umriß, und endet damit, daß er ſich faſt mit dem erſten zuſammenſchlingt; der Raum zwiſchen dieſen zween Streifen iſt weiß. Die Kehle iſt weiß; die Federn am Hinterhals ſind weiß mit einem nach der Länge hinlaufenden ſchwarzen Streif, der an dem Ende etwas breiter wird: Die Federn unten am Halſe und an der Bruſt ſind ſchwarz, und haben am Rande ſechs weiſſe Flecken; die Federn des Unterleibes haben eben jene Farbe, aber ihre Flecken ſind gröſſer und röthlicht. Die Schenkel ſind hellroth mit ſchwarzen Queerſtreifen; die Rückenfedern dunkelroth; aber die über die Flügel hin ſich erſtreckenden ſind in der Mitte ſchwärzlicht, und haben unregelmäßige Flecken von röthlichtem Weiß; die kleinen Flügelfedern ſind ſchwarz mit runden weißröthlichten Flecken; die Schwungfedern der Flügel ſind auch ſchwarz, haben aber weiſſe Queerſtreifen; das Untertheil der Flügel iſt grau; der Steiß und die erſten Schwanzfedern ſind hellroth mit ſchwarzen Queerſtreifen; die Seitenfedern ſind ganz ſchwarzbraun. Der Schnabel iſt ſchwarz; die Füſſe ſind hellroth. Das Männchen hat einen ſtarken Sporn.

Das wahre Vaterland dieſes Vogels iſt Madagaſkar, von wo aus er auf die Inſel France iſt verpflanzt worden. Er hält ſich hinter Gebüſchen auf; ſein Geſang gleicht dem des Perlhuhns, woher er auch von den Einwohnern jener Kolonie das geperlte Rebhuhn (*Perdrix Pintadée*) genannt wird.

Das Rebhuhn aus Gingi. *)

Es iſt dünnleibiger als das graue europäiſche Rebhuhn. Das Obertheil des Kopfes iſt dunkelbraun: Aus dem obern Winkel des Schnabels entſteht eine weiſſe Linie, die länglicht über dem Auge hinläuft und ſich beynahe bis hinter dem Kopf ausdehnt; jede der Federn, welche dieſe Linie bilden, hat einen ſchwarzen länglichten Streif; die Kehle, der Hals und die Backen ſind hellroth, aber auf jeder Feder iſt

*) *La Perdrix de Gingi.* S. 167.

ein ſchwarzer länglichter Streif. Oben an der Bruſt hat es einen ſchwarzen Flecken, der durch einen weiſſen halbzirkelförmigen Streif von einem andern, kaſtanienbraunen getrennt iſt; der Rücken iſt röthlicht grau; die kleinen Flügelfedern ſind kaſtanienfarb, am Rande und an der Spitze mit röthlicht Erdegrau verwaſchen; auf jeder Feder, nahe an deren Spitze, iſt ein ſchwarzer faſt runder Flecken; die Mittelfedern ſind auch kaſtanienfarbig, aber an der Spitze und Auſſenſeite mit Mattgelb verwaſchen: Auf jeder Feder iſt ein ſchwarzer gegen die Spitze derſelben ſich ründender Flecken; die kürzern Schwungfedern ſind hell Kaſtanienbraun, an der Spitze mit Gelb verwaſchen, und auf jeder gegen das Ende hin ein kleiner ſchwarzer beynahe runder Flecken; die groſſen Schwungfedern ſind ſchwarzbraun: Der Steiß und der Schwanz ſind röthlicht grau, und auf jeder Feder iſt ein ſchwarzer Flecken in Geſtalt einer Thräne: Der Bauch iſt weiß, und auf jeder Feder ſind zween hell kaſtanienbraune länglichte Streifen: Die Füſſe ſind röthlichtgelb; der Schnabel iſt ſchwarz.

Das Weibchen iſt etwas ſchwächer als das Männchen, und von ganz anderm Gefieder: Der Oberkopf und der Hinterhals ſind erdegrau; die Kehle und der Vorderhals dunkelbraun; oben an der Bruſt hat es einen breiten grauen Flecken: Die Federn woraus er beſteht, ſind mit ſchwarzen wellenförmigen Queerſtreifen durchſchnitten; die Seiten des Unterleibs ſind kaſtanienbraun, der Bauch ſelbſt iſt hellroth: Auf den obern Bruſtfedern iſt ein ſchwarzer runder Flecken, und auf den übrigen auch einer von der nämlichen Farbe, aber in Geſtalt des wachſenden Mondes; die kleinen Flügelfedern ſind bis auf drey Viertheile ihrer Länge erdegrau, mit ſchwarzen wellenförmigen Queerſtreifen; ihre äuſſerſte Spitze aber iſt dunkel kaſtanienbraun, welches an der beſagten Spitze einen beynahe runden Flecken von der bemeldten Farbe bildet: An der Stelle wo dieſer kaſtanienfarbige Flecken ſich anhebt, ſind auf jeder Feder zween weiſſe Flecken, einer auf dem äuſſern, und einer auf dem innern Rande: Die kürzern Schwungfedern ſind erdegrau, an der innern Seite bis auf drey Viertheile mit Hellroth verwaſchen, und bis nahe an die Spitze hin dunkelroth, an der Spitze ſelbſt aber röthlichtgelb gerändert. Auf der Auſſenſeite iſt nahe an der Spitze jeder Feder ein runder röthlichtgelber Flecken; auf der erſten oder kürzeſten Feder aber iſt dieſer Flecken mit einer kreisförmigen Linie von gleicher Farbe umſchlungen. Die Federn am Steiß und Schwanze ſind grau, mit Roth verwaſchen und mit ſchwarzen wellenförmigen Queerſtreifen

durchſchnitten: Die Füſſe ſind erdegrau; der Schnabel iſt ſchwarz, und der Stern gelb.

Das rothe Madagaſkariſche Rebhuhn. *)

Es iſt eben ſo groß als das vorhergehende. Sein ganzer Körper iſt von matter rothbrauner Farbe: Nur das Obertheil des Kopfs und das Hintertheil des Halſes ſind etwas dunkler und mit Braun verwaſchen: Der Schnabel iſt gelb, der Stern und die Füſſe ſind von ſchönem Roth. Das Männchen hat an jedem Fuß zween Sporren.

Die groſſe Madagaſkariſche Wachtel. **)

(XCVIII. Tafel.)

Sie iſt zweymal gröſſer als die europäiſche Wachtel. Das Obertheil des Kopfes, das Hintertheil des Halſes, und der Rücken, ſind bräunlichtroth; die Federn auf dem Wirbel haben eine weißgelblichte Linie, aus der ſich hinter dem Kopfe eine andere weißlichte bildet: Dieſe Linie endet ſich etwas unter der Mitte des Halſes, und vermengt ſich dann mit den unterſten Halsfedern, welche ſo wie die Rückfedern eine weißgelblichte Linie haben; dieſe Rückfedern ſind aber mit ſchwarzen Queerſtreifen durchſchnitten. Auf den Backen ſind zween länglichte, weiſſe, ſchmale Striche, welche bis an den unterſten Theil des Halſes reichen, und zwiſchen dieſen zween Strichen noch ein dritter von grauer Farbe, der ſich bis über die Bruſt hin erſtreckt: Gegen den Kopf iſt dieſer Vogel dunkelgrau; die Kehle iſt ſchwarz: Oben an der Bruſt iſt ein breiter kaſtanienbrauner Flecken; die Bruſt und der Bauch ſind ſchwarz, und auf jeder Feder iſt ein weiſſer runder mehr breit als hoher Flecken. Die Federn gegen den Bauch hin ſind lang und ſchmal, und bedecken ganz und gar die Bauch- und Schenkelfedern; ſie ſind kaſtanienfarbig, und haben auf dem Schaft einen länglichten weißgelblichten Streif, an deſſen beyden Seiten eine ſchwarze Linie hinläuft. Die kleinen Flügeldeckfedern ſind röthlicht, haben in der Mitte eine weißgelblichte Linie, und ſind mit ungleichen ſchwarzen Streifen der Queere nach durchſchnitten; die Mittelfedern ſind röth-

---

*) *La Perdrix rouge de Madagaſcar.* S. 169.

**) *La grande Caille de Madagaſcar.* S. 169.

P. Sonnerat Pinx. J. J. Avril Sculp.

licht, mit Schwarz verwaſchen; auch dieſe haben in der Mitte eine länglichte weiſſe Linie, und überdas noch weißgelblichte Queerlinien: Die kürzern Schwungfedern ſind ſchwarz, haben auf dem Schaft eine weiſſe Linie, gelblichte Streifen, und einen gelben Rand; die groſſen Schwungfedern endlich ſind erdebraun. Der Schwanz iſt ſchwarz, mit weißgelblichten Queerlinien, und der Schaft der Federn von gleicher Farbe: Die Füſſe ſind röthlicht; der Schnabel iſt ſchwarz, und der Stern mattgelb.

Die groſſe Chineſiſche Wachtel. *)

Sie iſt nicht vollends ſo dick wie die eben beſchriebene. Die Federn am Wirbel ſind erdegrau, mit ſchwarzen Queerſtreifen durchſchnitten; ihr Schaft iſt weiß; die Backen ſind hellroth: Aus dem obern Winkel des Schnabels entſteht eine weiſſe länglichte Linie, die ſich über dem Auge hinzieht und faſt bis an den Hinterkopf erſtreckt. Die Federn am Halſe, Rücken und Steiß ſind lang und ſchmal; ſie ſind von hellem Erdgrau, mit ſchwarzen Queerſtreifen verſetzt, und auf der Mitte jeder Feder iſt ein weißlichter Strich, der oben ziemlich breit iſt, gegen das Ende der Feder aber ſpitzig ausläuft. Die Federn am Steiß ſind viel länger als die Schwanzfedern, und bedecken ihn gänzlich: Die Flügel ſind bräunlicht; aber auf der Auſſenſeite jeder Feder ſind breite ſchwarze runde Flecken. Der Bauch iſt röthlicht, die Federn desſelben ſind lang und ſchmal; jede davon hat einen weißlichten Streif, und auf den Seiten einige ſchwarze Flecken. Der Schnabel iſt ſchwarz und der Stern roth; die Füſſe ſind gelb.

Die braune Wachtel aus Madagaſkar. **)

Sie iſt eben ſo dickleibig als die europäiſche Wachtel. Das Obertheil des Kopfes und des Hinterhalſes ſind mit ſchwarzen und rothen Federn bedeckt; aber der ſchwarzen ſind mehr. Die Kehle, der untere Theil des Halſes, der Bruſt, und des Bauches ſind licht erdegrau, und haben zween ſchwarze Streifen die ſich nach dem Umriß der Feder bilden: Auch die Rücken- Steiß- und Schwanzfedern, die kleinen Flügelfedern und die kürzern Schwungfedern ſind licht erdegrau, mit ſchwarzen Queerſtreifen durch-

*) *La grande Caille de la Chine.* S. 171.

**) *La Caille brune de Madagaſcar.* S. 171.

ſchnitten; die groſſen Schwungfedern ſind braun; der Stern iſt gelb; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die kleine Wachtel aus Gingi. *)

Sie iſt ungefähr um ein Drittheil dünnleibiger als die europäiſche Wachtel. Der Kopf iſt ſchwarz, und der Wirbel röthlichtgelb: Am obern Winkel des Schnabels entſteht ein länglichter Strich von der nämlichen Farbe, der vom Auge unterbrochen wird, aber hinter demſelben ſich wieder bis an den Hinterkopf erſtreckt. Die Kehle iſt weiß, und endet ſich mit einem ſchwarzen Streif; der Vorderhals, die Bruſt und der Bauch ſind röthlichtgelb: Mitten über jede Feder läuft ein ſchwarzer länglichter Streif hin, der unten etwas breiter iſt; dieſer Streif iſt auf beyden Seiten mit einem andern weiſſen Streif eingefaßt. Ueber die Bruſt läuft ein ſchwarzer ungleich breiter Streif, der ſich zikzak von der Kehle an bis über den Bauch hin erſtreckt; der Hinterhals iſt röthlicht, und jede Feder mit einem gelblichten länglichten Streif verſehen, der auf den Seiten mit einem andern ſchwarzen Streif gerändert iſt: Die Federn am Rücken und Steiß, und die kleinen Flügelfedern ſind bräunlicht roth. Alle Federn ſind mit einem ziemlich breiten länglichten gelben Streif bezeichnet, mit kleinen Linien von eben der Farbe queer durchſchnitten, und die Linien ſelbſt ſchwarz gerändert: Die Schwungfedern der Flügel ſind braun; die kleinen Flügelfedern am Untertheil weiß, und die groſſen grau.

Das Weibchen iſt von gleicher Dicke: Seine Farben ſind an den obern Theilen die nämlichen, und am untern Theil minder glänzend. Seine Kehle iſt weiß, und endet ſich mit einem ſchwarzen Streif; der Vorderhals iſt röthlichtgelb: Auf der Mitte jeder Feder iſt ein weiſſer länglichter Streif, und an beyden Seiten zween ſchwarze runde Flecken. Der Bauch iſt ebenfalls röthlichtgelb. Jede Feder hat in der Mitte einen weiſſen, ziemlich breiten länglichten Streif, und iſt auf den Seiten mit ſchwarzen Queerſtreifen durchſchnitten.

Dieſe Vögel findet man auf der Küſte Koromandel.

---

*) *La petite Caille de Gingi.* S. 172.

P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp

Der kleine Pfau aus Malakka. *)

(XCIX. Tafel.)

Dieſer Vogel iſt um ein Drittheil dünnleibiger als der europäiſche Faſan. Der Kopf und Hals ſind dunkelbraun; die Kehle iſt graulicht; die Augen ſind mit einer kahlen gelblichten Haut eingefaßt. Die Federn des untern Theils am Vorderhalſe, an der Bruſt und am Bauche, ſind erdegrau, mit ſchwarzen wellenförmigen und ſehr dicht neben einander liegenden Queerſtreifen durchſchnitten; der Schaft dieſer Federn iſt weiß; die kleinen Flügelfedern, die äuſſerſten Schwungfedern und die Rückenfedern ſind von lichtgelblicht grauer Farbe, mit ſchwarzen wellenförmigen Queerſtreifen beſetzt: Auf jeder Feder iſt nahe an ihrer äuſſerſten Spitze ein glänzend blauer Fleck, der in einer gewiſſen Entfernung in's Grüne und Goldfarbige ſchillert. Der Schwanz hat zwo Reihen Federn, und iſt licht erdegrau; auf jeder Feder von der erſten Reihe, oder auf den kürzern, iſt etwas vor der Spitze derſelben ein glänzend blauer Flecken, der in's Grünliche und Goldfarbige ſchillert, ſo wie die Augenflecken auf dem Schwanz des gemeinen Pfauen; auf den längern Federn ſind zween dieſer Flecken gegen einander liegend; der Stern iſt gelb, und die Füſſe ſind ſchwarz.

Das Männchen hat am rechten Fuß zween ſehr ſtarke Sporren, und an dem linken Fuß drey dergleichen, davon zween an ihrer Wurzel einander berühren.

Dieſer Vogel ſcheint mit **Edwards** Chineſiſchem Pfauenfaſan (67. Tafel), mit **Briſſons** Chineſiſchen Pfau (1. Th. S. 291.), und dem, welchen **Büffon** unter dem Namen des **Spornvogels** beſchreibt, der nämliche zu ſeyn; iſt aber doch durch ſeine Farben und ſeine Gröſſe von jenen noch ein wenig unterſchieden. Da die eben genannten Naturforſcher ihre Beſchreibungen nur nach einer Abbildung dieſes Vogels gemacht haben, hielt ich es nicht für überflüßig eine genaue Beſchreibung nach dem Vogel ſelbſt zu liefern; ich habe ihn unter das Pfauengeſchlecht geſetzt, weil er die Kennzeichen und Eigenſchaften eines ſolchen hat: Der gedoppelte Sporn an jedem Fuß iſt kein ſo unterſcheidendes Keunzeichen, daß man ihn für eine beſondre Art halten könnte; denn eben dieſen Kennzug hab ich, wie ſchon gemeldet, auch bey dem rothen Rebhuhn aus Madagaſkar angetroffen.

---

*) *Le petit Paon de Malacca.* S. 173. Pavo bicalcaratus. Linn. Der Chineſiſche Doppelſporn.

Der Rouloul aus Malakka. *)

(C. Tafel.)

Dieſer Vogel ſcheint einige Aehnlichkeit mit dem Faſan zu haben; iſt aber doch in einigen weſentlichen Kennzeichen von demſelben unterſchieden, und macht deswegen eine beſondre Gattung.

Er hat die Gröſſe der europäiſchen Ringeltaube. Seine Geſchlechts-Kennzeichen ſind getrennte Zehen; Schienbeine bis auf den Knöchel mit Federn bewachſen; vier Zehen, davon drey vorwärts und eine rückwärts ſteht, welche letztere aber eigentlich nur ein Stümmel iſt, und keine Klaue hat: Der Schnabel iſt kegelförmig gekrümmt; der Schwanz kurz und horizontal.

Der Kopf und Hals ſind ſchwarz; hinter dem Kopf hat er einen dunkelrothen Federbuſch, deſſen Federn überhaupt alle hart und ſtarr ſind, und deren Faſern nicht dicht an einander liegen wie bey den gewöhnlichen Federn. Dieſer Federbuſch iſt niederwärts geſenkt, und hat eine ſolche Richtung, daß es ſcheint, der Vogel könne ihn nicht emporheben. Auf der Stirne hat er ſechs ſchwarze ſehr lange Borſten die auch einen Federbuſch geſtalten, welchen der Vogel nach ſeinem Belieben emporheben und niederſenken kann: Der Raum zwiſchen dieſen zween Federbüſchen iſt weiß, und bildet einen Queerſtrich über den Wirbel: Die Haut um die Augen iſt mit kleinen weiſſen Borſten beſetzt: Die Bruſt und der Bauch ſind ſchön dunkelviolet; die kleinen Deckfedern der Flügel braun; die Mittelfedern und die kürzern Schwungfedern röthlicht weiß, mit wellenförmigen ſchwarzen Queerlinien verſetzt; die groſſen Schwungfedern ſind röthlicht gelb, mit ſchwarzen wellenförmigen Queerſtreifen durchſchnitten; die kleinern Flügelfedern auf der innern Seite ſind braun, die gröſſern grau; der Rücken, der Steiß und der Schwanz ſind dunkelgrün; der obere Theil des Schnabels iſt ſchwarz; der untere an der Wurzel gelb, am übrigen Theil der Länge ſchwarz; der Stern und die Füſſe ſind gelb.

Die

---

*) *Le Rouloul de Malacca.* S. 174.

P. Sonnerat peinx.

Feſsart, Sculp.

P. Sonnerat pinx. | Feſsart, Sculp.

P. Sonnerat pinx. Feſsart. Sculp.

Die Holländiſche Taube. *)

Dieſer Vogel ähnelt einigermaſſen in ſeinen Federn dem **Founingo** (*Founingo*) des Herrn **von Büffon** **), und der blauen **Madagaſkariſchen Holztaube** des Herrn **Briſſon** ***); unterſcheidet ſich aber von ihnen durch ſeine Gröſſe und das Auszeichnende ſeiner Halsfedern.

Er iſt gröſſer als die europäiſche Ringeltaube. Seine Federn am Kopf, Hals, und an der Bruſt, ſind lang, ſchmal, und laufen ſpitzig aus: Dieſe Federn haben eine ſonderbare Geſtalt; ſie ſind ſo glatt und glänzend wie ein knorpelartiges Plättchen, und ſcheinen auch beym Anfühlen ſo: Ich konnte ſelbſt mit dem Vergröſſerungsglas nicht genau entſcheiden, ob etwa dieſe Plättchen aus der äuſſerſt genauen Vereinigung der Federfaſern entſtehen; vermuthlich haben ſie eben die Bildung wie die häutigen Spitzen an einigen Schwungfedern des **gemeinen Seidenſchwanzes**, und wie die knorplichten Lappen an den Federn des **Indiſchen wilden Hahns**. Die Augen ſind mit einer kahlen dunkelrothen Haut umgeben: Der Rücken, die Flügel und der Bauch ſind dunkelblau; der Steiß, der Schwanz, der Schnabel und der Stern von ungemein lebhaftem Karminroth; die Füſſe ſchwarz.

Dieſer Vogel iſt auf der Inſel France zu Hauſe: Sein Fleiſch ſoll ein Gift ſeyn.

Die graue Chineſiſche Turteltaube. †)

(CII. Tafel.)

Sie iſt von der Dicke einer gemeinen weiſſen Turteltaube, die man in Frankreich allenthalben ſieht. Der Oberkopf iſt grau, und der Hinterkopf dunkel weingrau: Die Haut um die Augen iſt mit kleinen weiſſen Federn beſetzt; der Vorderhals, die Bruſt und der Bauch ſind von ſehr heller röthlichter weingrauer Farbe; die Federn am Hinterhals bilden ein umgekehrtes Herz; ſie ſind ſchwarz, und auf beyden Seiten iſt ein runder Flecken von ſchönem Weiß; die kleinen Flügelfedern, der Rücken und der Steiß

*) *Le Pigeon Hollandais.* S. 175.

**) Tom. IV. N. XI. der illuminirten Tafeln.

***) I. Theil. 1. Fig. XIV. Tafel.

†) *La Tourterelle griſe de la Chine.* S. 176.

ſind erdebraun; die Schwungfedern ſind ſchwarz; die vordern Schwanzfedern braun, die untern bis an die Hälfte ihrer Länge ſchwarz, im übrigen weiß; die Deckfedern des Schwanzes von unten ſind hell röthlichtgrau; der Schnabel iſt ſchwarz, der Stern roth, und die Füſſe gelb.

Die braune Chineſiſche Turteltaube. *)

Sie hat eben die Gröſſe wie die Vorhergehende. Der Kopf, der Hals, die Bruſt und der Rücken ſind von bräunlichter erdegrauer Farbe, die Kehle iſt etwas lichter; an jeder Seite des Halſes ſind einige ſchwarze Federn, deren Spitzen hell aſchgrau ſind; die kleinern Flügelfedern ſind braun, und enden ſich mit einem gelben opermentfarbigen Streif; einige von eben dieſen Federn am Rande des Flügels ſind hell aſchgrau; die Schwungfedern braun: Der Steiß und der Schwanz ſind dunkel aſchgrau; der Bauch und die Schenkel weingrau: Die Deckfedern des Schwanzes von unten ſind hell aſchgrau; der Schnabel, der Stern, und die Füſſe ſind roth.

Die kleine Turteltaube aus Queda. **)

Sie iſt etwas dicker und viel länger als der Hausſperling. Die Stirne und die Kehle ſind hell aſchgrau, der Hinterkopf iſt dunkel erdegrau; die Federn am Hinterhalſe ſind von gleicher Farbe, mit ſchwarzen Queerlinien durchſchnitten; die Federn am Rücken, am Steiß, und die kleinen Flügelfedern ſind hell aſchgrau, und enden ſich mit einem ſchwarzen Streif: Die Seiten des Halſes ſind weiß, mit ſchwarzen dicht neben einander liegenden Queerlinien; die Bruſt und der Bauch ſind hell weingrau; an den Seiten des Bauches ſind die Federn mit wellenförmigen ſchwarzen Queerlinien durchſchnitten; die Schwungfedern ſind braun: An der untern Seite ſind die Flügel röthlicht, die Afterflügel aber mit ſchwarzen wellenförmigen Queerſtreifen verſetzt; die vordern Schwanzfedern ſind braun; die untern oder Seitenfedern ſind bis auf drey Viertheile ihrer Länge braun, am übrigen Theil weiß; die Schenkel und die Deckfedern des Schwanzes auf der Unterſeite ſind weiß; der Schnabel iſt ſchwarz, an der Wurzel

*) *La Tourterelle brune de la Chine.* S. 177.
**) *La petite Tourterelle de Queda.* S. 177.

und an der Spitze mit Gelb verwaſchen; der Stern und die Füſſe ſind von operment-farbigem Gelb.

Dieſe Turteltaube iſt ein ſehr artiges Thierchen, und ihr Fleiſch iſt ungemein leckerhaft. Man hat einige von dieſer Art auf die Inſel France verpflanzt, wo ſie ſich ſtark vermehrt haben.

Die groſſe Chineſiſche Turteltaube. *)

Sie hat die Gröſſe der europäiſchen Ringeltaube. Der Kopf iſt grau; der Vorderhals, der Bauch und die Schenkel ſind hell weingrau; der Hinterhals und der Rücken dunkel violet; die Deckfedern an den Seiten des Halſes haben die Geſtalt eines umgekehrten Herzes, ſind ſchwarz, und enden ſich mit einer weingrauen Streife; die kleinen Flügelfedern ſind dunkelroth, die Schwungfedern erdeſchwarz. Der Steiß iſt fliederfarbig grau; die vordern Schwanzfedern ſind erdeſchwarz; die untern oder Seitenfedern ſind bis an die Hälfte ihrer Länge ſchwarzgrau, am übrigen Theil weiß; die Deckfedern des Schwanzes von unten ſind weiß; der Schnabel iſt gelblicht, der Stern roth, und die Füſſe ſind braun.

Die Turteltaube vom Vorgebürg der guten Hoffnung **).

Sie iſt eben ſo dick wie die vorgehende. Der Kopf iſt hell aſchgrau; das Aug mit einer rothen kahlen Haut umgeben, die mit einer weiſſen Linie umfangen iſt: Die Halsfedern ſind lang, ſchmal, und ſcheinen keinen Schaft zu haben; ihre Farbe iſt weingrau. Die kleinen Flügelfedern ſind von eben dieſer Farbe, und auf jeder Feder iſt ein dreyeckigter weiſſer Flecken; die Schwungfedern und der Schwanz ſind ſchwarz; der Bauch, die Schenkel und die untere Bedeckung des Schwanzes hell aſchgrau; der Schnabel iſt ſchwarz, der Stern und die Füſſe ſind roth.

Die Turteltaube von Surate. †)

Sie hat den Wuchs der Chineſiſchen Turteltaube. Der Kopf und der Vorderhals ſind weingrau; die Bruſt, der Bauch und die Schenkel ſind von der nämlichen

---

*) *La grande Tourterelle de la Chine.* S. 178.

**) *La Tourterelle du Cap de bonne Esperance.* S. 179.

†) *La Tourterelle de Surate.* S. 179.

Farbe, aber etwas lichter; die Federn am obern Theil des Hinterhalſes ſind ſchwarz, und enden ſich mit einer weiſſen Streife; die am untern Theil des Halſes ſind auch ſchwarz, enden ſich aber mit einem rothen Streif; die kleinen Flügelfedern ſind hell aſchgrau, und auf jeder Feder iſt ein ſchwarzer länglichter Streif, der in gleicher Richtung mit dem Schaft fortläuft, und nahe an der Spitze deſſelben verſchwindet: Die Schwungfedern ſind ſchwarz; der Rücken, der Steiß und der Schwanz ſind dunkel erdegrau; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt weiß; der Schnabel ſchwarz; der Stern und die Füſſe ſind roth.

Die graue Turteltaube von Surate *)

Sie iſt etwas dünnleibiger als die vorhergehenden. Der Kopf iſt röthlicht weingrau; Die Federn am Vorderhals ſind bis auf zwey Drittheile ihrer Länge ſchwarz, und am übrigen röthlicht; der Hinterhals und der Rücken ſind erdegrau; die kleinen Flügelfedern ſind aſchgrau, die Schwungfedern ſchwarz; die vordern Schwanzfedern ſind erdegrau, die Seitenfedern bis an die Hälfte ihrer Länge ſchwarz, übrigens weißgrau: Der Bauch, die Schenkel und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind weiß; der Schnabel iſt ſchwarz; der Stern und die Füſſe ſind roth.

Die Turteltaube von der Küſte Malabar. **)

Sie iſt von gleichem Wuchs wie die geringelte Turteltaube. Der Kopf iſt hell aſchgrau; der Hals und die Bruſt ſind hell weingrau; der Rücken und die Flügel ſind wieder hell aſchgrau. Auf den Mittelfedern der Flügel ſind einige ſchwarze eyförmige Flecken; die vordern Federn des Schwanzes ſind grau, die Seitenfedern bis auf zwey Drittheile ihrer Länge ſchwarz, am übrigen weiß; der Bauch iſt weiß; der Schnabel, der Stern und die Füſſe ſind roth.

Der graue Habicht mit geſtreiftem Bauche aus Madagaſkar. †)

(CIII. Tafel.)

Alle Kennzüge dieſes Vogels zeigen an, daß er in das Sperbergeſchlecht gehöre: Die Krümmung des Schnabels hebt ſich an der Wurzel deſſelben an; die Füſſe ſind

*) *La Tourterelle griſe de Surate.* S. 180.

**) *La Tourterelle de la Côte de Malabar.* S. 180.

†) *L'Autour gris à ventre rayé de Madagaſcar.* S. 181.

P. Sonnerat pinx. Fessart. Sculp.

lang und dünne, die Zehen ſtark, und die Klauen gekrümmt. Er hat die Gröſſe des europäiſchen Faſan: Der Oberkopf, der Hals und der Rücken ſind hell aſchgrau; das Aug iſt mit einer gelben kahlen Haut umgeben, die ſich von der Schnabelwurzel bis hinter den Kopf erſtreckt: Die kleinen Deckfedern der Flügel ſind hell aſchgrau, die Mittelfedern von eben dieſer Farbe; aber auf jeder Feder iſt ein ſchwarzer beynahe runder Flecken: Die kürzern Schwungfedern ſind auf der Auſſenſeite bis an die Hälfte aſchfarbig, auf der innern Seite bis an die Hälfte weiß mit ſchiefen Streifen durchſchnitten; an der übrigen Hälfte ihrer Länge aber ſchwarz, und daneben an der Spitze weiß gerändert: Die Schwungfedern ſind bis auf das Drittheil ihrer Länge weiß mit ſchwarzen Queerſtreifen ſchief durchſchnitten, und am übrigen ſchwarz; die kleinen Flügelfedern von unten ſind weiß mit ſchwarzen Queerſtreifen: Die Federn an der Bruſt, dem Bauch, den Schenkeln und dem Steiß ſind weiß, mit ſchwarzen queeren halbzirkelförmigen Linien durchſchnitten: Der Schwanz iſt ſchwarz; auf der Mitte desſelben iſt ein weiſſer Queerſtreif mit kleinen ſchwarzen Linien unterbrochen; der Schnabel iſt ſchwarz; der Stern und die Füſſe ſind gelb.

Auf Madagaſkar nennt man dieſen Vogel den geſtreiften Adler.

Der Indiſche Ringelfalke. *)

Dieſer Vogel iſt vom Schnabel bis zur Spitze des Schwanzes Einen Fuß vier Zoll lang; die Flügel haben dreyzehn Zoll, und die Füſſe vier Zoll in der Höhe. Der Kopf, die Gurgel, der Hinterhals und der Rücken ſind ſchwarz; die Bruſt, der Bauch und die Schenkel ſind weiß: Die erſtern kleinen Flügelfedern ſind weiß, die darauf folgenden ſchwarz; die Mittelfedern und die kürzern Schwungfedern ſind ſilberaſchgrau, die Schwungfedern ſchwarz; der Steiß iſt weiß, der Schwanz hell ſilbergrau; der Schnabel iſt ſchwarz; der Stern und die Füſſe ſind röthlichtgelb.

Das Weibchen iſt etwas dünnleibiger als das Männchen. Seine Hauptfarbe iſt ſilbergrau; auf den kleinen Flügelfedern ſind drey runde ſchwarze Flecken, und drey andre auf der Auſſenſeite der kürzern Schwungfedern; die Schwungfedern ſind ſchwarz; die Seiten des Bauches, die Schenkel und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind

*) *Le Faucon à collier des Indes*. S. 182.

weiß: Auf der Mitte jeder Feder iſt ein länglichter dunkelrother Streif; der Schnabel iſt ſchwarz; der Stern und die Füſſe ſind röthlichtgelb.

Der Königsgeyer von Pondiſchery. *)

(CIV. Tafel.)

Dieſer Vogel hat einen kurzen ſtark gekrümmten Schnabel, deſſen Wurzel mit einer kahlen Haut bedeckt, die Naslöcher aber offen ſind; vier bis an ihre Wurzel getrennte Zehen, davon drey vorwärts und eine rückwärts ſteht; kurze ſtarke Füſſe; krumme Klauen; einen unbefiederten Hals und Kopf, die zum Theil mit kleinen Pflaumen bedeckt ſind; eine platte Stirne und einen ſehr dicken Kopf: Ueber den Hals liegt ein ungemein dünnes, rothes, kahles Häutchen, das unter den Ohren anhebt, ſich in der Mitte durch ſeine Ründung mehr ausbreitet, und bis unten an den Hals hinzieht.

Es iſt dieß einer der größten Vögel von Indien, ſo groß als unſre größten Gänſe. Der Kopf, der Hals und die Bruſt ſind fleiſchfarbig; der Hinterkopf und der Raum zwiſchen den Naslöchern und den Augen ſind mit kleinen fleiſchfarbigen Pflaumen beſetzt: Auch der Vorderhals und die Bruſt ſind an verſchiednen Stellen mit kleinen büſchelweiſe beyſammen ſtehenden feinen Federn von der nämlichen Farbe bewachſen. Der Rücken, der Bauch, die Flügel und der Schwanz ſind ſchwarz; der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe ſind gelb.

Der groſſe Indiſche Geyer. **)

(CV. Tafel.)

Dieſer Vogel iſt etwas dünnleibiger als der vorhergehende. Der Kopf, der Hals und die Bruſt ſind unbefiedert und von röthlichter Farbe: Der Kopf iſt mit kleinen einzelen Pflaumen bedeckt, die den Haaren ähnlich ſind; der Hals iſt im Verhältniß mit dem Leib ſehr lang; er iſt an verſchiedenen Stellen mit ungemein feinen, büſchelweiſe neben einander ſtehenden Federn beſetzt. Die Federn an der Bruſt ſind kurz,

---

*) *Le Vautour royal de Pondichery.* S. 182.

**) *Le grand Vautour des Indes.* S. 183.

P. Sonnerat Pinx. J. J. Avril Sculp

P. Sonnerat. Pinx.   J. J. Avril, Sculp.

ſtarr, und gleichen abgeſchnittenen Haaren; die am untern Theil des Hinterhalſes ſind lang, ſchmal, und laufen in eine dunkelrothe Spitze aus; die kleinen Flügelfedern, die am Rücken und Steiß ſind umberbraun, und enden ſich mit einem merklich lichtern Streif: Die Schwungfedern und der Schwanz ſind ſchwarz; der Stern roth; der Schnabel und die Füſſe ſchwarz.

Dieſe Vögel ſind ſehr gefräßig; unter Tags halten ſie ſich am Ufer der See auf und nehmen die todten Fiſche weg, welche die Wogen an das Geſtade auswerfen; überhaupt leben ſie von faulem Fleiſch, und ſcharren die Aeſer wieder aus dem Boden hervor: Ob ſie ſchon ſtarke Flügel haben, iſt ihr Flug doch ſehr ſchwer.

Der Geyer aus Gingi. *)

Wenn man dieſen Vogel bloß nach ſeinem Schnabel beurtheilen wollte, könnte man denſelben nicht in das Geyer-Geſchlecht ſetzen; denn ſein Schnabel gleicht dem des Truthahns vollkommen; übrigens hat er aber alle Kennzeichen des Geyers: Seine Naslöcher ſind unbedeckt; die Schnabelwurzel iſt mit einer Wachshaut überzogen; der Raum zwiſchen den Naslöchern und den Augen iſt mit kleinen haarähnlichen Pflaumen beſetzt.

Er hat die Gröſſe eines Truthahns: Die Stirne, die Wangen, und die Kehle ſind unbefiedert; ſie ſind, ſo wie die Schnabelwurzel, von etwas röthlichter Fleiſchfarbe. Die Federn am Hinterkopf und am Halſe ſind lang, ſchmal und weiß; die kleinen Flügelfedern, die am Rücken, Bauch und Schwanz ſind von gleicher Farbe; die Schwungfedern ſchwarz; der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe graulicht.

Dieſer Vogel iſt auf der Küſte Koromandel zu Hauſe, wo ihn die Einwohner wegen ſeinem Schnabel den **wilden Truthahn** nennen.

Der kleine ſchreyende Buſſard. **)

Dieſer Vogel hat einen kurzen krummen Schnabel, der oben gewölbt und unten breit iſt, und deſſen Krümmung ſich bey der Wurzel anhebt; die Federn um die un-

---

*) *Le Vautour de Gingi.* S. 184.
**) *La petite Buze criarde.* S. 184.

tere Schnabelwurzel ſtehen vorwärts; die Schienbeine ſind kurz, die Füſſe ſtark, die Flügel beynahe ſo lang als der Schwanz; das Aug iſt mit einem kahlen rothen Häutchen umfaßt; um die Augenlieder iſt ein Kreis von Borſten, welche wahre Augenwimpern geſtalten.

Er hat die Gröſſe einer Ringeltaube: Der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, und die obern Schwanzfedern ſind aſchgrau; die kleinen Flügelfedern ſind ſchwarz, die Mittelfedern hell aſchgrau, die Schwungfedern graulicht ſchwarz; die Gurgel, die Bruſt, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind weiß; der Stern und die Füſſe ſind gelb; die Klauen ſind ſchwarz, lang und krumm; die Klaue der Mittelzehe dehnt ſich einwärts in eine vorſtehende ſehr ſchneidende Spitze aus.

Dieſer Vogel iſt auf der Küſte Koromandel einheimiſch; er hält ſich in den Reisfeldern auf, wo es eine Menge kleiner Fröſche giebt. Es hält ſehr ſchwer ihm nahe zu kommen; er ſieht jederman ſchon von weitem, und giebt einige abgeſetzte Schreye von ſich, ehe er von ſeiner Stelle wegfliegt. Dieſes wiederholten Geſchreys wegen hat man ihn den Schreyenden benamst.

Die Chineſiſche Eule. *)

Sie hat den Wuchs der europäiſchen Eule. Der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, der Schwanz und die kleinen Flügelfedern ſind röthlichtbraun, mit kleinen ſchwarzen wellenförmigen Linien verſetzt; die Schwungfedern ſind von eben der Farbe, aber nebſt den kleinen ſchwarzen Linien ſind auf den kürzern vier hellrothe Queerſtreifen, und auf dem äuſſern Rand der längſten röthlichtweiße Flecken; die Stirnfedern ſind weiß; der Vorderkopf und die Kehle ſind hellroth; auf jeder Feder an der Kehle aber iſt ein länglichter ſchwarzer Streif, der an ſeiner Wurzel ſehr fein, gegen das Ende aber breiter iſt; die Bruſt, der Bauch und die Schenkel ſind von dunklerm Roth, mit einem längs hinlaufenden ſchwarzen Strich und noch andern weiſſen Queerſtreifen durchſchnitten; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die

*) *Le Hibou de la Chine.* S. 185.

P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp.

Die kleine Eule aus Koromandel. *)

Sie iſt um ein gut Drittheil kleiner als die vorhergehende. Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken, die kleinen Flügelfedern und der Steiß ſind röthlichtgrau mit röthlichtweiſſen Flecken am äuſſern Rande jeder Feder; welche Flecken am Kopf und Hals kleiner als an den übrigen Theilen ſind. Von gleicher Farbe ſind die kürzern Schwungfedern, mit röthlichtweiſſen Queerſtreifen durchſchnitten, und mit einem röthlichten Streif geendet; die groſſen Schwungfedern ſind etwas dunkler, und haben am äuſſern Rande runde Flecken von röthlichtem Weiß. Der Schwanz hat die nämliche Farbe, und iſt mit drey röthlichtweiſſen Queerſtreifen durchſchnitten: Die Backen ſind weiß: Der Vorderhals, die Bruſt, der Bauch, die Schenkel, und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind röthlicht, mit halbzirkelförmigen ſchwarzen Streifen durchſchnitten; die Füſſe ſind röthlicht und bis an die Spitze der Zehen mit Federn bewachſen; der Schnabel iſt ſchwarz, und der Stern gelb.

Die rothgelbe Chineſiſche Elſter. **)

(CVI. Tafel.)

Dieſer Vogel hat alle Kennzeichen der Elſter. Sein Schnabel iſt ſtark, kegelförmig länglicht und ein wenig gekrümmt, die Federn an der Schnabelwurzel ſtehen vorwärts; er hat an jedem Fuß vier Zehen, drey vorwärts und eine hinterwärts: Dieſe Zehen ſind ſtark, die Klauen gekrümmt; der Schwanz beſteht aus zehn Federn, und iſt ſo lang als der Körper, auch in Reihen abgetheilt: Die zwo Vorderfedern ſind viel länger als die Seitenfedern.

Dieſe Elſter hat die Gröſſe der Europäiſchen Amſel: Der Kopf iſt braun; der Hals ebenfalls, aber etwas lichter: Die Bruſt und der Bauch ſind röthlichtweiß; der Rücken und der Steiß ſind gelblichtroth; die kleinen Flügelfedern ſind von erdefarbnem Roth, die Mittelfedern lichtgrau; die kürzern Schwungfedern ſind auf der äuſſern Seite grau, auf der innern braun; die groſſen Schwungfedern durchaus ſchwarzbraun;

---

*) *Le petit Hibou de la Côte de Coromandel.* S. 186.

**) *La Pie rouſse de la Chine.* S. 186.

die zwo erſten oder längſten Schwanzfedern ſind grau, und enden ſich mit einem braunen Queerſtreif; die Seitenfedern ſind bis zur Hälfte ihrer Länge grau, das übrige braun, und enden ſich mit einem weiſſen Queerſtreif; der Stern iſt röthlichtgelb; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die Elſter aus Makao. *)

Sie iſt auch um ein Drittheil kleiner als unſre europäiſche Elſter. Die Stirne iſt ſchwarz; der Wirbel aſchgrau; der Hals und die Bruſt ſind erdegrau; der Bauch und die Schenkel von gleicher Farbe, doch etwas lichter; der Rücken und die kleinen Flügeldeckfedern ſind rothgelb; die erſten Schwungfedern ſind glänzend ſchwarz ins Grüne ſchillernd; die groſſen ſchwarz; auf den vier längſten ſind zween weiſſe Flecken, einer auf der innern und einer auf der äuſſern Seite, welches einen ſichtbaren weiſſen Flecken geſtaltet wenn die Flügel geſchloſſen ſind; der Steiß iſt aſchgrau, der Schwanz ſchwarz; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt rothgelb; der Stern gelblicht; der Schnabel und die Füſſe ſchwarz.

Der kleine Chineſiſche Nußheher. **)

(CVII. Tafel.)

Dieſer Vogel hat alle Kennzüge des Nußhehers, nur nicht das glänzende der dieſer Gattung gewöhnlichen Farben. Sein Schnabel iſt gerade, lang, auf den Seiten zuſammengedrückt; die Federn an der Schnabelwurzel ſtehen vorwärts und bedecken die Naslöcher. Er hat ſtarke Füſſe, und krumme Klauen, mit denen er ſehr leicht kleine Vögel fängt; zehn Schwanzfedern, davon die erſten zwo länger ſind als die Seitenfedern.

Er iſt um ein gut Drittheil kleiner als der europäiſche Heher. Der Vorderkopf und die Kehle ſind ſchwarz; die Stirne weiß; der Oberkopf und der Hals ſind dunkel aſchgrau; die Backen weiß; der Rücken, der Steiß und die kleinen Flügelfedern erdegrau; die Bruſt und der Bauch von gleicher Farbe, doch etwas lichter: Die

*) *La Pie de Macao.* S. 187.

**) *Le petit Geay de la Chine.* S. 188.

P. Sonnerat Pinx J. J. Avril Sculp.

P. Sonnerat Pinx. J. J. Avril Sculp.

P. Sonnerat. Pinx

J. J. Avril Sculp

Schwungfedern und der Schwanz ſind braun; der Stern iſt röthlichtgelb; der Schna-
und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die blaue Chineſiſche Amſel. *)

(CVIII. Tafel.)

Sie iſt ſo groß wie die europäiſche Amſel. Der ganze Vogel iſt von ſchillerndem Violetblau; die Federn am Kopf, Hals, an der Bruſt, und die kleinen Flügeldeckfedern enden ſich mit einer ins Violetblaue ſpielenden Streife, welche den Glanz und die Glätte wie Metall hat: Unter den kleinen Flügelfedern ſind zwo, deren Spitze in einen weiſſen Streif ausläuft: Die Federn an den Schenkeln ſind auf der innern Seite weiß, und auf der auſſern dunkelblau: Der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die kleine Indiſche Amſel mit dem Federbuſch. **)

(CIX. Tafel.)

Dieſer Vogel iſt von der Gröſſe der europäiſchen Grasmücke †). Der Kopf iſt ſchwarz; die Federn am Wirbel ſind lang, ſchmal, und bilden einen Federbuſch, den der Vogel nach ſeinem Belieben emporſtrecken kann, und der, wenn er emporſteht, ſich gegen den Schnabel zu etwas krümmt: Der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die Flügel und die erſten Schwanzfedern ſind dunkelgrau; die untern Schwanzfedern ſind lichtgrau, und enden ſich mit einem weiſſen Queerſtreif; unter den Augen hat er auf beyden Seiten einen ſchön karminrothen Flecken; die Backen und die Kehle ſind weiß; zwiſchen der Kehle und der Bruſt iſt ein dunkelgrauer Streif; der Bauch iſt weiß; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt karminroth; der Stern goldfarbig; der Schnabel und die Füſſe ſchwarz.

Dieſen Vogel findet man auf der Küſte Malabar und Koromandel, auch in Bengalen: Auf Koromandel nennt man ihn Bulbul.

---

*) *Le Merle bleu de la Chine.* S. 188.

**) *Le petit Merle huppé des Indes.* S. 189.

†) *Bec-Figue d' Europe.* Motacilla garrula. Linn.

Der Bramanen = Eisvogel. *)

Dieſer Vogel gehört in das Geſchlecht der Amſeln, und iſt um etwas kleiner als der Hausſperling: Die Federn am Kopf ſind ſehr lang, ſchmal, ſchwarz, und bilden einen Federbuſch, den der Vogel nach ſeinem Belieben aufrichten kann; auch die an der Kehle, an dem Halſe, an der Bruſt und an dem Bauch, ſind lang und ſchmal; ſie ſind röthlichtgelb und mit einer weiſſen länglichten Linie bezeichnet; der Rücken, der Steiß, und die kleinen Flügelfedern ſind grau; die Schwungfedern und der Schwanz ſchwarz; die untern Deckfedern des Schwanzes ſind weiß; der Schnabel iſt von der Wurzel bis an die Hälfte ſeiner Länge ſchwarz, am übrigen gelb; der Stern blau; die Füſſe und die Klauen gelb.

Dieſer Vogel iſt auf Malabar und Koromandel zu Hauſe, wo man ihn deswegen den Bramanen nennt, weil er ſich auf den Pagodenthürmen aufhält.

Die Amſel aus Malakka. **)

(CX. Tafel.)

Dieſer Vogel hat alle Kennzeichen der Amſel, von der er ſich doch durch die Länge ſeiner Füſſe und durch ſeinen viel kürzern Schwanz unterſcheidet. Er iſt ſo groß als eine europäiſche Amſel; der Kopf und der Hinterhals ſind bis zur Hälfte ſchwarz; beym obern Winkel des Schnabels entſteht ein breiter länglichter grünlichter Streif der ſich bis hinter den Kopf ausdehnt; unter dieſem Streif iſt ein andrer ſehr ſchmaler von lichter himmelblauer Farbe, der ſich vom Auge bogenförmig bis hinter den Hals erſtreckt; die Kehle iſt weiß; der untere Theil des Halſes und der Rücken ſind grün; die kleinen Flügelfedern ſind glänzend himmelblau; die Mittelfedern und die kürzern Schwungfedern grün, die nächſt daran ſtehenden inwendig ſchwarz, auswendig grün, und enden ſich mit einem weiſſen Flecken; die groſſen Schwungfedern ſind ſchwarz, und enden ſich mit einem grauen Flecken; auf dieſen letztern iſt ein weiſſer Queerſtreif, welches am Rande der Flügel, wenn ſie über den Leib ausgeſtreckt ſind, einen Flecken von eben dieſer Farbe geſtaltet; der Steiß iſt himmelblau; die Schwanzfedern

*) *Le Martin Brame.* S. 189.
**) *La Bréve de Malacca.* S. 190.

P. Sonnerat Pinx. J. J. Avril Sculp

ſind bis an die Hälfte ihrer Länge ſchwarz, und an der übrigen Hälfte blaulicht dunkelgrün; die Bruſt und der Bauch ſind hellroth; die untern Deckfedern des Schwanzes karminroth; der Stern iſt von gleicher Farbe; der Schnabel röthlicht; die Füſſe ſind gelb.

Die Amſel von der Küſte Malabar. *)

Dieſer Vogel iſt wenig von dem vorhergehenden unterſchieden. Der Kopf und der Hinterhals ſind ſchwarz; beym obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein breiter röthlichter Streif an, der ſich bis hinter den Kopf ausdehnt; die Kehle iſt weiß, die Bruſt hell rothgelb; der Bauch, die Schenkel und die untern Deckfedern ſind roth; der Rücken iſt von mattem Dunkelgrün; die kleinen Flügelfedern ſpielen ins Himmelblau, und ſind ſo glänzend und glatt wie Metall; die kürzern Schwungfedern ſind von innen ſchwarz, von auſſen blaulichtgrün; die groſſen Schwungfedern ſchwarz: Auf dieſen leztern iſt ein weiſſer ziemlich breiter Queerſtreif, welches dann einen Flecken von der nämlichen Farbe am Rande der Flügel bildet, wenn ſie über den Leib geſtreckt ſind; der Steiß hat eben das Blau wie die kleinen Flügelfedern; die Schwanzfedern ſind bis an die Hälfte ſchwarz, am übrigen Theil dünkelgrün; der Stern iſt roth, der Schnabel röthlicht, die Füſſe gelb.

Die Chineſiſche Dominikaner-Amſel. **)

Dieſer Vogel iſt kleiner als unſere europäiſche Amſel. Die Kopf- und Halsfedern ſind lang, und weiß; die am Hinterhals ſind auch lang und ſchmal, aber dunkel aſchgrau; der Rücken, der Steiß, die Bruſt und der Bauch ſind licht aſchgrau; die kleinern Flügelfedern und kürzern Schwungfedern ſpielen ins kupferfarbige Grün und ſchillern ins Violet; unter den kleinen Flügelfedern iſt Eine, deren äuſſere Seite weiß iſt, und unter den Mittelfedern ſind die am Rande der Flügel weiß; die Schwungfedern ſind ſchwarz; der Schwanz iſt von eben der Farbe wie die kleinen Flügelfedern; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt weiß; der Schnabel ſchwarz, mit Roth und Gelb verwaſchen; der Stern und die Füſſe ſind opermentfarb.

---

*) *La Brève de la Côte de Malabar.* S. 191.

**) *Le Merle Dominiquain de la Chine.* S. 191.

Das Weibchen unterſcheidet ſich dadurch von dem Männchen, daß ſein Kopf ſo wie der ganze übrige Körper grau iſt; die Kupferfarbe an den Flügeln iſt etwas matter.

Dieſe Vögel ſind in China einheimiſch, wo ſie kleine Haſelhühner genannt werden.

Die kleine Amſel aus Malabar. *)

Sie hat den Wuchs eines Hausſperlings, iſt aber um ein beträchtliches länger. Sie iſt beynahe am ganzen Körper ſchön glänzendgrün; die Stirne iſt opermentfarbig; die Kehle ſchwarz; beym untern Winkel des Schnabels entſteht ein länglichthinlaufender Streif von ſchöner Ultramarinfarbe; die erſten Flügelfedern ſind von glänzendem und ſpielendem Lichtblau; der Stern iſt opermentfarbig, der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Das Weibchen iſt wenig vom Männchen unterſchieden, doch iſt es kleiner; ſein ganzer Leib iſt ſchön grün; am Rücken etwas dunkler, am Bauch etwas lichter und mit Gelb nüanzirt; die Kehle iſt hell himmelblau.

Der Chineſiſche Bubil. **)

Dieſer Vogel iſt aus dem Amſelgeſchlecht, und um etwas kleiner als der europäiſche. Sein ganzer Leib iſt dunkel erdefarbig; hinter dem Aug hat er einen länglichten ſchwarzen Streif, der ſich bis über die Hälfte des Halſes erſtreckt; der Stern iſt bräunlicht, der Schnabel und die Füſſe gelblicht grau.

Er findet ſich in den ſüdlichen Provinzen von China, und iſt der einzige Singvogel in dieſem ganzen groſſen Reiche, wofür man ihn auch **Nachtigal** nennt; zu Kanton heißt er **Bubil.**

Die graue Amſel aus Gingi. †)

Dieſer Vogel hat die Gröſſe wie der vorhergehende. Der Oberkopf und der Hinterhals ſind weißlicht; die Kehle, der Vorderhals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ſind dunkelgrau; die Bruſt, der Bauch, die Schenkel und die untere

---

*) *Le petit Merle de la Côte de Malabar.* S. 192.

**) *Le Boubil de la Chine.* S. 193.

†) *Le Merle gris de Gingi.* S. 193.

Bedeckung des Schwanzes lichtgrau, etwas ins Röthlichte fallend; der Schnabel und die Füſſe ſind gelblicht weiß.

Dieſer Vogel iſt auf Koromandel einheimiſch: Man ſieht ihn ſelten auf einem Baum ſitzen; er iſt faſt immer auf der Erde, wo er ſtets kleine Sprünge macht: Er lebt von Würmern und Inſekten, die ſich in dem Auswurf der Thiere aufhalten; daher hat man ihn auch Kothwühler genannt.

Der kleine Eisvogel aus Gingi. *)

Er hat die Gröſſe unſers europäiſchen Krammetvogels. Der Kopf iſt ſchwarz; die Federn darauf ſind lang und ſchmal, und bilden eine Art von Federbuſch; beym obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein gelber unbefiederter Streif an, der ſich etwas wenig bis hinter das Aug erſtreckt; der Hals, der Rücken, der Steiß und der Bauch ſind grau; die kleinen Flügelfedern und die kürzern Schwungfedern grünlicht; die groſſen Schwungfedern bis an die Hälfte lichtroth, und am übrigen Theil der Länge ſchwarz, welches einen röthlichten Flecken auf den Flügeln bildet wenn ſie an dem Leib geſtreckt ſind; an der Unterſeite ſind die kleinen Flügelfedern ſtark hellroth, die Schwungfedern bis an die Hälfte ihrer Länge weiß und am übrigen Theil dunkelgrau; der Schwanz iſt ſchwarz und endet ſich in einen rothgelben Flecken, welcher an den Seitenfedern etwas gröſſer iſt; der Stern iſt roth, der Schnabel und die Füſſe opermentfarbig.

Dieſer Vogel iſt auf Koromandel zu Hauſe.

Die gebüſchte Amſel von Surate. **)

Dieſer Vogel iſt von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes acht Zoll lang; die Flügel vier und einen halben Zoll. Der Kopf und der Hals ſind ſchwarz; die Federn auf dem Wirbel ſind lang, ſchmal, und liegen längs dem Hals hinunter; ſie ſind glänzend ſchwarz: Die Bruſt, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind erdegrau; die Rücken- und Steißfedern dunkelbraun; die kleinen Flügelfedern ins Dunkelgrüne ſpielend; die kürzern Schwungfedern von eben dieſer Far-

*) *Le petit Martin de Gingi.* S. 193.

**) *Le Merle huppé de Surate.* S. 194.

be; die zwo folgenden erdegrau; die groſſen Schwungfedern und der Schwanz ſchwarz; der Stern iſt roth, der Schnabel röthlichtgelb, und die Füſſe ſind ſchwarz.

Der Greiſe-Eisvogel von der Küſte Malabar. *)

Dieſer Vogel iſt um etwas weniges kleiner als der vorige. Die Federn am Kopf und Hals ſind lang, ſchmal, aſchgrau, mit einer weiſſen länglichten Linie bezeichnet; der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern und der Schwanz ſind aſchgrau; die Schwungfedern ſchwarz; die Bruſt, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes röthlicht rothbraun: Der Schnabel iſt ſchwarz, an der Spitze mit Gelb verwaſchen; der Stern und die Füſſe ſind gelb.

Dieſer Vogel findet ſich auf der Küſte Malabar.

Die gelbe Chineſiſche Amſel. **)

Dieſer Vogel iſt ſo groß wie die europäiſche Amſel. Sein ganzer Leib iſt gelb, auf dem Rücken dunkel, unter dem Bauch aber licht; der Schaft an den Federn iſt weiß; das Aug mit kleinen weiſſen Federn umgeben: Am obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein ſchwarzer Streif an, der ſich etwas weniges über das Aug hin erſtreckt, und in eine Spitze endet; der Stern iſt graulicht; der Schnabel und die Füſſe ſind roth.

Die groſſe Grasmücke von der Küſte Malabar. †)

(CXI. Tafel.)

Ich habe für dieſen Vogel den Namen der Grasmücke, den er auf der Küſte Malabar führt, beybehalten, ob ſchon ſeine Kennzüge mit den ächten Grasmücken nicht ganz zuſammenſtimmen; denn der Schnabel iſt ſehr dicke; und die Zehen ziemlich ſtark. Er iſt etwas dickleibiger als der europäiſche Krammetsvogel, auch iſt ſein Leib länger; der Kopf, der Hals, der Rücken, der Steiß und die Flügelfedern ſind ſchwarz, in das Blaulichte vom polirten Stahl ſchillernd; die Schwung-

federn,

---

*) *Le Martin Vieillard de la Côte de Malabar.* S. 195.

**) *Le Merle jaune de la Chine.* S. 195.

†) *Le grand Gobe-mouches de la Côte de Malabar.* S. 195.

P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp

federn, der Schwanz und der Bauch ſind dunkelſchwarz; aus den äuſſerſten zwo Schwanzfedern ſtehen zwo lange Borſten hinaus, die bis auf ſechs Zoll an der Länge kahl, aber an ihrem Ende auf der äuſſern Seite mit Faſern bewachſen ſind; der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Dieſer Vogel hat einen ſchweren Flug: Unter Tags verſteckt er ſich, und läßt ſich erſt ſehen wenn die Sonne untergegangen iſt. Er iſt eben der, den Herr von Büffon unter dem Namen des Drongo von der Küſte Malabar beſchreibt, von dem er aber keine Abbildung geliefert hat.

Die langgeſchwänzte Grasmücke aus Gingi. *)

Dieſer Vogel iſt von der Gröſſe eines Hausſperlings. Der Kopf, der Hals, der Rücken und die Flügel ſind ſchwarz; die kleinen Unterflügelfedern ſind rothgelb, die Schwungfedern grau; die Bruſt, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind rothgelb; der Steiß iſt weiß: Der Schwanz iſt länger als der Leib; er beſteht aus zwölf Federn, davon die zwo erſten die längſten ſind; die Seitenfedern ſind paarweiſe immer gleich lang, und werden immer kürzer, und zuletzt ſehr kurz: Die vier gröſten ſind ſchwarz, die acht folgenden bis zur Hälfte ihrer Länge ſchwarz, am übrigen Theil weiß; der Stern iſt rothgelb, der Schnabel ſchwarz, und die Füſſe ſind gelblicht.

Er iſt auf der Küſte Malabar zu Hauſe.

Die grünlichte Grasmücke aus China. **)

Dieſe iſt etwas gröſſer als die vorhergehende. Ihr Kopf iſt ſchwarz: Beym obern Winkel des Schnabels entſteht ein weiſſer Streif, der ſich bis hinter die Augen hinzieht, und hinter dem Kopf herum krümmt, wodurch er eine Art von Krone bildet; der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern und der Schwanz ſind grünlichtgrau; die Schwungfedern gelblichtgrün; die Kehle iſt weiß; der Vorderhals und die Bruſt ſind graulicht; der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes bleichgelb; der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

---

*) *Le Gobe-mouches à longue queue de Gingi.* S. 196.
**) *Le Gobe-mouches verdâtre de la Chine.* S. 197.

Die ſchwarzköpfige Grasmücke aus China. *)

Sie iſt ſo groß wie eine europäiſche Amſel. Ihr Kopf iſt ſchwarz: Die Federn am Wirbel bilden zwar nicht eigentlich einen Federbuſch, ſind aber ſchmal und länger als die übrigen: Ihr Gefieder iſt erdegrau, auf dem Rücken dunkel, über den Bauch lichter, und an der Kehle beynahe weiß: Die Schwungfedern ſind braun; der Schwanz iſt von eben der Farbe, aber die erſtern Federn desſelben enden ſich mit einem kleinen graulichten Querſtreif; die Seitenfedern laufen mit einem viel gröſſern weiſſen Streif aus; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt ſchön roth, der Steiß matt weiß; der Stern roth; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die Grasmücke von Pondiſchery. **)

Dieſer Vogel iſt um etwas kleiner als ein Sperling. Der Kopf iſt dunkel aſchgrau; beym obern Winkel des Schnabels hebt ſich eine weiſſe länglichte Linie an, die ſich über dem Aug hinzieht und bis hinter den Kopf erſtreckt; der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und die obere Bedeckung des Schwanzes ſind dunkel aſchgrau; die kleinen Flügelfedern enden ſich mit einem weiſſen nach der Form eines Dreyecks gebildeten Flecken; die Seitenfedern des Schwanzes ſind bis an die Hälfte ihrer Länge dunkelgrau, und am übrigen weiß; der Vorderhals, die Bruſt und der Bauch ſind weiß; der Schnabel und die Füſſe ſchwarz.

Dieſer Vogel iſt auf der Küſte Koromandel einheimiſch, und hat einen ungemein angenehmen Geſang; daher man ihn auch die Indiſche Nachtigal nennt.

Der Vira-ombe aus Madagaſkar. †)

Dieſer Vogel ſcheint der nämliche zu ſeyn, welchen Briſſon im III Band, 24. Tafel, 5. Fig. die groſſe Grasmücke aus Madagaſkar nennt. Aber ſeine Kennzeichen ſtimmen mit denen jenes Vogels allzu wenig überein, als daß man ihn unter dieſe Gattung ſetzen könnte; er muß eine neue Gattung von Grasmücke ausmachen. Sein Schnabel iſt lang; der obere Theil desſelben gekrümmt und mit ei-

---

*) *Le Gobe-mouches à tête noire de la Chine.* S. 197.

**) *Le Gobe-mouches de Pondichery.* S. 198.

†) *Le Vira-ombé de Madagaſcar.* S. 198.

nem Einſchnitt verſehen: Die Federn an der Schnabelwurzel ſtehen vorwärts, ſind ſehr lang und ſehen Haaren ähnlich: Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die Achſelfedern, die obere Bedeckung der Flügel und des Schwanzes ſind von dunkelm Olivengrün; die Kehle iſt gelb; der Untertheil des Halſes, die Bruſt, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind hell olivengrün mit Gelb gefärbt; die Schwungfedern haben an der Auſſenſeite eben das Olivengrün wie der Oberleib, und ihre innere Seite iſt braun: Der Schwanz beſteht aus zwölf Federn, die alle eben jenes Olivengrün haben wie der Rücken; der Stern iſt gelb, und die Füſſe ſind röthlicht.

Die groſſe Chineſiſche Schwalbe. *)

Dieſer Vogel iſt von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes eilf Zoll ſechs Linien lang. Die Länge der Flügel beträgt fünf Zoll: Sein Schnabel iſt kurz, und bey der Wurzel breit; die Flügel ſind lang, die Füſſe kurz, der Schwanz gabelförmig und ſo lang als die Flügel. Der Wirbel iſt hellroth, die Kehle weiß; der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ſind braun: Beym obern Winkel des Schnabels entſteht ein länglichter brauner Streif, der ſich bis hinter das Aug ausdehnt, und dann mit der Farbe des Halſes vermiſcht; die Bruſt und der Bauch ſind ſehr licht röthlichtgrau; das Aug iſt mit kleinen weiſſen Federn umgeben; der Stern, der Schnabel und die Füſſe ſind blaulicht.

Der Chineſiſche Kernbeiſſer. **)

Er iſt ſo groß als der europäiſche Kernbeiſſer. Sein Kopf iſt ſchwarz; der Hinterhals erdebraun, der Vorderhals grau; die kleinen Flügelfedern ſind ſchwarz ins Blaulichte ſchillernd; die Mittelfedern enden ſich mit einem weiſſen Flecken; die kürzern Schwungfedern ſind ſchwarz, und auf der innern Seite mit Weiß gerändert; die längſten Schwungfedern bis auf ein Drittheil ſchwarz, am übrigen Theil weiß; der Steiß iſt grau, der Schwanz ſchwarz, der Bauch licht rothgelb; die untere Bedeckung des Schwanzes weiß; der Stern, der Schnabel und die Füſſe opermentfarbig.

---

*) *Le Grand Martinet de la Chine.* S. 199.

**) *Le Gros-Bec de la Chine.* S. 199.

Das Weibchen unterſcheidet ſich von dem Männchen nur durch den grauen Kopf, und durch die Schwungfedern, welche ſchwarz und einfach weiß gerändert ſind.

Der Nelikurvi aus Madagaſkar. *)

(CXII. Tafel.)

Dieſer Vogel iſt eine Art von Kernbeiſſer, und ſo groß wie der Hausſperling. Der Kopf, die Kehle und der Vorderhals ſind gelb: Beym obern Winkel des Schnabels entſteht ein länglichter mattgrüner Streif, der ſich etwas weniges bis hinter das Aug erſtreckt; der Hinterkopf iſt ebenfalls mattgrün; der Vorderhals, der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern und die kürzern Schwungfedern ſind von eben der Farbe; die längſten ſchwarz, auf der Auſſenſeite grün gerändert: Unten ſind die Flügel grau; der Bauch iſt dunkelgrau, die untere Bedeckung des Schwanzes rothgelb; der Schwanz iſt ſchwarz, der Stern gelb; Schnabel und Füſſe ſind ſchwarz.

Dieſer Vogel iſt nicht der nämliche, von dem uns Herr Briſſon unter dem Namen des Kernbeiſſers von den Philippinen eine Abbildung gegeben hat: Nur ihre Neſter haben einige Aehnlichkeit mit einander: Der Nelikurvi baut ſein Neſt am Ufer der Bäche, und hängt es meiſtens an Blätter vom Kaldeir oder Vaquois. Das Neſt beſteht aus künſtlich in einander verwebten Strohhalmen und Binſen, und bildet oben einen Beutel, darin ſich der Vogel aufhält; auf einer Seite dieſes Beutels iſt eine lange Röhre von eben dem Stoff ſchicklich angepaßt, und zieht ſich abwärts in die Länge: Der Eingang in das Neſt iſt am Ende dieſer Röhre. Auf ſolche Art ſichert der Vogel ſeine Brut vor dem Regen und der Raubgierde der Schlangen und andrer Ungeziefer. Im zweyten Jahr baut er ſein neues Neſt an das alte an; und ich habe bis auf fünf dergleichen an einander hangende Neſter geſehen. Dieſe Vögel machen ihre Neſter in Geſellſchaft zuſammen, und man ſieht manchmal fünf bis ſechshundert derſelben auf Einem Baum: Sie brüten allemal nur drey Junge auf einer Brut.

---

*) *Le Nélicourvi de Madagaſcar.* S. 200.

P. Sonnerat Pinx. J. J. Avril Sculp

Der Chineſiſche Garten-Ammer. *)

Dieſer Vogel iſt ſo groß als die franzöſiſche Grasmücke. Der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken und der Steiß ſind dunkelroth; jede Feder hat einen gelblichten Rand: Die erſten kleinen Flügelfedern ſind ſtark hellgelb, die Mittelfedern bis auf zwey Drittheile ihrer Länge dunkelroth, am übrigen gelb: Die erſten Schwungfedern ſind dunkelbraun, ihr Rand aber röthlicht mit Grau verwaſchen; die längſten derſelben ſind dunkel erdefarbig, mit einem leichten Rand von mattem Gelb. Die Kehle, die Bruſt, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind ſchön gelb; über die Mitte der Seitenfedern des Bauches zieht ſich ein brauner länglichter Streif; die Schwanzfedern ſind braun und röthlichtgrau gerändert; der Stern iſt gelb; der Schnabel und die Füſſe ſind hellroth.

Dieſer Vogel läßt ſich in den ſüdlichen Provinzen von China nur in den Monaten Oktober, November und Dezember ſehen.

Der Chineſiſche Grünfink. **)

Er hat in der Gröſſe und Farbe etwas Aehnlichkeit mit Briſſon's Grünfink (Verdier) oder den Goldammern (Bruant) der Vogelhändler. Der Kopf und Hals ſind grünlicht grau; der Rücken und die kleinen Flügelfedern hellbraun, auſſer denen am Rande der Flügel, welche ſchwarz ſind: Die kürzern Schwungfedern ſind auf der innern Seite roth, und auf der auſſern grauroth; die groſſen Schwungfedern ſind bis an die Hälfte gelb, am übrigen Theil ſchwarz, und enden ſich mit einem grauen halbzirkelförmigen Streif: Der Bauch iſt erderoth, die untere Bedeckung des Schwanzes gelb; die Schwanzfedern ſind ſchwarz und haben an der Spitze einen weiſſen Streif; Schnabel und Füſſe ſind grünlichtgelb.

Der Chineſiſche Tarrän. †)

Er iſt um etwas kleiner als der Hausſperling. Der Kopf iſt ſchwarz, der Hinterhals und der Rücken olivengrün; der Vorderhals, der Bauch, und die untere Be-

---

*) *L'Ortolan de la Chine.* S. 201.

**) *Le Verdier de la Chine.* S. 202.

†) *Le Tarrain de la Chine.* S. 202.

deckung des Schwanzes gelb; die kleinen Flügelfedern ſind von eben der Farbe, und über dieſelben hin ziehn ſich zween Queerſtreife, deren Geſtalt aber bey jedem Vogel verſchieden iſt; die Mittelfedern an den Flügeln ſind gelb, und enden ſich mit einem ſchwarzen Flecken; die kürzern Schwungfedern ſind ſchwarz; die längſten bis an die Hälfte gelb, im übrigen ſchwarz; die Schwanzfedern ſind eben ſo gefärbt; der Schnabel und die Füſſe ſchwarz.

Die Hauben-Lerche von der Küſte Malabar. *)

(CXIII. Tafel, 1. Fig.)

Die unterſcheidenden Kennzeichen der Lerchen ſind Zehen ohne häutige Bedeckung; Schenkel bis an den Knöchel mit Federn bewachſen; vier bis an ihre Wurzel getrennte Zehen, davon drey vorwärts und eine rückwärts ſteht; ein ahlförmiger Schnabel; ſichtbare Naslöcher; die Kralle der Hinterzehe beynahe gerade, und länger als die Zehe ſelbſt.

Die hier genannte Lerche iſt von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes fünf Zoll neun Linien lang; die Länge der Flügel beträgt drey Zoll vier Linien: Die Federn auf dem Wirbel ſind lang, und bilden einen Federbuſch, den der Vogel willkürlich emporheben kann; ſie ſind braun, und enden ſich mit einem weiſſen Streif; die Halsfedern ſind hellroth, mit einem länglichten ſchwarzen Streif bezeichnet, der am untern Ende etwas breiter iſt: Die Kehle und der Bauch ſind röthlicht weiß; der Rücken und die kleinen Flügelfedern braun mit einem ſtark hellrothen Rande: Am Ende jeder Feder iſt ein weiſſer Flecken; die Schwungfedern und Schwanzfedern ſind erdebraun mit einem röthlichten Rande; der Schnabel iſt ſchwarz; die Füſſe ſind röthlicht.

Die kleine graue Lerche aus Gingi. **)

(CXIII. Tafel, 2. Fig.)

Dieſer Vogel iſt von der Gröſſe eines Diſtelfinkes. Der Kopf iſt aſchgrau; beym obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein ſchwarzer länglichter Streif an, der

*) *L'Alouette huppée de la Côte de Malabar.* S. 203.

**) *La petite Alouette griſe de Gingi.* S. 203.

P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp.

P. Sonnerat Pinx. J. J. Avril Sculp.

ſich bis etwas hinter das Aug erſtreckt und dort endet; der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die Flügel und der Schwanz ſind dunkel erdegrau; die Kehle, der Vorderhals, die untere Seite der kleinen Flügelfedern, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind ſchwarz; der Schnabel und die Füſſe röthlicht grau; die ganze Länge des Vogels von der Spitze des Schnabels bis zu der des Schwanzes beträgt vier Zoll ſechs Linien, und jene der Flügel zween Zoll neun Linien.

Die Meiſe von der Küſte Malabar. *)

(CXIV. Tafel, 1. Fig.)

Die Meiſen ſind kleine Vögel, welche ſich von Inſekten, Raupen und Pupen nähren; auch freſſen ſie gewiſſe Früchte, beſonders die Mandeln ſehr gerne. Sie hüpfen mit ungemeiner Lebhaftigkeit von Aſt zu Aſt und von Blume zu Blume, um die daſelbſt befindlichen kleinen beynahe unſichtbaren Inſekten zu haſchen, welche in der klebrichten Feuchtigkeit der Blumen ſtecken bleiben: Dieſes ihr beſtändiges Herumhüpfen brachte einige Leute auf die Gedanken, als ob ſie bloß vom Saft der Blumen lebten: Auch klettern ſie an den Baumſtämmen und Aeſten herum, und deswegen haben ſie einige Naturforſcher in die Klaſſe der Spechte geſetzt; aber ihre Kennzeichen ſtimmen mit jenen nicht überein. Die Kennzeichen der Meiſen ſind vier Zehen ohne häutige Bedeckung, drey vorwärts und eine rückwärts, alle bis zur Wurzel getrennt; Schenkel bis an die Knöchel befiedert, ein ahlförmiger Schnabel, die Naſelöcher mit Federn der Schnabelwurzel bedeckt.

Die hier genannte Meiſe iſt von der Spitze des Schnabels bis zu der des Schwanzes fünf Zoll acht Linien lang; ihre Flügel zween Zoll acht Linien. Der Kopf, der Hinterhals und der Rücken ſind dunkelgrau; die Kehle iſt ſchwarz; die Bruſt, der Bauch und der Steiß opermentfarbig: Die kleinen Flügelfedern ſind ſchwarz, die Mittelfedern von eben dieſer Farbe, und einige davon enden ſich mit einem hellrothen Flecken; die kürzern Schwungfedern ſind ſchwarz, die folgenden bis an die Mitte roth, am übrigen Theil ſchwarz; welches dann einen ſchwarzen Flecken auf den Flügeln bildet, wenn ſie über den Körper ausgeſtreckt ſind; die groſſen Schwungfedern ſind ſchwarz. Die erſten Schwanzfedern ſind ſchwarz, die Seitenfedern bis zu Hälfte ſchwarz,

---

*) *La Meſange da la Côte de Malabar.* S. 204.

und im übrigen hellroth; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt hell rothgelb; der Stern roth; Schnabel und Füſſe ſind ſchwarz.

Die Farben des Weibchens ſind minder lebhaft: Die Kehle, der Vorderhals, die Bruſt, der Bauch, und der untere Theil des Schwanzes ſind hellgelb, etwas ins Röthlichte fallend; der Flecken auf dem Flügel und Steiß iſt von eben dem Roth wie bey dem Männchen.

Die Meiſe von Nanking. *)

(CXIV. Tafel, 2. Fig.)

Dieſe Meiſe iſt eben ſo groß wie die vorige. Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken und die kleinen Flügelfedern ſind grünlicht grau; auf dem Wirbel aber iſt es mit Gelb verwaſchen: Beym obern Winkel des Schnabels entſteht ein weiſſer länglichter Streif, der ſich bis hinter das Aug hinzieht und daſelbſt endet: Die Kehle iſt von ſchönem Gelb; der Vorderhals und die Bruſt ſind von etwas ins Bräunlichte fallender Opermentfarbe; der Bauch iſt gelblicht, und die Lenden erdegrau; die kürzern Schwungfedern ſind bey ihrer Entſtehung grau, dann opermentfarbig, und an dem noch übrigen Theil ihrer Länge ſchwarz, welches einen ſchwarzen Flecken auf dem Flügel bildet; die groſſen Schwungfedern ſind an der innern Seite ſchwarz; auf der Auſſenſeite ſind ihre Faſern ſehr ſchmal, beym Anfang ſchön mordorefarbig, das unmerklich immer mehr ins lichte fällt, und gegen die Spitze der Feder mit einmal ganz gelb wird, welches dann auf jeder Feder einen kleinen gelben Rand bildet; die zwo erſten Schwanzfedern ſind grünlicht grau, und enden ſich mit einem weiſſen Streif; die Seitenfedern ſind ſchwarz.

Die kleine Meiſe vom Vorgebürge der guten Hoffnung. **)

(CXV. Tafel.)

Sie iſt kleiner als unſre europäiſche Meiſe. Der Kopf, der Hals, der Rücken, der Bauch, und die kleinen Flügelfedern ſind hell aſchgrau; die Schwungfedern ſchwarz mit

*) *La Meſange de Nanquin.* S. 205.

**) *La petite Meſange du Cap de bonne Eſperance.* S. 206.

P. Sonnerat. Pinx. J. J. Avril. Sculp.

mit Weiß gerändert: Der Schwanz iſt oben ſchwarz und unten weiß; der Stern roth; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Dieſer Vogel baut ſein Neſt in die dickſten Geſträuche, und macht es aus einer Art von Baumwolle die im Lande unbekannt iſt: Das Neſt ſieht ziemlich genau einer Bouteille ähnlich, und ſein Hals iſt enge: Auſſen daran iſt auf der Seite ein Beutel der dem Männchen zur Wohnung dient. Wenn das Weibchen das Neſt verläßt, ſo ſchlägt das Männchen mit aller Stärke ſeiner Flügel an beyde Seiten des Neſtes; und ſobald ſich der Rand oben berührt, hängt er ſich zuſammen, und verſchließt den Eingang gänzlich: Durch dieſen auſſerordentlichen Kunſttrieb verwahren dieſe kleinen Vögel ihre Jungen vor der Gefräßigkeit der Inſekten und übrigen Thiere, die denſelben allenfalls Schaden thun könnten.

Die kleine langgeſchwänzte Grasmücke aus China. *)

Dieſer Vogel iſt ein wenig gröſſer als die Meiſe vom Vorgebürg der guten Hoffnung. Der Oberkopf iſt licht rothgelb; der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügel- und Schwanzfedern ſind hell olivengrün; die Schwungfedern braun olivenfarbig; der Schwanz iſt dünn, ſchmal, klein, und beſteht aus ſehr ſchmalen Federn; die erſten zwo Federn ſind eben ſo lang als der Körper.

Dieſer Vogel iſt gar nicht ſcheu; er wohnt auf den Bäumen welche die Chineſer in ihre Haushöfe pflanzen, um ſie zu beſchatten: Er hat ein ſehr ſanftes Geſchrey.

Der kleine Indiſche ſchwarzrückige Fliegenfänger. **)

Er iſt ſo groß als die europäiſche Meiſe. Der Kopf, der Hals, der Rücken, die Bruſt, und die kleinen Flügelfedern ſind ſchwarz; auf jeder Feder iſt ein gelblichter Flecken; die mittlern Flügelfedern ſind ſchwarz, mit einem gelblichten Rand; auf der Mitte jedes Flügels iſt ein weiſſer Flecken; die Schwungfedern an den Flügeln und am Schwanze ſind ſchwarz; der Steiß iſt hell rothgelb, der Bauch rothgelb mit

*) *Le petit Figuier à longue queue de le Chine.* S. 206.
**) *Le petit Traquet des Indes.* S. 207.

ſchwarzen unbeſtimmten Queerſtreifen; der Stern iſt rothgelb; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Dieſer Vogel findet ſich auf Koromandel.

Die graue Indiſche Bachſtelze. *)

Die Kennzeichen der Bachſtelzen ſind ein dünner Schnabel, am obern Theil des Schnabels ein Einſchnitt, und ein horizontal ſtehender Schwanz. Die hier angeführte hat den Kopf, den Hinterhals, den Rücken und Steiß grünlicht erdegrau; die Kehle, die Bruſt, und der Bauch ſind ſtark hellgelb; über die Bruſt laufen zween ſchwarze zirkelförmige Streifen die mit ihren Enden zuſammenlaufen, und in der Mitte durch eine andre ebenfalls ſchwarze Linie mit einander verbunden werden; die erſten kleinen Flügelfedern ſind grünlicht erdegrau, die folgenden gelb; die Mittelfedern ſind bis auf drey Viertheile ihrer Länge bräunlicht ſchwarz, und am übrigen Theil ſtark hellgelb; die Schwungfedern ſind erdebraun, am äuſſern Rande gelb gefleckt; die erſte Schwanzfeder iſt grünlicht grau; die Seitenfedern ſchwärzlicht braun; die äuſſern zwo Federn weiß; die Schenkel und die untern Deckfedern des Schwanzes ſind weiß; der Stern iſt gelb; der Schnabel und die Füſſe ſind hell rothgelb.

Der Indiſche Wiſtling. **)

Dieſer Vogel iſt ſo groß wie die franzöſiſche Grasmücke. Der Wirbel, der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ſind hell indigoblau; an der obern Schnabelwurzel iſt ein weiſſer Streif, der ſich bey der Stirne anhebt, über dem Aug hinzieht und ſich etwas weniges hinter demſelben endet; beym obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein andrer ſchwarzer Streif an, der ſich unter dem Auge hinzieht, und ſich bis hinter den Kopf erſtreckt; die Kehle iſt weiß; der Vorderhals, die Bruſt, der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes rothgelb; der Schnabel ſchwarz; der Stern und die Füſſe ſind rothgelb.

---

*) *La Bergeronette griſe des Indes.* S. 207.

**) *Le Roſſignol de muraille des Indes.* S. 208.

P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp

P. Sonnerat Pinx. *J. J. Avril Sculp.*

Der grüne Baumläufer vom Vorgebürg der guten Hoffnung. *)

(CXVI. Tafel, 1. Fig.)

Dieſer Vogel hat die Gröſſe eines Zeiſigs. Der Kopf, der Hals, der Rücken, und die kleinen Flügeldeckfedern ſind von ſpielendem Hellgrün; die Schwung- und Schwanzfedern dunkelroth; der Steiß iſt himmelblau; die Kehle roth, der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Dieſer Vogel hat einen ungemein angenehmen Geſang.

Der Baumläufer aus Malakka. **)

(CXVI. Tafel, 2. Fig.)

Er iſt etwas gröſſer als der vorhergehende. Die Stirne iſt von ſpielendem Dunkelgrün; beym obern Winkel des Schnabels entſteht ein länglichter Streif von grünlichter Erdefarbe, der ſich unter dem Auge bis an die Hälfte des Halſes hinzieht, wo er ſich mit einer Ründung endigt; bey dem Winkel der zwo Kinnladen hebt ſich ein andrer ſchön himmelblauer Streif an, der ſich bis zu dem Flügel erſtreckt; die Kehle iſt rothbraun; die kleinen Deckfedern der Flügel ſind violetfarbig, ſo glänzend und glatt wie Metall; die folgenden oder Mittelfedern ſind dunkelroth; die Schwungfedern erdebraun; der Rücken, der Steiß und der Schwanz ſind von ſchöner ſchillernder Violetfarbe; die Bruſt, der Bauch, und die Schenkel gelb; der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe ſind braun.

Der rothrückige Baumläufer aus China. †)

(CXVII. Tafel, 1. Fig.)

Dieſer Baumläufer iſt die kleinſte Art, welche man von dieſer Gattung kennt. Sein Schnabel iſt ein wenig gekrümmt; der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken und der Steiß ſind ſchön karminroth; beym obern Winkel des Schnabels entſteht ein ſchwarzer Streif, der ſich bis an den Flügel hin erſtreckt; die Kehle, die Bruſt und der

**) *Le Grimpereau verd du Cap de Bonne-Eſpérance.* S. 208.

*) *Le Grimpereau de Malacca.* S. 209.

†) *Le Grimpereau à dos rouge de la Chine,* S. 209.

Bauch ſind röthlicht weiß; die kleinen Flügelfedern dunkelgrün beynahe ſchwarz; die Schwungfedern und der Schwanz ſchwarz; der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Der pfeifende Baumläufer aus China. *)

(CXVII. Tafel, 2. Fig.)

Dieſer Vogel iſt eben ſo groß wie der vorige. Der Kopf, der Hals, der Rücken, die Flügel, und der Schwanz ſind blaulicht aſchgrau; die Kehle und der Vorderhals ſind von der nämlichen Farbe, aber um vieles lichter; auf dem Rücken hat er einen orangengelben Flecken in Form eines Dreyecks; die Bruſt und der Bauch ſind auch orangengelb; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt hellgelb; der Stern roth; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Der graue Chineſiſche Baumläufer. **)

(CXVII. Tafel, 3. Fig.)

Er iſt von der Gröſſe einer gemeinen Meiſe. Der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken, und die kleinen Flügelfedern ſind aſchgrau; die Kehle, die Bruſt und der Bauch ſtark hellroth; die Schwungfedern erdebraun: Der Schwanz beſteht aus zehn Federn, davon die zwo mittlern die längſten ſind: Die Seitenfedern werden immer kürzer, bis zu den zwo äuſſerſten, welche die kürzeſten ſind; die erſten zwo ſind braun, und enden ſich mit einem ſchwarzen Queerſtreif; die Seitenfedern ſind grau, und haben ein wenig vor ihrer Spitze einen länglichten ſchwarzen, halbzirkelförmigen Streif; der Stern iſt roth, der Schnabel ſchwarz, und die Füſſe ſind gelb.

Der Specht aus Malakka. †)

Dieſer Vogel iſt kleiner als der europäiſche Grünſpecht. Der Oberkopf iſt von mattem Karminroth; die Federn ſind lang, ſchmal, und wie ein liegender Federbuſch

*) *Le Grimpereau ſiffleur de la Chine.* S. 210.
**) *Le Grimpereau gris de la Chine.* S. 210.
†) *Le Pic de Malacca.* S. 211.

angepaßt; die Kehle und der Vorderhals ſind röthlicht gelb; die kleinen Flügelfedern karminroth; die Schwungfedern auf der auſſern Seite roth, mit Schwarz verwaſchen, und auf der innern Seite braun, mit weiſſen beynahe runden Flecken getupft; die Federn an der Bruſt, am Bauch, und die untern Deckfedern des Schwanzes ſind röthlicht weiß, mit ſchwarzen Queerſtreifen durchſchnitten; der Rücken iſt röthlicht erdegrau, der Steiß hell gelblichtgrün mit ſchwarzen Queerſtreifen; der Schwanz beſteht aus zehn Federn, davon die zwo mittlern die längſten ſind; ſie ſind ſchwarz; ihr Schaft iſt ſehr ſtark, erhaben, und viel ausgezeichneter als an den übrigen Federn; der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Der kleine Indiſche Kukuk. *)

Dieſer Vogel hat den Wuchs einer Amſel, iſt aber nicht ſo dick, und etwas länger. Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken und die Flügel, ſind rothbraun mit ſchwarzen Queerſtreifen; die Schwanzfedern ſind von der nämlichen Farbe, und längs dem Schaft hin mit einigen ſchwarzen unregelmäßigen Flecken geſprenkelt; der Vorderhals, die Bruſt und der Bauch, ſind weiß mit ſchwarzen Queerſtreifen; der Stern, der Schnabel und die Füſſe ſind gelb.

Der kleine Papagey aus Malakka. **)

Er iſt ſo groß wie der gewöhnliche Parkit (Perruche). Die Stirne iſt blau; der Kopf, der Hals und der Rücken ſind grasgrün; die kleinen Flügelfedern von lichterm Grün, und gelb gerändert; die kürzern Schwungfedern ſind von dunklerm Grün; die äuſſern Faſern der groſſen Schwungfedern ſind bis an die Hälfte ihrer Länge dunkelblau, am übrigen Theil dunkelgrün; die kleinen darunter liegenden Federn ſind ſchön karminroth: Der Schwanz iſt oben dunkelgrün, und unten gelblicht grün; die Bruſt und der Bauch ſind auch gelblicht grün; der Steiß iſt blau; der Stern roth; der Schnabel violetgrau, und die Füſſe braun.

---

*) *Le petit Coucou des Indes.* S. 211.
**) *Le petit Perroquet de Malacca.* S. 212.

Der groſſe Chineſiſche Parkit. *)

Dieſer Vogel iſt etwas kleiner, als der gemeine grüne gelbköpfige Papagey. Der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und das Obertheil des Schwanzes ſind grasgrün; die erſtern kleinen Flügelfedern gelb; der Kopf, die Bruſt und der Bauch hell grünlichtgrau; das Untertheil des Schwanzes von eben dieſer Farbe, aber dunkler; der Schnabel iſt ſo dick als der Kopf, und roth; der Stern iſt blaulicht; die Füſſe ſind grau.

Der violetfarbige Indiſche Eisvogel. **)

(CXVIII. Tafel.)

Er iſt von der Gröſſe einer Amſel. Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ſind röthlicht fliederfarbig ins Violet ſchillernd; die Schwungfedern haben auf der auſſern Seite eben dieſe Farbe, auf der innern aber ſind ſie rothgelb; über den Steiß geht ein weiſſer länglichter mit Blau verwaſchener Streif; die Kehle iſt weiß; der Vorderhals, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind hell rothgelb; die Unterſeite der Flügel von der nämlichen Farbe; der Stern, der Schnabel und die Füſſe ſind röthlicht.

Dieſer Vogel wohnt auf der Küſte Koromandel.

Der gelbe Bienenfreſſer von der Küſte Koromandel. †)

(CXIX. Tafel.)

Die Bienenfreſſer ſcheinen vermöge der Geſtalt ihrer Füſſe etwas ähnliches mit den Eisvögeln, vermöge der Bildung ihres Schnabels und ihrer Zunge einige Gleichheit mit den Baumläufern, und vermöge ihres Flugs etwelche Aehnlichkeit mit den Schwalben zu haben. Ihre Kennzeichen ſind ein langer, ſpitzer, etwas bogenförmiger Schnabel; eine dünne, in lange Faſern auslaufende Zunge; haarförmige vorwärts ſtehende Federn an der Schnabelwurzel; kleine, kurze und dünne Füſſe; vier Zehen an

---

*) *La grande Perruche de la Chine.* S. 212.

**) *Le Martin - Pêcheur violet des Indes.* S. 212.

†) *Le Guêpier jaune de la Côte de Coromandel.* S. 213.

P. Sonnerat Pinx   J. J. Avril Sculp

P. Sonnerat Pinx J. J. Avril Sculp

P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp.

jedem Fuß, eine rückwärts, und drey vorwärts ſtehende, davon die äuſſerſte mit der mittlern bis zum erſten Gelenke zuſammen gewachſen iſt; auch reichen die zwo Mittelfedern des Schwanzes gemeiniglich um ein merkliches über die Seitenfedern hinaus: Dieſes leztere Kennzeichen mangelt aber dem gelben Bienenfreſſer von Koromandel gänzlich.

Der Kopf dieſes Vogels, und der Hinterhals, ſind bleichgelb; beym obern Winkel des Schnabels entſteht ein länglichter ſchwarzer Streif, der ſich etwas weniges bis hinter das Aug ausdehnt, und dort endet; die Kehle iſt grünlicht; der Vorderhals, die Bruſt und der Bauch ſind gelb, dünne mit Grau verwaſchen; die Seiten des Halſes dunkelgelb; die kleinen Flügelfedern, Rücken- und Steißfedern, ſind bleichgelb mit wellenförmigen Queerſtreifen gezeichnet, welche ſehr leicht mit Grünlichtblau ſchattirt ſind; die Schwungfedern an den Flügeln und am Schwanz ſind dunkelgelb; aber die kürzern davon laufen ſchwarz aus; der Stern iſt röthlicht gelb; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Der Nashornvogel aus Gingi. *)

(CXX. Tafel.)

Er iſt von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes zween Fuß lang, und die Länge des Schwanzes beträgt eilf Zoll. Sein Schnabel iſt ſehr lang, bogen- oder ſichelförmig gekrümmt; längs dem Rande hin unten und oben gezähnt; läuft in eine ſcharfe Spitze aus, und iſt auf den Seiten eingedrückt. An der obern Wurzel des Schnabels erhebt ſich ein Auswuchs von eben der Subſtanz wie der Schnabel, und krümmt ſich ebenfalls bogenförmig. Die Indier nennen ihn wegen dieſem Auswuchs den zweyſchnäblichten Vogel. Der Kopf, der Hals, der Rücken und die kleinen Flügelfedern ſind erdegrau; beym obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein breiter ſchwarzer länglichter Streif an, der ſich unter dem Auge hinzieht, und etwas weniges hinter demſelben endet. Die kürzern Schwungfedern ſind ebenfalls erdegrau, die längſten davon aber ſchwarz; die Bruſt und der Bauch ſind weiß. Der Schwanz beſteht aus zehn Federn, davon die erſten die längſten ſind, eine röthlicht gelbe erde-

*) *Le Calao de Gingi.* S. 214.

graue Farbe haben, und ſich mit einem ſchwarzen Queerſtreif enden. Die Seitenfedern des Schwanzes ſind bis auf drey Viertheile ihrer Länge hin ſchwarz, dann braun, und laufen mit einer weiſſen Queerſtreife aus. Der Schnabel iſt in der Mitte ſchwarz, am obern und untern Rande aber weiß. Die Füſſe ſind ſchwarz, und haben vier Zehen, davon drey vorwärts und eine rückwärts ſteht; die mittlere daraus iſt mit der äuſſerſten Zehe bis auf das dritte, und mit der innerſten bis auf das erſte Gelenke zuſammengewachſen.

Dieſer Vogel findet ſich auf der Küſte Koromandel.

Der Nashornvogel von der Küſte Malabar. *)

(CXXI. Tafel.)

Dieſer Vogel iſt beynahe der nämliche, welchen Herr **von Büffon** unter dem Name des **Nashornvogels aus Malabar** (*Calao de Malabar*) beſchrieben hat; da aber dieſer Naturforſcher keine Abbildung von demſelben geliefert, füge ich ſolche meiner Beſchreibung bey. Dieſer Nashornvogel iſt von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes zehn Zoll lang, die Flügel neun Zoll ſechs Linien. Der Schnabel iſt weiß, ſehr dick, und bey ſeiner Wurzel faſt eben ſo breit wie der Kopf; längs dem untern und obern Rande hin gezähnt. Bey der obern Schnabelwurzel erhebt ſich ein auf den Seiten zugerundeter Auswuchs von eben der Subſtanz wie der Schnabel: Dieſer Auswuchs erſtreckt ſich bis an die Mitte des Schnabels, wo er ſich mit einer Ründung endet, und nach der Länge hin halb ſo hoch als der Schnabel ſelbſt breit iſt; die Farbe desſelben iſt an beyden Enden ſchwarz, aber gegen die Stirne zu zieht ſich ein weiſſer Streif darüber. Das Augenlied iſt ringsum mit einem Kreis harter, kurzer und ſtarrer Haare bewachſen, welche wahre Augenwimpern bilden; der Raum zwiſchen den Augen und dem Schnabel beſteht aus einer kahlen Haut von ſchwarzer Farbe; über die Kehle zieht ſich ein weiſſer unbefiederter Streif, der von einem Aug bis zum andern reicht. Der Kopf, der Hals, die Gurgel, der Rücken, der Steiß, und die kleinen Flügelfedern ſind ſchwarz; doch ſind unter dieſen letztern zwo weiſſe: Die Schwungfedern ſind bis an die Hälſte ihrer Länge ſchwarz, am übri-

*) *Le Calao de la Côte de Malabar*, S. 215.

P. Sonnerat Pinx. J. J. Avril Sculp.

übrigen Theil weiß; die obern Schwanzfedern am Anfang ſchwarz, am Ende weiß; die Seitenfedern ganz weiß; der Bauch, und die untern Deckfedern des Schwanzes ſchmuzig weiß; der Stern iſt rothbraun; die Füſſe ſind ſchwarz.

Von den See-Rebhühnern. *)

Ich habe für dieſe Vögel den Namen See-Rebhühner beybehalten, ob ihre Kennzeichen gleich nicht mit denen der Rebhühner übereinſtimmen. Ihr Schnabel iſt kurz, bey ſeiner Wurzel breit, auf beyden Seiten zuſammengedrückt, oben rund erhaben (convexe), und gegen die Spitze zu etwas gekrümmt: Der untere Theil ihrer Schienbeine iſt unbefiedert: Sie haben vier Zehen, drey vorwärts und eine rückwärts, davon die Mittelzehe mit der äuſſern durch eine Haut bis zum erſten Gelenke zuſammengewachſen iſt; kleine Klauen, davon die an der Mittelzehe eine ſehr kennbare in Form einer Säge zugeſchnittene Gräte hat. Die Flügel dehnen ſich bis zum Ende des Schwanzes aus; der Schwanz iſt geſpalten.

Ich will drey Gattungen dieſer Rebhühner beſchreiben, die vielleicht nur verſchiedne Spielarten ſind.

Die erſte Gattung hat viele Aehnlichkeit mit dem See-Rebhuhn des Herrn von **Büffon**. Sie iſt von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes ungefähr neun Zoll lang; die Länge der Flügel aber beträgt ſechs Zoll ſechs Linien. Der Kopf, der Hals, der Rücken und die kleinen Flügelfedern ſind grau ins Braune, und an der untern Seite ſind eben dieſe Federn rothbraun: Die Kehle iſt weiß, mit einem ſchwarzen Streif eingefaßt, und auf jeder Feder iſt eine ſchwarze längs darüber hinlaufende Linie; die Schwungfedern an den Flügeln und am Schwanze ſind ſchwarz; der Steiß, der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes weiß; der Stern iſt rothbraun; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz. Dieſer Vogel wurde auf der Höhe der Maldiviſchen Inſeln in der offenen See gefangen, und lebte beynahe einen Monat lang, während dem er ſich von Mücken, und Brod in Waſſer getaucht, nährte.

Die zwote Gattung iſt wenig von der erſtern unterſchieden. Der Kopf, der

*) *Des Perdrix de Mer.* S. 216.

Hals, der Rücken und die kleinen Flügelfedern ſind von röthlicht gelbem Grau, das lichter iſt als bey der oben beſchriebenen. Die Kehle iſt röthlicht weißgelb, mit einem ſchwarzen Streif eingefaßt; die Schwungfedern der Flügel ſind ſchwärzlichtbraun; die kleinen Flügelfedern von unten von ſehr lebhaftem Kaſtanienbraun. Die erſte Schwanzfeder iſt die kürzeſte; die Seitenfedern liegen paarweiſe neben einander, und werden immer länger bis zu den letzten hin, welche aus allen die längſten ſind; ſie ſind bis an die Hälfte ihrer Länge weiß, am übrigen Theil braun, und enden ſich mit einem erdegrauen Flecken. Der Steiß, und die obern Deckfedern des Schwanzes ſind weiß, und dieſer weiſſe Theil iſt bey dieſem Vogel viel gröſſer als bey der erſten Gattung. Die Bruſt iſt röthlicht weißgelb; der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes weiß; der Stern iſt röthlichtgelb; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz. Dieſe Gattung ward auf der Küſte Koromandel gefangen.

Die dritte Gattung iſt etwas dünnleibiger als die zwo vorhergehenden. Ihre Flügel ſind länger als der Schwanz der ein wenig geſpalten iſt. Das Obertheil des Kopfes iſt dunkelbraun; der Hals, der Rücken, und die kleinen Flügelfedern ſind erdegrau mit Roth verwaſchen: Die Schwungfedern der Flügel ſind braun; die untern kleinen Flügelfedern licht rothbraun; die obern Deckfedern des Schwanzes weiß: Dieſer weiſſe Theil iſt bey dieſer Art kleiner als bey den zwo übrigen. Die erſte Schwanzfeder iſt braun, die folgenden von eben dieſer Farbe, und enden ſich mit einem weiſſen halbzirkelförmigen Streif; die äuſſerſten Schwanzfedern ſind bis zur Hälfte ihrer Länge weiß, und am übrigen Theil braun. Die Bruſt und der Bauch ſind ſehr licht rothbraun; die Schenkel und die untern Deckfedern des Schwanzes weiß; der Stern iſt rothbraun; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Dieſen Vogel findet man auf der Küſte Koromandel.

Die weiſſe Indiſche Heerſchnepfe. *)

Dieſer Vogel iſt etwas kleiner als unſre europäiſche Heerſchnepfe. Der Kopf iſt weiß, am Wirbel mit ſehr lichtem Erdegrau verwaſchen. Bey dem obern Winkel des Schnabels entſteht ein länglichter grauer Streif, der von dem Aug durchſchnitten wird,

*) *La Beccaſſine blanche des Indes.* S. 218.

N.° 129

P. Sonnerat Pinx — J. J. Avril Sculp

und ſich faſt bis hinter den Kopf hinzieht; ein wenig unter dem Aug hebt ſich ein andrer Streif von eben dieſer Farbe an, und erſtreckt ſich auch faſt bis hinter den Kopf. Die Kehle iſt weiß; der Hals und die Bruſt ſind ſchmutzig weiß, mit erdegrauen Flecken und länglichten Streifen bezeichnet; der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern, die kürzern Schwungfedern der Flügel, und die des Schwanzes, ſind erdegrau, mit dunkelbraunen wellenförmigen Queerſtreifen durchſchnitten; die kleinen Flügelfedern ſind auf der äuſſern Seite beynahe weiß, die Schwungfedern dunkel erdegrau; der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind weiß; die Seiten am Bauch von eben dieſer Farbe, mit lichten erdegrauen Queerſtreifen; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Der weiſſe Indiſche Offenſchnabler. *)

(CXXII. Tafel.)

Ich habe für dieſen Vogel eben den Namen beybehalten, welchen Herr von Büffon einem Vogel von eben dieſem Geſchlecht, den ich ihm von Pondiſchery zugeſchickt habe, gegeben hat. Dieſer, den ich hier beſchreiben will, iſt von jenem des Herrn von Büffon bloß in ſeiner Farbe verſchieden; welcher Abſtand vielleicht nur daher kömmt, daß der eine ein Männchen, und der andre ein Weibchen iſt. Da übrigens die unterſcheidenden Kennzeichen bey beeden einerley ſind, will ich dieſelben ſo herſetzen, wie ſie Herr von Büffon beſchrieben hat. „ Dieſer Vogel (ſagt unſer „ berühmter Naturforſcher) hat Kennzüge die ihn dem Geſchlecht der Reiher nähern, „ aber zugleich auch wieder andere, die ihn davon entfernen: Ueberdas hat er eine „ von jenen Eigenheiten oder Mängeln, die wir ſchon bey einer freylich geringen An„ zahl von Geſchöpfen bemerkt haben. Der Name Offenſchnabler bezeichnet jene „ Ungeſtaltheit. In der That iſt der Schnabel dieſes Vogels über zwey Drittheile „ ſeiner Länge aufgeſperrt; der obere und untere Theil desſelben krümmen ſich aus„ wärts, ſo daß man auf eine breite Strecke hinein ſieht, und nähern ſich erſt bey „ der äuſſerſten Spitze wieder. Er hat Füſſe und Schienbeine wie ein Reiher, aber „ nur halb das Kennzeichen jenes Vogels an der Klaue der Mittelzehe, welche ſich

*) *Le Bec-ouvert blanc des Indes.* S. 219.

„ zwar auf der innern Seite wie eine vorſtehende Spitze erweitert, aber an der Schneide „ nicht gezähnt iſt. „

Zu dieſen von dem Herrn von Büffon angegebenen Kennzeichen will ich noch beyfügen, daß die obere Kinnlade auf dem Rande von ihrer Spitze an bis zur Hälfte ihrer Länge zahnartig gezackt iſt; daß die vordern Zehen bis zum erſten Gelenke mittels einer Haut zuſammengewachſen ſind; und daß ſich die Flügel bis an's Ende des Schwanzes erſtrecken. Der Kopf, der Steiß, der Bauch und die kleinen Flügelfedern ſind weiß; die Federn am Kopf kurz, ſchmal und hervorſtechend: Der Rücken, die Schwungfedern der Flügel und des Schwanzes, ſind ſchwarz: Bey dem obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein ſchwarzer unbefiederter Streif an, und endet ſich nahe am Aug; bey dem untern Winkel des Schnabels entſteht ein andrer ebenfalls ſchwarzer Streif, der ſich bis an die Gurgel hinzieht. Der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe ſind röthlicht gelb.

Dieſen Vogel findet man auf der Küſte Koromandel, aber nur in den Monaten September, Oktober und November: Er hält ſich, wie die Reiher, an den Ufern der Teiche und Flüſſe auf, um dort Fiſche und verſchiedne kriechende Thiere zu fangen, welche ſeine Nahrung ſind.

Die wilde Gans vom Vorgebürg der guten Hoffnung. *)

Dieſe Gattung ſcheint nur eine Spielart von der egyptiſchen Gans zu ſeyn, und hat auch die Geſtalt derſelben: Der Kopf, der Hals, der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes, ſind grau. Das Aug iſt mit einer kahlen kaſtanienbraunen Haut umgeben: Auf der Bruſt iſt ein breiter ſchwarzer Flecken; der Rücken, der Steiß, und die Flügel ſind kaſtanienbraun; am Rande der Flügel ſind einige weiſſe Federn; der Schwanz iſt ſchwarz; der Stern gelb; der Schnabel graulicht, an der Spitze mit Schwarz verwaſchen; die Füſſe ſind roth.

Die wilde Gans mit dem grauen Kopf von der Küſte Koromandel. **)

Sie iſt etwas dünnleibiger als die vorhergehende. Der Kopf iſt aſchgrau; der Hals, der Rücken, der Steiß, der Schwanz, und die kleinen Flügelfedern dunkel er-

*) L'Oie ſauvage du Cap de Bonne-Eſpérance. S. 220.

**) L'Oie ſauvage à tête griſe de la Côte de Coromandel. S. 220.

deröthlicht: Die Bruſt und der Bauch ſind um ein merkliches lichter rothgelb; am Rande der Flügel ſind einige weiſſe Federn; die Schwungfedern der Flügel ſind bis zur Hälfte ihrer Länge ſeidegrün, und am übrigen Theil ſchwarz; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die Dominikaner-Ente vom Vorgebürg der guten Hoffnung. *)

Dieſer Vogel iſt von der Gröſſe einer wilden Ente. Das Geſicht und die Kehle ſind weiß: Bey dem obern Winkel des Schnabels entſteht ein länglichter ſchwarzer Streif, der von dem Auge durchſchnitten wird, und ſich ein wenig hinter demſelben mit einem ſpitzen Winkel endet. Der Hinterkopf, der Hals, und die Bruſt ſind ſchwarz; der Rücken und die kleinen Flügelfedern dunkel aſchgrau, mit zween ſehr licht aſchgrauen Queerſtreifen durchſchnitten: Die Schwungfedern der Flügel und des Schwanzes ſind ſchwarz; der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes hellgrau; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

---

*) *Le Canard Dominiquain du Cap de Bonne-Eſpérance.* S. 221.

Dritter Abſchnitt.

Von den Pflanzen.

Der Hevi, oder der Baum aus Zythere. *)

Spondias Cytherea.

(CXXIII. Tafel.)

Seine Blume hat einen Kelch mit fünf eyförmigen Abtheilungen, und deſſen Länge kaum eine halbe Linie beträgt: Eine Krone mit fünf lanzettförmigen Blumenblättern, die ſich wie ein Stern öffnen, und eine halbe Linie oder ein wenig länger ſind: Zehn Staubfäden, deren Fäden beynahe eben ſo lang ſind wie die Blumenblätter, und davon jeder einen kleinen eyförmigen Staubbeutel trägt. Des Fruchtknotens junge Frucht iſt oben fünftheilicht, als ob fünf derſelben auf dem platten Blumenboden ſtühnden: Jeder Theil endet ſich in einen dicken Griffel, mit einer ſtumpfen Narbe, und iſt etwas kürzer als die Staubfäden. Die Frucht iſt eine Art eyförmiger Nuß, deren äuſſere Schaale oder fleiſchichte Rinde ganz mit Faſern oder Fäden durchflochten iſt, die aus der äuſſern Oberfläche des in dieſer Schaale eingeſchloſſenen Kerns hervorwachſen. Dieſer auf allen Seiten durch faſerichte Spitzen zottichte Kern iſt inwendig in fünf Gehäuſe abgetheilt, davon jedes ein einziges Saamenkorn in ſich hält. Der Baum iſt groß, ſehr gerade; ſein Holz iſt zart, und leicht zu brechen: Er iſt mit einer grünen glatten Rinde bedeckt; ſeine Blätter ſind mit einem ungepaarten Blättchen gefiedert, und aus neun bis dreyzehn eyförmig zugeſpitzten, weitſchichtig untief gekerbten, ganz glatten, mit gleichlaufenden Seitennerven verſehenen Blättchen zuſammengeſetzt. Die Blumen ſind klein und häufig an büſchelförmigen Ranken, die aus dem Winkel, den die Blätter mit dem Stamm machen, hervorwachſen.

Dieſer Baum wurde aus Taiti oder der Inſel Zythere vom Herrn Commerſon, Königlich Naturforſchenden Arzt, der mit Herrn von Bougainville die Reiſe um die Welt gemacht, auf die Inſel France verpflanzt.

---

*) *L'Hevi ou Arbre de Cythére.* S. 222. Der Otaheitiſche Myrobalanenbaum.

P. Sonnerat peinx.

Milsan, Sculp.

P. Sonnerat pinx. Poiſson. Sculp.

P. Sonnerat peinx. Milsan. Sculp.

Wenn man ſeine Aeſte abbricht, und in die Erde pflanzt, ſchlagen ſie leicht Wurzel; und dadurch hat man ihn mit wenig Mühe ungemein vermehren können. Seine Frucht wird von den Bewohnern der Inſel France ſehr geliebt; ihr Geſchmack gleicht einigermaſſen den Renette-Aepfeln, iſt aber doch nicht ganz ſo angenehm.

Wenn dieſer Baum wirklich unter das Geſchlecht der *Spondias* des **Linnäus** gehört, ſo iſt er eine bisher noch unbekannte Art derſelben.

Der Ravenala. *)

Ravenala Madagaſcarienſis.

(CXXIV, CXXV, und CXXVI. Tafel.)

Seine Blume hat einen Kelch, der aus einer gemeinſchaftlichen vielblümigen Scheide beſteht, die oval, lanzettförmig, nach der Länge in zween Theile aufgeſchlitzt, und bey ihrem Urſprung hart und ſehr dick iſt: Dieſe Spatelſcheide enthält zehn bis zwölf Blumen. Ueberdas iſt noch für jede Blume eine beſondere Scheide da, die aus zweyen langen, ſpitzen, weiſſen, dünnern als die gemeinſchaftliche Scheide, und verbleibenden Theilen beſteht, davon jede ihre Blume vor ihrem Aufblühen in ſich geſchloſſen hält: — Eine Krone, welche eine bis zu ihrer Baſis in vier lange, ſchmale, ſehr ſpitze, rinnenförmig gebogene Stücke abgetheilte Hülle iſt. Dieſe Stücke ſind weiß; eins davon iſt dicker als die übrigen, und umfaßt die Zeugungstheile der Blume viel genauer. Dieſe Blumenblätter ſind ſieben bis acht Zoll lang: — Sechs Staubfäden: Ihre Fäden ſind faſt eben ſo lang als die Blumenblätter; am obern Theil ein wenig gekrümmt; von harter und zäher Subſtanz; werden gegen ihre Baſis hin etwas dicker, und ſind ungefähr ſieben Zoll lang. Zween Zoll über ihrer Wurzel hebt ſich eine beſondere Rinne an, die in der innern Höhlung bis zu der oberſten Spitze fortläuft, und in ihrer ganzen Länge mit einem weißlichten befruchtenden Staub angefüllt iſt. Dieſe lange Rinne iſt ein linienförmiges gleichbreites und mit dem ihn unterſtützenden Faden zuſammengewachſenes Staubgefäß: — Ein Staubweg, der aus einem länglichten, auf dem Fruchtboden der Blume ſitzenden Eyerſtock beſteht, woraus

*) *Le Ravenala.* S. 223. Man vergleiche die *Ballia* bey Merian Surinam. Tab. 54. in Linn. Pl. Surin. p. 5 *Globba Sylveſtris Rumph.* Amb. VI. T. 62. 63. *Renealmia exaltata* Linn. Suppl. p. 79. A. d. Ueb.

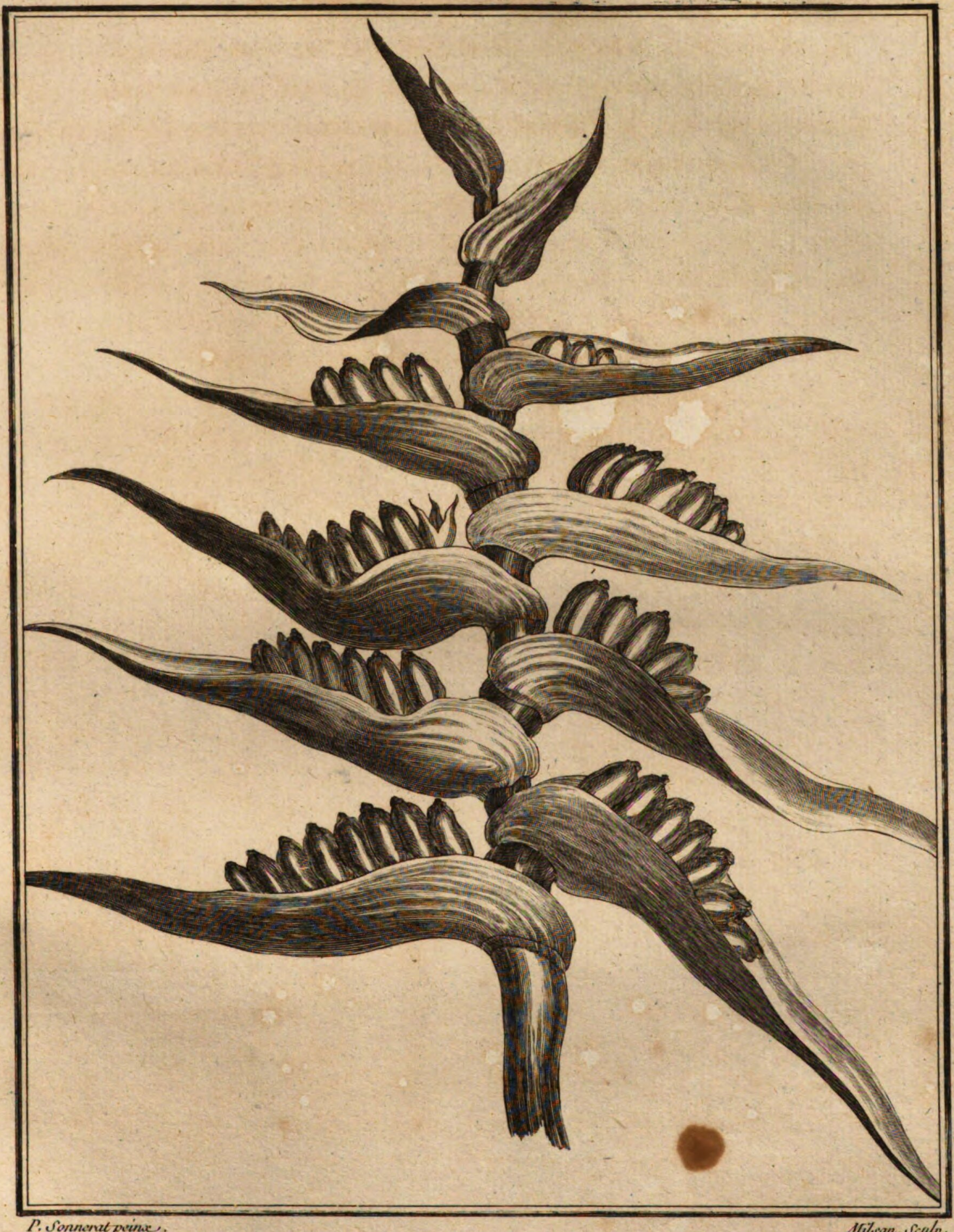
ſich ein Griffel von der Baſis der Staubfäden bis zur Spitze der Blume erhebt, und faſt acht Zoll lang iſt. Dieſer Griffel iſt gerade, ziemlich ſteif, gefurcht, eckicht, beſonders gegen die Baſis hin, und über der Narbe etwas dicker; dieſe Narbe zeichnet ſich durch ſechs kleine emporſtehende Zähne aus. Die Frucht iſt eine länglichte, dicke, lederartige, dreyeckigte, inwendig in drey einſämige Fächer abgetheilte Kapſel. Dieſe Kapſel öffnet ſich von oben in drey Abtheilungen, deren jede der Länge nach in zwo Höhlungen getheilt iſt, welche zwo Reihen von Saamenkörnern in ſich halten. Dieſe Saamenkörner ſind ſchwarz, und jedes mit einem ſchönen himmelblauen Häutchen bedeckt. — Der Stamm dieſer Palmenart iſt gerade, mit zirkelförmigen Narben ſeiner ehemaligen Blätter bezeichnet, und von einem fadenartigen Gewebe: Er wird ſehr hoch, hat keine Aeſte, und iſt mit einem vollkommen ſchönen Blätterfächer gekrönt, der aus der Lage ſeiner Blätter entſteht. — Die Blätter dieſes ſonderbaren Baumes gleichen den Blättern des Piſangbaumes, ſind aber länger und dicker. Der Blattſtiel iſt zween Fuß lang, gegen die Baſis breit, und umfaßt den Stengel, ſo daß die Blattſtiele, die alle dicht neben einander aus dem Stamm hervorwachſen, ſich regelmäßig bey ihrer Baſis durchkreuzen, indem ſie ihre Richtung ſtets auf die entgegengeſetzte Seite nehmen. — Die Spindel des Blumenkolben, welche die Blüthen und Früchte tragen, entſtehen auch auf jeder Seite aus den Achſeln der Blätter, und ſind vermöge der Durchkreuzung der gemeinſchaftlichen Scheiden, welche die Befruchtung in ſich enthalten, gleichfalls in Geſtalt eines Fächers geordnet.

Dieſer Baum gehört in die Familie der Piſang, Muſe, von denen er die ächten Kennzeichen hat; doch macht er ein beſonderes Geſchlecht aus, weil er eine Kapſel mit drey vielſämigen Fächern hat, wodurch er ſich von der *Heliconia* *) des **Linnäus** unterſcheidet, deren Fruchtfächer einſämig ſind; auch von der *Muſa* oder dem ächten Piſang, weil dieſer nur eine Kapſel mit Einem Fache hat.

Der Ravenala findet ſich auf Madagaſkar, und wächst in den Sümpfen. Die Madegaſſen brauchen ſeine Blätter, ihre Häuſer damit zu decken. Man hat ihn auf die Inſel France verpflanzt, wo er ſehr wohl gedeiht. **Flakourt** meldet etwas davon in ſeiner **Geſchichte von Madagaſkar**, und nennt ihn **Voafoutſi**: Er ſagt,

die

*) *Helico niaBihai.* Linn. *Muſa Bihai. Folium menſarium. Rumph.* Amb. V. Tab. 62. Fig. 2. A. d. Ueb.



P. Sonnerat pinx. Milsan, Sculp.

P. Sonnerat pinx. Poisson, Sculp.

die Madagaſſen machen aus dem Deckhäutchen der Saamenkörner Oel, und aus den Saamenkörnern ſelbſt, Mehl, das ſie mit Milch kochen und eſſen. Ich meines Theils habe nie geſehen, daß man einigen Gebrauch davon gemacht.

Der Ravenſara. *)

Ravenſara Aromatica.

(CXXVII. Tafel.)

Seine Blüthe hat einen ſehr kleinen Kelch, der eine Viertel-Linie hoch, und an ſeinem ungetheilten Rand verſtümmelt iſt: Eine Krone mit ſechs ovalen Blumenblättern, welche eine halbe Linie lang ſind, auf dem Kelch liegen, und inwendig behaart ſind; auch von auſſen haben ſie einige kurze Haare: Sechs Staubfäden, deren jeder mit der Wurzel jedes Blumenblattes verwachſen iſt; und ſechs andere, die mit den Blumenblättern abwechſeln, und in die innere Wand des Kelches eingewachſen ſind. Dieſe Staubfäden haben ihre Fäden etwas breit, und ſind ſo kurz, daß ſie nicht auſſer die Blume hervorragen. Sie tragen kleine zugerundete Staubbeutel: Einen Staubweg, der aus einem ſehr kleinen Eyerſtock beſteht, welcher auf dem Grund des Kelches ſitzt, und einen ſehr kurzen Griffel hat, der ſich in eine behaarte Narbe endet. Die Frucht iſt eine runde Nuß von der Gröſſe einer ſchönen Kirſche; ſie iſt von auſſen mit einer dünnen würzhaften Schale umgeben, unter welcher noch eine andre harte, lederartige und ebenfalls würzhafte Schale liegt. Dieſe letztere enthält einen weiſſen Kern, deſſen Obertheil gewöhnlich in ſechs Lappen, ſo wie der Kern einer Nuß in viere, abgetheilt iſt. Der Saft dieſes Kerns hat einen ſcharfen beiſſenden Geſchmack, der die Gurgel angreift, und beynahe beitzend iſt. — Der Baum iſt ziemlich dicke und buſchig: Er hat, gleich dem Gewürznelkenbaum, einen pyramidalförmigen Gipfel. Seine Rinde iſt röthlicht und wohlriechend. Sein Holz iſt hart, ſchwer, ohne Geruch, weiß und mit einigen rothgelben Faſern vermengt. Seine Blätter ſind wechſelweiſe, einfach, eyförmig, ungetheilt, manchmal ein wenig ſpitzig, meiſtens aber ſtumpf, auf beyden Seiten glatt, oben grün, unten weißlicht und et-

*) *Le Ravenſara.* S. 226. Er hat viele Verwandtſchaft mit Befaria reſinoſa. Linn. Suppl. 346. A. d. Ueb.

was wenig meergrün, langnervicht, mit kennbaren Nerven, von einem etwas ſteifen Stoff wie die Blätter des Lorbeerbaums: Jedes dieſer Blätter ſitzt auf einem ſechs Linien langen Blattſtiel. Die Blumen ſind äuſſerſt klein, und gegen den Gipfel der Aeſte hin in mehrere Büſchel eingetheilt, die wenig flatterricht, und davon einer an der Spitze der Aeſte, die zwey oder drey übrigen aber in den Winkeln der äuſſerſten Blätter ſitzen. Die Früchte wachſen einzeln an dem äuſſerſten Ende jedes Aſtes. Man möchte ſagen, ſie wachſen aus andern Aeſten, als diejenigen ſind, ſo ihre Blumen in Büſcheln tragen. Flacourt ſpricht in ſeiner Geſchichte von Madagaſkar von dieſem Baum unter dem Name Voaravendſara.

Ich glaube, es wird nicht überflüſſig ſeyn, wenn ich zur Beſchreibung des Ravenſara noch den Artikel hinzufüge, welchen Herr Cere, Aufſeher des Königlichen Gartens auf der Inſel France, in die Zeitung dieſer Inſel unterm 6 Oktober 1779 einrücken ließ.

„Der Ravenſara (ſagt er) iſt ein Spezerey-Baum auf Madagaſkar, deſſen „Blätter und Früchte etwas von vier uns bekannten Gewürzen an ſich haben. Er „trägt mit fünf oder ſechs Jahren, und blühet zu Anfang des Jenner und Hornung: „Die Blume iſt ſehr klein, und kömmt büſchelweiſe an den Enden der Aeſte und an „den Achſeln der Blätter hervor. Die Frucht braucht zehn Monate um ſich zu ent„wickeln und reif zu werden. Die Madegaſſen ſammeln ſie wahrſcheinlicher Weiſe im „ſechsten oder ſiebenten Monat ein; vielleicht weil ſie dieſelbe an jenem Zeitpunkt „zum Würzen am tauglichſten finden. Der friſch gepflückte Kern vom Ravenſara „hat einen vortreflichen und feinen würzhaften Geruch; aber einen bittern, ſehr ſchar„fen, und beiſſenden, kurz, einen höchſt unangenehmen Geſchmack, der auf die ner„vichten Wärzchen des Schlundes brennt. Solche Eigenſchaften konnten natürlicher „Weiſe dieſe Frucht einem Volke nicht beliebt machen, das noch allzu unwiſſend war, „als daß es hätte vermuthen können, ſie würde durch aufbehalten oder zubereiten „irgend einen ganz andern Geſchmack erhalten. Die Art, die Blätter des Raven„ſara ſo zu bereiten, daß ſie alle ihre Würze behalten, iſt ſehr einfach. Man fädelt „ſie büſchelweiſe zuſammen, und läßt ſie einen Monat lang an der freyen Luft han„gen, damit ſich ihre wäſſerichten Säfte verlieren: Nach Verlauf dieſer Zeit wirft „man ſie in ſiedendes Waſſer, und läßt ſie vier oder fünf Minuten lang darinne:

P. Sonnerat pinx. Poisson Sculp.

„ Darauf trocknet man ſie an der Sonne oder im Schornſtein; alsdann bleiben ſie „ bloß noch mit ihrem Oel geſchwängert, das ſie einige Jahre lang erhält. Auf „ ähnliche Weiſe verfährt man auch, um die Früchte dieſes Baums zu erhalten. „

Die Thomas = Blume. *)

Cadamba Jaſmini - Flora.

(CXXVIII. Tafel.)

Ihre Blume hat einen einblättrigen, kleinen Kelch, der kaum eine Linie lang iſt, von auſſen behaart, hinfällig, und an ſeinem Rande ganz, an dem man nur vier ſehr unmerkbare wellenförmige Erhöhungen ſieht: — Eine einblättrige trichterförmige Krone, die auf dem Eyerſtock ſitzt, eine acht bis neun Linien lange Röhre, und eine in neun Abtheilungen getheilte Mündung hat, welche Abtheilungen oval, und ſtumpf ſind, und ſich in Geſtalt einer Roſe öfnen. Dieſe Krone iſt von Auſſen behaart: — Neun Staubgefäße, faſt ohne Staubfäden, eine Linie lang oder etwas länger, und mit der Krone am Obertheil der Blumenröhre ſo hervorgewachſen, daß ihr Gipfel den Eingang derſelben umgiebt. Des Stempels Fruchtknoten iſt klein, zugerundet, und unterhalb der Blume; ſein Griffel oder Staubweg iſt beynahe einen Zoll lang: Beym Eingang in die Röhre der Blumenkrone hat er einen mäßigen Umſchlag, und endet ſich mit einer kleinen kugelichten Narbe. Die Frucht iſt eine Art grüner kugelförmiger Nuß, welche ſechs abgerundete vorſtehende Ecken hat, ſonſt aber nabelförmig, und oben ein wenig platt gedrückt iſt. Dieſe Nuße enthält einen Kern mit ſechs ſtumpfen Läppchen, und iſt inwendig in ſechs, manchmal auch in neun einſämige Fächer abgetheilt. Jedes Saamenkorn iſt eine kleine länglichte Mandel, von weißlichter Subſtanz. Der Baum wird nicht hoch, und iſt mit einer ſchwärzlichten Rinde bedeckt. Seine Blätter ſitzen gegen einander über, ſind geſtielt, oval, beynahe ſtumpf, fünf bis ſechs Zoll lang, und vierthalb bis vier Zoll breit; ſie ſind ganz glatt, weich, und auf der Oberſeite mit kennbaren Adern gezeichnet. Ihr Stiel iſt anderthalb Zoll lang, röthlichtgelb, und mit kurzen Haaren bewachſen, ſo wie auch die groſſe Mitteläder. Seine Blu-

*) *Fleur de St. Thomé.* S. 228. Iſt nach Linne Nyctanthes hirſuta, die zottichte Nachtblume, welche aber mit Sonnerats Beſchreibung nicht übereinkömmt. A. d. Ueb.

men ſind weiß, und ſehen ſo ziemlich den Jaſmin- oder Nachtblumen-Blättern ähnlich; ſie ſitzen an langen Blattſtielen, die an ihrem Ende zweytheiligt ſind. Dieſe Blattſtiele ſind vier Zoll lang, entſtehen in den obern Achſeln der Blätter, und tragen jeder ſieben bis zehn Blumen.

Dieſer Baum iſt der Kava-pu im *Hortus Malabar.* Tom. IV. p 99. Man findet ihn auf der Küſte Koromandel, wo man ihn wegen dem ſehr angenehmen Geruch ſeiner Blätter in den Gärten pflanzt.

Der Litſchi. *)

Litchi Chinenſis.

(CXXIX. Tafel.)

Seine Blume hat einen ſehr kleinen, nur eine halbe Linie hohen Kelch, der an ſeinem Rand faſt ganz iſt, oder fünf kaum merkbare Abtheilungen hat. Dieſer Kelch iſt auf der Auſſenſeite mit ſehr kurzen, röthlichtgelben Haaren bewachſen, die den Haaren an den Blumenſtielen ähnlich ſind. Er hat eine Krone von fünf Blumenblättern; ſechs oder acht Staubgefäße **), deren Fäden zwo Linien lang, und beſonders gegen das Untertheil der Blume behaart ſind, wo ſie auch etwas dicker werden. Dieſe Fäden tragen jeder einen ovalen Staubbeutel, der unten und oben Einſchnitte hat, und in zwey Fächer getheilt iſt, welche zwey hervorragende Blätterchen bilden wenn ſie offen ſind. — Der Stempel beſteht aus einem beynahe in zwey Lappen zertheilten Fruchtknoten oder Eyerſtock; auf demſelben ſitzt ein Griffel der etwas kürzer iſt als die Staubfäden, und ſich an ſeiner Spitze in zween Aeſte theilt, welche zwo von einander abſtehende Narben ſind. — Die Frucht iſt eine ovale kugelichte Nuß, deren Schale dünn, und mit kleinen Erhabenheiten beſetzt iſt, die, ſo lange die Frucht noch jung iſt, hervorſtechend, ſpitzig und eckigt ſind, und machen daß ſie allenthalben rauh ſcheint; wenn aber die Frucht ausgebildet und reif iſt, ſind ſie ſehr niedrig, und ſehen dann kleinen Bläschen ähnlich, die mit einer runden oder eckigten

*) *Le Litchi.* S. 230.

**) Ich finde in meiner Beſchreibung, die ich von den Blumen des Litſchi gemacht habe, acht Staubfäden ausgeſetzt; ſeitdem ich aber eben dieſe Blumen getrocknet unterſucht, habe ich deren wirklich nicht mehr als ſechſe bemerkt.

P. Sonnerat pinx. Milsan, Sculp.

P. Sonnerat peinx. Milsan. Sculp.

Runzel umgeben ſind. Dieſe Nuß enthält ein Fleiſch das ſehr gut zu eſſen iſt; und mitten in dieſem Fleiſch liegt ein ovaler Kern, der mit einem Häutchen überzogen, und deſſen innere Subſtanz hart iſt wie die Subſtanz der Eichel.

Der Baum iſt groß, die Rinde der Aeſte punktirt, das Holz weiß und weich, und mit vielem Mark verſehen. Seine Blätter ſind geflügelt, und beſtehen aus fünf bis ſieben ovalen, lanzettförmigen, ſpitzen, ganzen Blätterchen, die auf kurzen Blattſtielen ſitzen, einander entgegen geſetzt, und auf beyden Seiten glatt ſind; ſtark erhabne Adern, und auf der Unterſeite eine matte Farbe haben; auf der Oberſeite aber ein wenig glänzend, und mit einer länglichten Furche eingefaßt ſind. Dieſe Blätterchen haben einigermaſſen die Feſtigkeit der Lorbeerblätter. Die Blumen ſind ſehr klein, krautartig, in zerſtreuter Riſpe am Ende der Aeſte.

Dieſer Baum wächst in China: Seine Frucht iſt ſehr angenehm, und eine der beßten im Lande; wenn ſie reif iſt, hat ſie eine röthlichtgelbe oder röthlichte Farbe. Die Chineſer trocknen dieſelbe in Backöfen um ſie aufzubehalten; und ſo zubereitet wird ſie zu einem Gegenſtand des Handels.

Zu eben dieſer Gattung gehört auch die Chineſiſche Longane.

Der Wampi. *)

Cookia Punctata. **)

(CXXX. Tafel.)

Seine Blume hat einen ſehr kleinen, keine halbe Linie hohen Kelch, der aus fünf ovalen Blätterchen beſteht, und von auſſen dünn behaart iſt: — Eine Krone von fünf lanzettförmigen Blumenblättern, welche weit offen ſtehen, oder gegen den Blumenſtiel zurückgebogen, und ungefähr zwo Linien lang ſind: — Zehn Staubgefäße, deren Fäden frey, dünne, und etwas länger ſind als die Blumenblätter; auf jedem ſitzt ein kleiner zugerundeter Staubbeutel. — Der Staubweg iſt ein fünfeckigter, eyförmiger, mit kurzen Haaren umgebener Eyerſtock, welcher auf einem eine halbe Linie langen Stiel ſitzt, der aus dem Boden des Kelchs hervorwächst. Auf dieſem Eyer=

*) *Le Wampi.* S. 231.

**) Zum Andenken des durch ſeine Reiſen allberühmten Kapitän Cook.

ſtock hinwieder ſitzt ein ſehr kurzer Griffel, und an deſſen Ende eine ſtumpfe oder etwas köpfigte Narbe. — Die Frucht iſt eine kleine, ovale, ſechs Linien lange Beere; dieſe iſt grünlicht, ſammetartig, punktirt, und inwendig in mehrere Fächer abgetheilt, davon ich aber nur zwey als fruchtbare bemerkt habe: Jedes enthält ein kleines, länglichtes, hartes und ſchwärzlichtes Körnchen.

Der Baum iſt ziemlich dicke und buſchig; ſeine Blätter ſind federartig mit einem ungehaarten Blättchen, und beſtehen aus ſieben bis eilf Blätterchen, welche oval, zugeſpitzt, ganz, oder mit einem wellenförmig erhabenen Rand verſehen ſind; auf kurzen, glatten, grünen, mit durchſichtigen Punkten geſprenkelten Blattſtielen ſitzen, und abwechſelnd auf dem gemeinſchaftlichen Blattſtiel liegen. Die Blumen ſind klein, und wie eine in Büſchel zertheilte ſchlappe Traube geſtaltet. Die gemeinſchaftlichen und beſondern Blumenſtiele ſind mit kurzer Wolle bedeckt.

Dieſen Baum findet man in China. Die Chineſer zu Kanton pflanzen ihn in die kleinen Gärten, welche den Vorhof ihrer Häuſer bilden.

Der Maſtbaum. *)

Uvaria Longifolia.

(CXXXI. Tafel.)

Sein Blumendeckel iſt klein; beſteht aus drey kurzen, keilförmigen Theilen, und iſt auswendig mit einer weißlichten Wolle bedeckt. Er hat eine Krone von ſechs lanzettförmig ſpitzigen, drey oder vier Linien langen, gelben Blumenblättern: — Eine groſſe Anzahl von Staubgefäßen, welche anſitzende Staubbeutel ſind, oder doch keine merkbare Staubfäden haben, und den Fruchtknoten groſſentheils bedecken: — Mehrere Stempel, welche mehrere und ſo zuſammengedrängte Eyerſtöcke ſind, daß ſie nur einen einzigen auszumachen ſcheinen. Die Griffel ſind ſehr kurz, liegen unter den Staubbeuteln verborgen, und enden ſich jeder mit einer einfachen Narbe. — Die Eyerſtöcke werden zu ovalen, ſtumpfen, geſtielten, einfächrichten Beeren, welche gewöhnlich nur einen zugerundeten Kern enthalten. Die Stiele dieſer Beere entſtehen aus einem gemeinſchaftlichen Boden, welcher zuvor der Mittelpunkt der Blume war.

---

*) *L'Arbre de Mâture.* S. 233. Uvaria Longifolia. Der langblättrige Traubenbaum.

P. Sonnerat pein.x. Poiſson, Sculp.

N.º 132.

P. Sonnerat pinx. Milsan, Sculp.

Der Baum iſt ziemlich groß und ſehr gerade, daher er auch den Namen des Maſtbaums erhalten hat. Seine Blätter ſind einfach, lanzettförmig, ſchmal, ſieben bis acht Zoll lang, glatt, ganz, mit wellenförmigem Rande, ſitzen auf kurzen Stielen, und enden ſich in einen ſpitzen Winkel. Sie ſitzen abwechſelnd an den Aeſten. Die Blumen ſind ziemlich klein, und ſitzen häufig in ſchirmförmigen Büſcheln an den blätterleeren Theilen der Aeſte.

Man findet dieſen Baum auf der Küſte Koromandel. Weil er viel Schatten giebt, pflanzt man ihn in den Gärten um Pondiſchery zu Alleen. Er iſt eine Gattung von dem Traubenbaum (Uvaria) des Linne.

Der Cavalam mit gefingerten Blättern. *)

Sterculia Fœtida.

(CXXXII. Tafel.)

Seine Blume hat einen einblättrigen Kelch, welcher in fünf lanzett=linienförmige und ſternförmig geöffnete Zacken getheilt iſt. Dieſer Kelch iſt baumwollartig und von innen rothbraun, von auſſen behaart und von lichterm Roth: Von dem äuſſerſten Rand einer dieſer Abtheilungen bis zu der gegenüber ſtehenden hat er faſt einen Zoll im Durchſchnitt. Er hat keine Krone: — Vierzehn oder fünfzehn Staubfäden, welche ovale, kleine, faſt anſitzende Staubbeutel ſind, die mit dem wellenförmigen Rand eines kleinen häutigen Kragens, der die Grundlage des Eyerſtocks umgiebt, zuſammengewachſen ſind: — Einen Staubweg, welcher ein kugelförmiger, behaarter Eyerſtock iſt, den an ſeiner Grundlage der Kragen umgiebt welcher die Staubfäden trägt, und der durch einen dünnen, haarichten, gefärbten, vier oder fünf Linien langen Stiel, der aus dem Grund des Kelchs hervorwächst, unterſtützt wird. Aus der oberſten Spitze des Eyerſtocks entſteht ein Griffel, welcher behaart, ungefähr eine Linie lang, und an ſeiner Baſis dünn iſt; gegen das Ende hin etwas dicker wird; über den Eyerſtock oder gegen die Blume hin umgebogen iſt, und ſich mit einer Narbe in der Form eines Stümmels endet.

Die Frucht iſt eine ſtumpf eyförmige Kapſel, davon die eine Seite gerader und

---

*) *Le Cavalam à Feuilles digitées.* S. 234. Sterculia Fœtida. Der kleine Stinkbaum.

minder zugerundet iſt als die übrigen, und die oben eine kleine Spitze hat. Dieſe Kapſel iſt faſt ſo groß wie eine Fauſt; dick, holzicht, einfächerig: Sie öffnet ſich auf einer ihrer Seiten, und hält mehrere eyrunde Körner in ſich. Dieſe Körner ſind durch eines ihrer Enden an zwo Seitenwände der Kapſel in zwo neben einander ſtehenden, parallel laufenden Linien angewachſen, ſo lange die Kapſel noch geſchloſſen iſt.

Der Baum iſt groß und ſehr gerade; ſeine Blätter ſind gefingert, und beſtehen aus ſieben bis neun lanzettförmigen, ſpitzen, ungetheilten Blätterchen, welche aus einem gemeinſchaftlichen am Ende eines langen Blattſtiels ſitzenden Punkt entſtehen. Seine Blumen ſind wie ſchlappe Trauben geformt, und hangen an gemeinſchaftlichen Blumenſtielen, die ungefähr acht Zoll lang ſind.

Dieſer Baum wächst auf der Küſte Malabar. Man pflanzt ihn vor die Häuſer, weil er viel Schatten giebt. Die Indier eſſen ſeine in Aſchen gebratene Körner, die den Geſchmack von Kaſtanien haben. Man hat ihm den Namen **Stinkbaum** gegeben, weil ſeine Blätter wie Menſchenkoth riechen.

Er iſt der *Clompanus major* des **Rumph**; hingegen ſcheint er nicht der **Karil** im *Hort. Malab.* zu ſeyn, wie **Linne** behauptet hat. Von dem *Cavalam* im *Hort. Malab.* unterſcheidet er ſich beſonders durch ſeine gefingerte Blätter.

Der Baumwollenartige Wollſaamenbaum. *)

Bombax Goſſipium. Linn.

(CXXXIII. Tafel.)

Seine Blume hat einen Kelch, der aus fünf ungleichen, länglicht-ovalen Blättern beſteht, die eine ſtumpfe Spitze haben, und von auſſen behaart ſind: — Eine Krone mit fünf Blumenblättern, die ſich wie eine Roſe öffnen, noch einmal ſo groß als der Kelch, und von gelber Farbe ſind: — Eine groſſe Zahl von Staubgefäſſen, deren Fäden ganz frey ſind, aber ſich rings um den Staubweg, bey ihrer Baſis zu vereinigen ſcheinen. Dieſe Fäden ſind um die Hälfte kürzer als die Blumenblätter, und tragen länglichte, gebogene und hornförmige Staubbeutel: — Einen Stempel wel-

*) *Le Fromager à grandes Fleurs.* S. 235.

P. Sonnerat pinx. Milsan. Sculp.

P. Sonnerat pinx. Milsan, Sculp.

welcher ein zugerundeter Eyerſtock iſt, worauf ein Griffel ſitzt, der eben ſo lang iſt als die Staubfäden, und gegen das Ende ein wenig gebogen; wo er um etwas weniges dicker wird, und ſich mit einer einfachen Narbe endet. — Die Frucht iſt eine ſtumpf-ovale, fünfeckigte, behaarte Kapſel, von der Gröſſe eines Quittenapfels, und durch häutige Zwiſchenwände in fünf Fächer abgetheilt. Jedes Fach enthält viele Saamenkörner, welche ey- oder nierenförmig ſind, und an der Hinterſeite einen ziemlich langen Wollbüſchel haben. Dieſe Saamenkörner ſind an einem Ende mit den Häuten, welche die Fächer der Kapſel bilden, zuſammengewachſen.

Der Baum iſt groß. Sein Holz iſt leicht und zerbrechlich, ſeine Rinde grün und beynahe glatt. Seine Blätter ſitzen abwechſelnd an den Aeſten, jedes auf einem langen, dünnen und behaarten Blattſtiel, und ſind bis zu ihrer Hälfte in fünf keilförmige ſpitze Läppchen abgetheilt. Auf der Oberſeite ſind ſie grün, auf der Unterſeite wollicht und weiß, und beugen ſich gemeiniglich über ihren Stiel zurück, ſo daß die Spitzen ihrer Abtheilungen gegen die Erde niederhangen. Die Blumen ſind groß, ſchön, in einfachen Büſcheln auf wollichten Stielen. Die Körner der Kapſel geben, wenn man ſie noch vor ihrer Zeitigung zerreibt, eine ſchöne gelbe Farbe wie Gumi-Gutta.

Dieſer Baum findet ſich auf der Küſte Koromandel. Er iſt der *Bombax goſſipium* des Linne. Ich füge ſeine Abbildung bey, weil er meines Wiſſens nirgends abgebildet iſt. Linne zitirt zwar die 188 Tafel Fig. 2 von Pluknet: Aber jene Figur ſtellt nichts als die Blätter des Baumes vor; und auch dieſe ſcheinen mir gar nicht treffend abgebildet zu ſeyn.

Der Trommelbaum. *)

Tambouriſſa Quadrifida.

(CXXXIV. Tafel.)

Der Trommelbaum, Tambouriſſa oder Tamboureciſſa bey Flacourt, iſt ein vermöge ſeiner Befruchtung ſehr ſonderbarer Baum, und ſcheint eine Mittelgattung zwiſchen den Feigenbäumen und den Dorſtenia (Contrayerva, Widergift) des Linne zu ſeyn. Seine Blumen wachſen in kleinen ungefähr drey Zoll langen Trauben, und ſitzen

*) *Le Bois Tambour.* S. 237.

auf dem alten Holz der Aeſte, ein wenig hinter den Blättern und am Stamm des Baumes. Das, was man für die Blume hält, iſt ein gemeinſchaftlicher Fruchtboden, der vor ſeiner Oeffnung die Geſtalt einer eyrunden Traubenbeere hat, und ſich dann in vier Theile theilt, durch die man die ganze innere Oberfläche ſieht, welche mit einer groſſen Zahl vor ſich einzelner Staubfäden bedeckt iſt. Jeder Staubfaden hat einen länglichten Staubbeutel, der durch eine Furche getheilt iſt, und auf einem Faden ſitzt deſſen Länge das Drittheil einer Linie beträgt. Dieſer ſeiner Länge nach zweyfach geſpaltene Staubbeutel ſchien mir den Griffel des Stempels in ſich zu halten, welcher eine kegelförmige Spitze iſt, etwas kürzer als der Staubfaden; woraus alſo folgt, daß ſo viele beſondere Blumen auf dieſem gemeinſchaftlichen Fruchtboden, als Staubfäden zu ſehen ſind. Nach der Blühtezeit ſchließt ſich dieſer gemeinſchaftliche Fruchtboden ein wenig, wird gröſſer, und verwandelt ſich in einen dicken Apfel, der an ſeinem obern Theil niemal ganz geſchloſſen iſt, ſondern in der Mitte einen leeren Raum oder eine Höhlung läßt. Das Fleiſch dieſer Frucht iſt dicke, und enthält eine groſſe Menge Körner in der Geſtalt einer kleinen Mandel, die mit einer orangenfarbigen Haut bedeckt ſind, und aus der man, nach Flacourt, eine Farbe zubereitet, die der des Amerikaniſchen Orleanbaumes gleich iſt. — Das Holz des Trommelbaums iſt weiß, leicht, und enthält viel Mark. Seine Blätter ſind oval-elliptiſch, faſt ſtumpf, am Rande ganz, ein wenig zähe, glatt, geſtielt, gegen einander ſitzend, und mit einer ſehr merkbaren Mitteläder geſtreift. Die Frucht hängt an einem dicken, kurzen, und holzichten Blumenſtiel, und iſt gewöhnlich mehr breit als lang, ſo daß ſie einer oben plattgedrückten Kugel gleichet.

Dieſer Baum wächst auf Madagaſkar, und auf den Inſeln France und Bourbon. Seine Frucht iſt auf der Inſel France unter dem Namen der Affenäpfel bekannt.

Die vierflüglichte Baniſteria. *)

Baniſteria Tetraptera.

(CXXXV. Tafel.)

Ihre Blume hat einen Kelch von fünf ovalen, ſtumpfen, haarichten, beſtändigen Blättern, die an ihrer Unterſeite grün ſind. Dieſer Kelch iſt an einer Seite und

*) *Le Madablota*, S. 238.

P. Sonnerat peinx. Milsan. Sculp.

an der Grundlage mit einer beſondern dicken zarten Haut verſehen, welche eine Linie lang und eine Sechstheillinie breit iſt: — Eine Krone von fünf Blumenblättern, welche zugerundet, ungleich, am Rande gefranzt, und zweymal gröſſer ſind als der Kelch; jedes ſitzt auf einem ſehr kurzen Nagel, und iſt an der Farbe röthlicht weiß: — Zehn Staubgefäße. Neun Staubfäden ſind kürzer als die Krone; und einer iſt länger und dicker als die übrigen, und ein wenig krumm; ſie tragen kleine weißlichte zweyfächerige Staubbeutel: — Einen Stempel, welcher ein behaarter Eyerſtock iſt, kaum ſo dick als eine kleine Linſe; etwas zuſammengedrückt; mit dem Untertheil feſt an dem Fruchtboden hangend; am obern Rande mit drey kleinen Erhabenheiten verſehen, davon eine einzige einen dünnen Griffel trägt, welcher länger iſt als die Staubfäden, und über die Blume zurückgebogen. Dieſer Griffel endet ſich mit einer einfachen, ſpitzen und hackenförmigen Narbe. — Die Frucht iſt eine holzichte Kapſel von der Dicke einer Erbſe, mit vier Flügeln umgeben, davon der gröſte gerade, fünfzehn bis achtzehn Linien lang, und drey Linien und in der Mitte etwas darüber breit iſt: Die beyden mittlern Flügel ſitzen auf der Seite, und bilden mit dem gröſſern ein Kreutz; der vierte Flügel endlich iſt ſehr klein, und ſteht ſchief zwiſchen den drey übrigen empor. Dieſe Kapſel hat nur Ein Fach, und hält einen zugerundeten Kern in ſich.

Der Baum iſt klein. Seine Blätter ſind einfach, oval, ſpitzig, ungetheilt, an der Unterſeite adericht, und gegen einander überſtehend. Sie ſind vier Zoll und darüber lang, etwas über zween Zoll breit, und ſitzen auf wollichten Blattſtielen, die nur drey bis vier Linien lang ſind. Die Blumen ſtehen am Ende der Zweige in einfachen Strauſſen, oder zwey bis drey Zoll langen ſchlappen Aehren. Die beſondern Blumenſtiele ſitzen reihenweiſe gegen einander über, mit einem kleinen pfriemenförmigen Deckblatt an der Baſis.

Man findet dieſen Baum auf der Küſte Malabar. Die Indier pflanzen ihn in ihren Gärten, und ſchmücken mit ſeinen Blumen ihre Götter.

Er hat einige Aehnlichkeit mit der *Baniſteria* des Linne; unterſcheidet ſich aber dadurch von derſelben, daß ſeine Blumen nur Einen Griffel, und ſeine Kapſel vier Flügel hat.

Die Malabariſche Kardamome. *)

Amomum . Repens.

(CXXXVI. Tafel.)

Der Kelch ihrer Blume iſt eine gemeinſchaftliche einblättrige Scheide, zwölf bis fünfzehn Linien lang, häutig, von auſſen mit feinen länglichten Adern bezeichnet, und von der Seite ihrer Länge nach geöffnet, damit die Kolbe der darin eingeſchloſſenen beſondern Blume hervorbrechen könne. Jede Blume hat eine beſondre Scheide, welche einblättrig, ſechs bis acht Linien lang, häutig, ſehr dünne, und an der Spitze einfach geöffnet iſt, wo ihr Rand zwey kurze ſtumpfe Läppchen bildet. Dieſe Scheide iſt bloß eine ſchlappe cylindriſche Röhre, die ſtatt des Kelches da iſt: — Eine einblättrige Krone, die unter dem Eyerſtock ſitzt, und bey ihrer Grundlage eine dünne, drey Linien lange Röhre bildet. Dieſe Röhre theilt ſich ein wenig über der Hervorſtechung vor die beſondere Scheide, in vier ſichtbare Abtheilungen, davon drey gerade, lanzettförmig, dünne, vier Linien lang, offen und einander gleich ſind; die vierte Abtheilung iſt gröſſer und breiter als die übrigen; der Geſtalt nach etwas ſcheideförmig, und von Farbe weiß, mit einigen violetblauen Streifen: — Ein Staubgefäß, deſſen Faden häutig iſt; er wächst aus dem Boden der Blume hervor, iſt kürzer als die Abtheilungen der Krone, und ſieht einem ſchmalen an ſeiner Spitze abgeſtutzten Züngslein ähnlich. Auf ſeiner obern Hälfte ſitzt ein mit ihm verwachſener Staubbeutel; und der ganze Theil, den der Staubbeutel einnimmt, ſchließt ſich an ſeinem Rand, ſo daß er einen Cylinder bildet, durch welchen der Griffel des Staubweges hervorragt. — Der Staubweg iſt ein zugerundeter, unter der Blume ſitzender Eyerſtock, aus dem ſich in der Krone ein dratförmiger Griffel emporhebt, der durch die von dem Staubbeutel geſtaltete Scheide läuft, eine Viertellinie über dieſelbe hervorragt, und eine ſtumpfe Narbe zeigt. — Die Frucht iſt eine runde Kapſel mit drey zugerundeten Ecken oder Seiten, oben mit einigen gleichlaufenden Adern gezeichnet, und inwendig in drey Fächer abgetheilt, deren jedes einige ſchwärzlichte Saamenkörner enthält. — Die Stengel dieſer Pflanze wachſen in groſſer Zahl neben einander auf, und werden an die

*) *Le Cardamome de la Côte de Malabar.* S. 240.

P. Sonnerat pinx. Milsan, Sculp.

P. Sonnerat pinx. Poiſſon. Sculp.

acht bis zwölf Fuß hoch; ſie ſind einfach, und mit wechſelweiſe ſitzenden Blättern verſehen, welche lanzettförmig, zugeſpitzt, und an ihrer Baſis oder Urſprung verengert ſind, durch die ſie, mittels einer langen den Stengel umſchlieſſenden Scheide, mit demſelben zuſammenhängen. Die Blätter ſind acht bis fünfzehn Zoll lang, über zween Zoll breit, haben unten eine weiſſe ſehr ſichtbare Mittelader, und ſchiefe, gleichlaufende ungemein feine Seitenadern. Die Blumen wachſen aus der Wurzel in anderthalb Fuß langen, auf der Erde liegenden Ranken hervor. Die Blumenſtiele, welche jede dieſer gemeinſchaftlichen Trauben bilden, haben etwas zikzakſtehende Gelenke; und aus jedem Gelenke wächst wechſelweiſe eine beſondere kleine, zween Zoll lange Traube hervor, auf welcher zwanzig, und manchmal noch mehr Blumen ſitzen.

Mit den Kardamomen treibt man auf der Küſte Malabar Handel. Das Gebürg Gate wird in der Gegend von Mahe das Kardamomen-Gebürg genannt, weil daſelbſt eine ungeheure Menge dieſer Pflanzen wild wächst, welche alle die Kardamomen liefern, die in Indien verkauft werden. Die Indier brauchen dieſe Frucht ſehr ſtark; ſie vermengen ihre Saamenkörner mit Betel, und behaupten, daß ſie die Verdauung befördern. Dieſe Saamenkörner haben einen ſehr angenehmen Geſchmack; wenn man ſie im Munde zerdrückt, geben ſie eine angenehme Kühlung.

Dieſe Pflanze iſt die Elettari im *Hort. Malab.* II. Th. 4 und 5 Tafel.

Die groſſe Kardamome aus Madagaſkar. *)

Amomum Anguſtifolium.

(CXXXVII. Tafel.)

Der Kelch ihrer Blume iſt eine für jede Blume eigene, einblättrige, häutige, dünne, röhrichte, und am obern Theil in Geſtalt eines Eſelohrs ſchief geöffnete Scheide, deren Länge beynahe anderthalb Zoll beträgt. Sie hat eine einblättrige Krone, die auf dem Eyerſtock ſitzt, am untern Theil geröhrt iſt, und ſich beym hervorſtechen aus der Scheide in zwo groſſe Lefzen abtheilt, davon eine ganz, und ein wenig hohl, die andere etwas gröſſer, aber auf jeder Seite mit einem kleinen zugeſpitzten Einſchnitt verſehen iſt. — Aus der Röhre der Krone erhebt ſich ein häutiges Zünglein, das

*) *Le grand Cardamome de Madagaſcar.* S. 242.

bey ſeiner Baſis breit iſt, gegen die obere Spitze aber ſchmaler wird, und ſich mit drey Spitzen in Form eines Kreutzes endet, von denen die mittlere die kleinſte iſt. Auf dem Obertheil dieſes Züngleins ſitzt ein mit demſelben verwachſener Staubbeutel, welcher dritthalb Linien lang, und ſeiner ganzen Länge nach geſpalten iſt, als wenn es zween Staubbeutel wären; nämlich an jedem Rand des Züngleins einer: Aber eben dieſes Zünglein vereinigt durch ſeine Beugung die beyden Theile des Staubbeutels wieder, und bildet zugleich eine Scheide, über welche der Griffel queer hinläuft. — Sie hat einen Stempel, der ein oval-länglichter, unter der Blume ſitzender Eyerſtock iſt, und aus deſſen oberer Spitze ein drathförmiger Griffel entſteht, der durch die Krone geht, und in die durch den Staubfaden gebildete Scheide eindringt. Dieſer Griffel, welcher zween Zoll lang iſt, wird gegen ſein Obertheil dicker, und endet ſich mit einer köpfigten, abgeſtutzten, und am Rande behaarten Narbe. — Die Frucht iſt eine röthlichte, oval-länglichte faſt dreyeckigte Kapſel, welche von innen in drey vielſämige Fächer abgetheilt iſt. Die Saamenkörner ſind ſchwarz, und in ein weiſſes Fleiſch eingehüllt, deſſen Geſchmack ſehr angenehm iſt. Wenn man dieſe Körner im Munde zerkäut, verurſachen ſie, wie die Kardamome aus Malabar, eine ungemein angenehme Kühlung. — Die Stengel dieſer Pflanze ſind einfach, mit Blättern, und wachſen in groſſer Menge aus der Wurzel hervor bis auf die acht und zwölf Fuß in der Höhe. Die Blätter ſind ſchmal, ſchwerdtförmig, mehr als einen Fuß lang, an der untern Seite mit einer hervorſtechenden Mittelader und ungemein feinen ſchiefen Seitenadern; ſie ſind an ihrer Grundlage verengert, als wenn ſie geſtielt wären, und umhüllen den Stengel mit einer an der Seite geſpaltenen Scheide. Die Blumen ſitzen in der Geſtalt einer kurzen und gedrängten Kolbe auf einem beſondern zwiſchen den Stengeln aus der Wurzel hervorwachſenden Schaft beyſammen. Dieſer Stiel iſt mit abwechſelnden geſtreiften Schuppen umgeben und bedeckt, die immer breiter werden, je näher ſie bey der Blumenähre ſitzen: Dieſe Aehre iſt nur ſieben bis acht Zoll hoch, und oben dicker als unten.

Die groſſe Kardamome wächst auf Madagaſkar von ſelbſt in Sümpfen. Man hat ſie auf die Inſel France verpflanzt, und ſie gedeiht daſelbſt ſehr wohl.

Flacourt nennt dieſe Pflanze Longouze.

Ich würde ſie eher für den Ingwer (*Amomum Zingiber*), des Linne halten,

P. Sonnerat pinx.

Poisson, Sculp.

und das wegen ihren ſchmalen Blättern; aber ſie unterſcheidet ſich durch ihre Blumenkolbe ſehr von derſelben, wenigſtens nach der Abbildung welche Rheede im II. Th. 12. Tafel des von Linne angeführten *Hortus Malab.* davon giebt.

Der Falſe. *)

Grewia Aſiatica. Linn.

(CXXXVIII. Tafel.)

Seine Blume hat einen Kelch aus fünf lanzettförmigen wollichten Blättern, die von auſſen weißlicht, von innen gelb, und mit drey Adern verſehen ſind: — Eine Krone von fünf lanzettförmigen Blumenblättern, welcher kleiner als der Kelch, und karminroth ſind: Eine groſſe Zahl von Staubgefäßen, deren Fäden länger als die Blumenblätter, und mit dem Eyerſtock verwachſen ſind: — Einen Stempel welcher ein auf einem kleinen Blumenſtiel ſitzender Eyerſtock iſt, auf dem ein Griffel ſitzt; der eben ſo lang iſt wie die Staubfäden, und ſich mit einer kolbenartigen Narbe, oben mit vier kleinen Ecken, endigt. — Die Frucht iſt eine dunkelrothe Beere mit zwey Saamenkörnern.

Die Zweige dieſes Baums ſind mit kurzen Pflaumen bedeckt; ſeine Blätter ſind bey ihrer Baſis herzförmig zugerundet, am Rande gezähnt, unten ein wenig wollicht und mit ſieben Adern gezeichnet, davon die drey größten auf wollichten, nur vier Linien langen Stielen ſitzen. Dieſe Blätter ſind wenigſtens drey Zoll breit, ſitzen abwechſelnd an, und haben bey Entſtehung ihres Stiels zween lanzett-linienförmige Blattanſätze. Die Blumen kommen aus den Achſeln der Blätter gegen das Ende der Zweige hervor; ihre Stiele theilen ſich gemeiniglich in drey Theile, davon ſich einer oder zween wieder in drey oder vier andere abtheilen, und bilden mittelmäßige Riſpen, die noch einmal ſo groß ſind als die Blätter. Die Früchte ſind roth, haben einen ſäuerlich angenehmen Geſchmack, und kühlen. Die Blätter dieſes Baums haben einige Aehnlichkeit mit denen der Haſelſtaude.

Er wird in den Gärten von Pondiſchery gepflanzt. — Man hatte noch keine Abbildung von ihm.

---

*) *Le Falſé.* S. 244. Die Aſiatiſche Grewia; die kleine Kokos.

Die Buchsblättrige Marſana. *)

Marſana Buxifolia.

(CXXXIX. Tafel.)

Ihre Blume hat einen ſehr kleinen einblättrigen Kelch mit fünf ſchmalen und ſpitzigen Zähnen: — Eine Krone von fünf ſchmalen lanzettförmigen Blumenblättern, welche an ihrer Baſis einen dünnen, ſieben bis acht Linien langen Nagel bilden: — Zehn Staubgefäße, deren Fäden ungleich und etwas kürzer ſind als die Krone; auf jedem ſitzt ein kleiner zugerundeter Staubbeutel mit zwey Fächern: Einen Stempel, der ein ſehr kleiner eyförmiger Eyerſtock unten in der Blume iſt, auf dem ein etwas dicker Griffel ſitzt, welcher ſo lang iſt als die Staubfäden, und ſich mit einer köpfigten fünfeckigten Narbe endet.

Die Frucht iſt ein eyförmiger oben etwas zugeſpitzter einfächriger Kern, der eine Mandel oder eine weiche, ſaftige Subſtanz in ſich hält, die allenthalben an der ſie umhüllenden dünnen und holzichten Schaale hängt. Dieſer Kern iſt nicht vollends drey Linien lang, und an der auſſern Oberfläche etwas rauh, wie Chagrin.

Dieſer Strauch wird ſechs bis ſieben Fuß hoch. Seine Rinde iſt graulicht, ſein Holz weiß, nicht ſehr hart, und enthält viel Mark; ſeine Zweige ſitzen abwechſelnd und emporſtehend. Seine Blätter ſind flügelförmig, und beſtehen aus ungefähr ſieben abwechſelnden Blätterchen, welche oval und ganz ſind, und ſich gegen ihre Baſis zu einem Stiel formen; ſie ſind auf beyden Seiten glatt, von ziemlich zerbrechlichem Stoff, und haben viel ähnliches mit den Buchsblättern, denen man ſie auch verglichen hat, indem man dieſe Staude Chineſiſchen Buchs nannte. Er befindet ſich in dem königlichen Garten zu Paris, hat aber bis itzt noch keine Blumen getragen. Ich hab' ihm den Namen Marſana **) beybehalten, unter dem er in dem Pflanzenverzeichniß des königlichen Gartens ſteht.

Der

---

*) *La Marſana.* S. 145.

**) Nach dem Name der Prinzeßin de Marſan, Gouvernante der königlichen Kinder.

P. Sonnerat peinx. Milsan, Sculp.

P. Sonnerat pinx. Milsan. Sculp.

Der Scharlach = Federbuſch. *)

Criſtaria Coccinea.

(CXL. Tafel.)

Seine Blume hat einen einblättrigen Kelch von fünf keilförmigen Zähnen, und iſt von innen behaart: — Eine Krone aus fünf ovalen Blumenblättern von ſchönem Roth, die auf dem Kelch ſitzen. Jedes Blumenblatt fügt ſich ohne ſichtbarem Nagel zwiſchen jeden Zahn des Kelchs inwendig ein: — Zehn Staubgefäße, deren Fäden zweymal länger ſind als die Krone; ſie ſtehen ſehr weit aus der Blume hervor, ſind roth wie die Blumenblätter, und fügen ſich in die innere Wand des Kelches zwiſchen den ihn bedeckenden Haaren ein. Die Staubbeutel ſind klein, eyrund, und durch eine Furche getheilt: — Einen Stempel, der aus einem äuſſerſt kleinen, kaum ſichtbaren Eyerſtock beſteht: Er ſitzt auf dem Boden des Kelches, von wo ſich ein einziger Griffel emporhebt, der über die Blume hervorſticht, aber kürzer iſt als die Staubfäden, und ſich mit einer ganz einfachen Narbe endet. — Die Frucht iſt eine nackte ovale Beere, mit fünf kleinen an den Seiten plattgedrückten Ecken, ſo daß ſie fünf häutige Flügel bilden. — Sein Stengel iſt eine rebenartige, holzichte Ranke, mit ovalen gegen einander ſitzenden Blättern beſetzt, die auf kurzen Stielen ſitzen, glatt, vollkommen ganz, und von ſehr zerbrechlichen Stoff ſind. Seine Blumen ſitzen am Ende, und geſtalten ſchöne riſpenartige Trauben von ſchimmernden Roth. Jede Blume ſitzt auf einem viereckigten, zwo Linien langen Stiel.

Dieſe Pflanze ward aus Madagaskar auf die Inſel France verpflanzt, wo man ſie wegen der Schönheit ihrer Blumen in den Gärten zieht.

*) *L' Aigrette.* S. 247.

Regiſter über beyde Theile.

A.

Abaka, eine Gattung von Piſangbaum. Die Bewohner der Inſel Luzon verfertigen aus den Faſern ſeiner Blätter Leinwand. II. Th. Seite 89

Abaſſis ſind Einerley Volk mit den Peguanern. II. Th. 33

Abeaſton (machen). Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 145

Abendbrod der Indier; worin es beſteht I. Th. 196

Abiſchegam. Worin dieſe Zeremonie beſtehe. I. Th. 211

Abraham (der Patriarch). Einige Geſchichtſchreiber glaubten, er ſey mit Bruma Einerley Perſon. I. Th. 131. Die Bramanen ſind nicht ſeine Abſtämmlinge. 163. Die Kinder, welche er von ſeiner Beyſchläferin Cethura hatte, bevölkerten, nach der Meynung einiger Schriftſteller, Indien. 163

Achem. Handel der Europäer nach dieſem Platz. II. Th. 42. Der König handelt allein mit den Europäern. Zeremonien die man bey ſeiner Audienz beobachten muß. 43

Adamsberg (der) Auf der Inſel Zeylon. II. Th. 77

Aerzte (die Indiſchen), ihre Kenntniſſe und Heilsmittel. I. Th. 94

Amſel (die blaue Chineſiſche); ihre Beſchreibung. II. Th. 147

— — (die kleine Indiſche) mit dem Federbuſch. II. Th. 147

— — (die aus Malakka). II. Th. 148

— — (die von der Küſte Malabar). II. Th. 149

— — (die Chineſiſche Dominikaner). II. Th. 149

— — (die kleine) aus Malabar. II. Th. 150

— — (die graue) aus Gingi. II. Th. 150

— — (die gebüſchte) von Surate. II. Th. 151

— — (die gelbe chineſiſche). II. Th. 152

Anſchlagen (das Haupt), eine Chineſiſche Ehrenbezeugung. II. Th. 27

Aſchte-Gedjams, was ſie ſind. I. Th. 130

Aſchte-Waſſukels. Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 158

Addi, iſt der Monat Julius. I. Th. 255

Addi-puron (das Feſt), welchem Gotte zu Ehren es gefeyert werde. I. Th. 192

Ader-Ali-Kan (der Nabab.) erobert Maiſſur, I. Th. 8. Erobert die malabariſche Küſte. 9. Brandſchatzt Gudelur, 9. Bekriegt die Holländer, 10. Will Kalikut belagern, 10. Brandſchatzt Mahe. 10.

Adidi, die Mutter der Dewerkels. I. Th. 158

Adiſſeſchen (die Schlange) einer von den Namen des Wiſchenu. I. Th. 132. Dient ſtatt eines Seils den Berg Mandregiri zu drehen. 134. Speyt ein ſchreckliches Gift von ſich. 135.

Adiwarage-Perunal (der Gott), ein Name, unter welchem Wiſchenu in ſeinem Tempel zu Tirumaton angebetet wird. I. Th. 137

Adiwe, eine Gattung Indiſcher Füchſe. I. Th. 194

Adrenam, einer der vier Wedams. I. Th. 175

Agini, Gott des Feuers, erhält den ſüdlichen Theil der Welt: Seine Abbildung. I. Th. 157

Aidaputſche. Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 197

Airapadam (der Elephant). Seine Abbildung. I. Th. 135

Allemaron, eine Art Feigenbaum. Auf welche Art er ſich fortpflanze. I. Th. 247

Alompra ſtiftet einen Aufruhr in Pegu; II. Th. 34. Läßt den Offiziers der Galatee die Köpfe abſchlagen. Nimt den König von Pegu gefangen, und läßt ihn hinrichten. 35. Bekriegt Siam. 35. Sein Tod. 36.

Alten (die) glaubten, man könne nicht glücklich ſterben, wenn man ſich die Haare nicht abſchneidet. I. Th. 77

Amater, was ſie ſind, und welchen Rang ſie unter den Schutres haben. I. Th. 46
Amawaſſe, iſt der Tag des Neumonds. I. Th. 260
Amblin, eine von den Moluckiſchen Inſeln; ihre Lage. II. Th. 104
Ambola, eine der Philippiniſchen Inſeln; ihre Lage. II. Th. 100
Ambulle (das Thal), auf der Inſel Madagaſkar; deſſen Boden und Produkte. II. Th. 60
Amurdawali (die Göttin), Tochter des Wiſchenu, Frau des Supramanier. I. Th. 133
Amurdon, der Saft der Unſterblichkeit, und ſeine verſchiedenen Namen. I. Th. 133
Amſterdam, die Beſitzung der Holländer auf Zeylon; deſſen Lage. II. Th. 76
Ananda-perpenade-ſuami (der Gott), ein Name den Wiſchenu, Schiwen und Bruma führen, wenn ſie unter der Geſtalt einer tauſendköpfigen Schlange abgebildet werden. I. Th. 196
Ananda-Wurdon (das Feſt). I. Th. 196
Anaximander; ſeine Meynung über die Erſchaffung der Welt. I. Th. 236
Andon (das), was es ſeye. I. Th. 129
Andrue (die Provinz) auf der Inſel Madagaſkar, ihr Boden und ihre Produkte. II. Th. 57
Angat, die übelthätige Gottheit der Madegaſſen. II. Th. 51
Ani, iſt der Monat Junius. I. Th. 255
Annon, was es ſeye. I. Th. 130
Anomakritus, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Anoſſie (die Provinz) auf der Inſel Madagaſkar; ihre Lage, Boden, und Produkte. II. Th. 56
Anumar (der Gott) dient dem Wiſchenu ſtatt eines Pferdes; ſeine verſchiedenen Namen. I. Th. 146
Antekuda (die Provinz) auf der Inſel Madagaſkar; ihr Boden und ihre Produkte. II. Th. 58
Antige, eine Philippiniſche Inſel; ihre Lage, Handel und Produkte. II. Th. 92
Apis (der Ochſe), iſt eben das was der Darmadewe der Indier. I. Th. 155
Archelaus, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Arekka, eine Palmenfrucht; man vermengt ſie mit Betel. I. Th. 40
Arindody (die Göttin) wird den Neuverehlichten als ein Muſter der Weisheit und Tugend angeprieſen. I. Th. 70
Ariſtoteles, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Aritſchandren, Zeremonien, die man bey den Leichenbegängniſſen vor ſeinem Bilde verrichtet. I. Th. 77
Arunin (der Gott) führt den Sonnenwagen, iſt eben das was der Phaeton der Griechen. I. Th. 105
Arpiſchi iſt der Monat Oktober. I. Th. 255
Arta-Nariſſura (der Gott), ein Name, den Schiwen und Parwadi führen, wenn ſie in Einem Bilde halb Mann halb Frau abgebildet ſind. I. Th. 148
Aſtronomie, iſt ſehr alt bey den Indiern, und in räthſelhaften Verſen verfaßt. I. Th. 104
Atſchadepotu, ein Zeichen welches die Bramanen auf die Stirne machen. I. Th. 37
Ava (das Königreich), deſſen Lage. II. Th. 33. Deſſen Staatsveränderungen. 33—35
Awani, iſt der Monat Auguſt. I. Th. 255
Awani-aoton, das Feſt. I. Th. 194
Awani-mulon, das Feſt. I. Th. 192
Aye-Aye. Deſſen Beſchreibung. II. Th. 107
Ayenar (der Gott) Sohn des Schiwen und Wiſchenu. I. Th. 133
Ayodi, ſcheint Siam zu ſeyn. I. Th. 138

B

Baby (Pulo) eine der Moluckiſchen Inſeln; ihre Lage. II. Th. 105
Bachiam, eine Moluckiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 102

Bachſtelze (die graue Indiſche), deren Beſchreibung. II. Th. 162

Bagawadam (der) in der königlichen Bibliothek iſt nur ein Auszug aus dieſem Puranon. I. Th. 171

Bagula, heißt die Zeit nach dem Neumond. I. Th. 260

Bailli (Herr) verſetzt die Wiege des Menſchengeſchlechts nach Sibirien. I. Th. 2. Behauptet, daß Indien von einem nordlichen Volk ſey bewohnt worden. 3. Irret, da er ſagt, die Indier ſetzen den Mond ober der Sonne, und, das Samſkrutam ſey die Sprache eines ältern Volkes als die Indier. 105, und 108

Baini, ein muſikaliſches Inſtrument. I. Th. 87

Bainier; ihr Rang unter den Schutres. I. Th. 46. Sind Mönche, die den Gottesdienſt in den Tempeln der Mariatale verrichten. 218

Bakim, eine Faktorey der Engländer in Pegu. II. Th. 33

Balapatren (der Gott) ein Name des Wiſchenu, und deſſen Abbildung. I. Th. 139

Bambus, deſſen Beſchreibung und Gebrauch. I. Th. 28

Baniſteria (die vierflüglichte), ihre Beſchreibung. II. Th. 186

Bank Appo (die Inſeln der), ihre Lage. II. Th. 100

Baos, Klöſter in Pegu. II. Th. 39

Baradam, enthält das Leben des Darma-Raja. I. Th. 180

Barmans, Bewohner des Königreich Ava; ihr Gottesdienſt, und ihre Sitten. II. Th. 38—42

Bato (Pulo) unter den Molukken, ihre Lage. II. Th. 105

Baumläufer (der rothrückige chineſiſche) deſſen Beſchreibung. II. Th. 163. (aus Malakka), deſſen Beſchreibung. II. Th. 163. (der graue), deſſen Beſchreibung. II. Th. 164. (der pfeifende chineſiſche), deſſen Beſchreibung. II. Th. 164. (der grüne, vom Vorgebürg der guten Hoffnung) deſſen Beſchreibung. II. Th. 163.

Bayaderen, ihr ächter Name, Tänze, Kleidung. I. Th. 34

Baye (die) St. Auguſtin auf der Inſel Madagaſkar. II. Th. 58. (die) St. Johann auf Madagaſkar. II. Th. 58. (die) St. Luzie auf Madagaſkar. II. Th. 57.

Bazao, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102

Behram (das Feuer) von den Parſis angebetet. I. Th. 34

Bellecombe (Herr von) General-Gouverneur der franzöſiſchen Beſitzungen in Indien; ſeine Ankunft zu Pondiſchery. I. Th. 13. Wird von allen Indiſchen Fürſten bewillkommt. 13. Wird in Pondiſchery angegriffen. 14. Kapitulirt. 18.

Bely (der Rieſe), wird von Wiſchenu geſtraft. I. Th. 137

Berg (der groſſe), deſſen Lage. I. Th. 12

Berghuhn (das) aus der Inſel France; deſſen Beſchreibung. II. Th. 129

Beſchneidung iſt auf Madagaſkar gewöhnlich. II. Th. 52

Betel, deſſen Zubereitung, Gebrauch, und Eigenſchaften. I. Th. 40. Wird bey Heyrathen ausgetheilt. 66. Wird in den Mund der Todten gelegt. 76.

Bienenfreſſer (der gelbe) von der Küſte Koromandel. II. Th. 166

Binde der Bramanen; wenn man ſie bekömmt, woraus ſie beſteht; unter welchen Zeremonien man ſie erhält. I. Th. 39

Blick (den böſen) verſcheuhen; was es ſeye. I. Th. 66

Boa, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 103

Bombaye (die Stadt), ihre Lage. I. Th. 30

Bondillier, ſind aus der Zunft der Schatriers; beſtehen nur noch aus Einer Familie. I. Th. 45

Bonnet, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Bonzen (die) Prieſter des Foe. II. Th. 30

Bourget, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Bouro, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 104

Bouton-Lampo, eine der Philippinen, ihre Lage. II. Th. 101

Bouwa, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 104

Brachmanen ſind die Erfinder der älteſten Religion. I. Th. 161. Europa, Aſien und Afrika haben die erſten Glaubenslehren von denſelben. 162. Ihre Lebensart. 166

Bramanen haben den erſten Rang bey den Indiern. Ihre Abſtammung. Ihre Unterſcheidungszeichen. Ihre Kleidung. Ihre Lebensart. Werden nicht mit dem Tode beſtraft. I. Th. 36—45. Sind nicht die Abſtämmlinge der alten Brachmanen. Ihre verſchiednen Namen. Rotteten die Brachmanen aus. Führten ſtatt des Wedam den Shaſta ein. 162 — 166. Ihr Symbol. 266.

Brammaſſari, junge Bramanen. Ihre Verbindlichkeiten. Ihre Binde, und die Zeremonien bey Erhaltung derſelben. I. Th. 39

Brillenſchlange, wie ſie in Indien heißt. Mittel der Indier gegen ihren Biß. I. Th. 102

Bruma, Gott der Schöpfer. Seine verſchiedenen Namen. Hat keine Tempel. Wird von einigen für Abraham gehalten. War der erſte Geſetzgeber der Indier. Seine Abbildung. I. Th. 129 — 132

Bubil (der Chineſiſche). II. Th. 150

Buda (der Gott), iſt Einerley mit Merkur. I. Th. 105

Budanam (das) Ackergeſchenk, wird von reichen Leuten den Tempeln oder Bramanen gemacht. I. Th. 61

Budda, der Gott der Schinguleſen iſt mit Wiſchenu Einerley. I. Th. 172

Bues, oder Palankinträger. I. Th. 28

Bugis, Philippiniſche Inſeln, ihre Lage. II. Th. 102

Bücher (die heiligen) der Indier. Ihre Ehrfurcht dafür. Ihr Inhalt. In welcher Sprache ſie geſchrieben ſind. Wie viele davon überſetzt ſind. I. Th. 175 — 181

Büffon (Herr von). Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Büſſer (die Indiſchen). Grauſamkeiten die ſie gegen ihren Leib verüben. I. Th. 218

Bumidewi (die Göttin) Frau des Wiſchenu. I. Th. 132

Buri, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87

Buſſard (der kleine ſchreyende). II. Th. 143

C

Cange, Reisbrühe, wird den Reiſenden zur Erfriſchung gegeben. I. Th. 21

Cavalam (der) mit fingerförmigen Blättern; deſſen Beſchreibung. II. Th. 183

Ceram, eine Molukkiſche Inſel ihre Lage. II. Th. 104

Cere (H.) Aufſeher des Königlichen Gartens auf der Inſel France, hat verſchiedne Früchte auf dieſer Kolonie ſehr vermehrt. II. Th. 70

China konnte erſt lange nach Indien und Perſien bevölkert werden. II. Th. 6. Nationen welche dahin handeln. 15.

Chineſer. Ihre Sitten. II. Th. 19. Ihre Unwiſſenheit in der Aſtronomie. 23. Ihr Aberglaube. 26. Ihre Kleidung. 28. Ihr Karakter. 30 — 32.

Chineſerinen. Ihre Lebensart und Kleidung. II. Th. 28

Choiſeul (der Hafen) eine franzöſiſche Beſitzung auf Madagaſkar, ihre Lage. II. Th. 46

Chryſippus glaubt es ſey erlaubt, bey ſeiner Mutter, Tochter, oder Schweſter zu ſchlafen. I. Th. 51

Cittra-Putrin (der Gott); ſein Feſt. I. Th. 191

Coetivi (Herr von) brachte im Jahr 1771 die Gewürze auf die Inſel France. II. Th. 66

Comte (der. Pater le) ſetzt die Bevölkerung

von Kanton irrig auf anderthalb Millionen Menſchen. II. Th. 13
Coſſigni (Herr) macht Entdeckungen über die Pflanzung des Indigo. II. Th. 69

D

Dänen (die) haben Menſchen, Pferde und Hahnen geopfert. I. Th. 174. Ihr Handel nach China. II. Th. 15
Danukobi, der geheiligte Teich im Tempel zu Rameſſurin. I. Th. 216
Danuwandri (der Arzt) kommt aus dem Milchmeer hervor. Seine Abbildung. I. Th. 135
Darmadewe (der Gott), deſſen Abbildung und Tempel. I. Th. 155
Darpenon, was es ſey. I. Th. 212
Dayren Eyland, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Deſcartes, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Deſſaraden (der König), Vater des Rama. I. Th. 138
Dewegi, Mutter des Quiſchena. I. Th. 141
Dewendren, der König der Halbgötter, ſeine Macht und Abbildung. I. Th. 156
Dewerkels (die) ſind Halbgötter. Die Namen der berühmtern. I. Th. 156
Dian, ein Ehrentitel, den die Fürſten auf Madagaſkar annehmen. II. Th. 55
Dibaradane, eine tägliche Zeremonie zu Ehren der Götter. Wie ſie verrichtet wird. I. Th. 210
Diebsinſeln (die); ihre Lage. II. Th. 7
Digon, ein berühmter Tempel bey den Barmane. II. Th. 39
Diwawali (das Feſt), zu weſſen Ehren es gefeyert werde; zu welcher Zeit und auf welche Art. I. Th. 198
Dobaſchi. Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 46
Dorbar, was es ſey. I. Th. 11
Dow (Herr). Sein Werk über die Indiſche Mythologie iſt das beßte. I. Th. 164. Nach ihm ſind die Schaſtas viertauſend achthundert Jahre alt, und nur Kommentarien über die Wedams. 177.
Druiden opferten Menſchen um die Geneſung eines Kranken zu erlangen. I. Th. 174
Duchoiſel (der Bruder) fand ein Mittel gegen eine im Jahr 1770 in Indien graſirende epidemiſche Krankheit. I. Th. 97
Dudu, Indiſche Münzen; ihre Geſtalt und ihr Werth. I. Th. 125
Duhalde (der Pater) gab die Bevölkerung von Kanton unrichtig an. II. Th. 13
Dupleix (Herr) ſchickt einen Geſandten nach Pegu. II. Th. 34
Duprat (der Graf) erobert auf Anſuchen des Samorin, Kalikut. I. Th. 10

E

Ebenholz. Verſchiedene Gattungen davon auf der Inſel France. II. Th. 70
Edetſchery, der Name eines Haufens von Indiſchen Hütten. I. Th. 50
Egypter heiratheten die Mädchen noch ehe ſie mannbar waren. I. Th. 57
Ehebruch. Wie die Bramanen ihre im Ehebruch betroffenen Weiber ſtrafen. I. Th. 45
Eichhörnchen (das) aus Gingi. II. Th. 110
— — — (das groſſe) von der Küſte Malabar. II. Th. 109
Einweihung (die) der Indier, mit welchen Zeremonien ſie vorgenommen wird. I. 54—56
Eisvogel (der Bramanen). II. Th. 148
— — (der kleine) aus Gingi. II. Th. 151
— — (der violetfarbige Indiſche). II. Th. 166
Ekuda-Enwerſe, eine Provinz auf der Inſel Madagaſkar. Ihr Boden und ihre Produkte. II. Th. 60
Elakelake, eine Provinz auf Madagaſkar. Ihr Boden und Produkte. II. Th. 59
Elſter (die rothgelbe Chineſiſche). II. Th. 145
— — (die) aus Makao. II. Th. 146
Empedokles. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Endagarenion (die Wüſte). Rama thut daſelbſt Buſſe. I. Th. 138
Engländer (die). Ihre Verwaltung in Indien. I. Th. 7. 8. Ihre Kriege mit den Indiſchen Fürſten. 9 — 11. Ihre Einkünfte aus Indien. 13. Belagern und erobern Pondiſchery. 14 — 18. Ihr Handel nach China. II. 15. Setzen ſich in Pegu feſt; werden daraus vertrieben. 33/35.
Ente (die Dominikaner=) vom Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 173
Epikur. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Epiphanius (der heilige) Seine Meynung über die erſten Bewohner von Indien. I. Th. 163
Erdemeſſer (die alten), hatten von den Indiern den Gebrauch ihre Figuren in den Sand zu zeichnen. I. Th. 181
Eule (die Chineſiſche). II. Th. 144
— (die kleine) aus Koromandel. II. Th. 145
Ezur=Wedam (der) iſt eben das, was der Iſſuru. I. Th. 175. Das in der königlichen Bibliothek unter dieſem Namen befindliche Buch iſt keiner von den vier Wedams. 180.

F

Fabeln (moraliſche) der Indier. I. Th. 117—121
Falſe (der). II. Th. 191
Fanons, Indiſche Münzen. Ihre Form und ihr Werth. I. Th. 124/125
Faor, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 103
Farogis, ihre Sitten, Religion. I. Th. 51
Fauzer (der Teich). II. Th. 57
Federbuſch (der Scharlach=). II. Th. 193
Feraud (Herr) wird nach Pegu geſandt. II. Th. 36
Feſte der Indier. Wie ſie gefeyert werden. I. Th. 187 u. f.
Fiador (der), ſein Amt. II. Th. 10
Fierien, eine Provinz auf Madagaſkar. Ihr Boden und Produkte. II. Th. 58
Fliegenfänger (der kleine Indiſche ſchwarzrückige). II. Th. 161
Fluß (der ſcharfe) ein Bauchfluß in Indien. Die Art ihn zu behandeln. I. Th. 97
Foe (der Gott) Iſt eben der wie Wiſchenu und Rama. I. Th. Seine Sekte iſt unter den Chineſern die älteſte. II. Th. 30
Fort=Dauphin, eine franzöſiſche Beſitzung auf Madagaſkar, ihre Lage. II. Th. 46
Foule=pointe, eine franzöſiſche Beſitzung auf Madagaſkar, ihre Lage. II. Th. 46
Foutaſche, die Rinde eines Baumes, aus der die Madegaſſen ihr Papier verfertigen. II. Th. 47
Franzoſen (die) verwenden viel, um ſich in Indien feſtzuſetzen. I. Th. 7. Unterſtützen den Fürſten Koringote=Nair. 10. Erbauen die Mauern von Pondiſchery neuerdings. 13. Werden von den Engländern zu Schanderna=gor, Karikal, Maſulipatan, Yannon, Surate und Pondiſchery angegriffen. 14. u. f. Ihr Handel nach China. II. Th. 15. Sie erhalten die Erlaubniß ſich in Pegu feſtzuſetzen. 34.

G

Gagi (Pulo) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102
Galle, eine holländiſche Beſitzung auf der Inſel Zeylon; ihre Lage. II. Th. 76
Ganges, der heilige Fluß. I. Th. 229. Seine Geſchichte nach dem Kandon. 230. Seine Geſchichte nach dem Bagawadam. 231. Die Ehrfurcht der Indier für dieſen Fluß. 232.
Gans (die wilde) mit dem grauen Kopf von der Küſte Koromandel. II. Th. 172
— (die wilde) vom Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 172
Garzia, eine Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 102
Gari (der), die Bauart deſſelben. I. Th. 28
Garten=Ammer (der Chineſiſche). II. Th. 157

Gaſſendi. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Gate, das höchſte Gebürg in Indien. I. Th. 3 Theilt die Jahrszeiten ab. 29.
Gelehrten (die) eine Sekte in China nach der Lehre des Kongfuzee. II. Th. 29
Gengeli (orientaliſcher Seſam). Deſſen Gebrauch. I. Th. 129
Gentil (Herr le). Die Breite der Philippinen wird nach ihm angegeben. II. Th. 84
Gerudin (der Gott), deſſen Abbildung. I. Th. 146
Gerudin-Panſchemi (das Feſt). I. Th. 192
Gewürze, zu welcher Zeit ſie auf die Inſel France verpflanzt werden. II. Th. 66
Geyer (der) aus Gingi. II. Th. 143
— — (der groſſe Indiſche). II. Th. 142
Ginde-Pode (das), deſſen Gebrauch. I. Th. 64
Gingi. Merkwürdigkeiten der Gebürge dieſer Provinz. I. Th. 22, 23
Goa (die Stadt), ihre Lage. I. Th. 30
Godanam (das), ein Geſchenk von Kühen; wie es verrichtet wird. I. Th. 61
Godeman (der Gott), das höchſte Weſen der Peguaner. II. Th. 39
Götter der Indier (die). I. Th. 127. u. f. Aus welchem Metal ihre Bilder ſeyn müſſen. 185.
Götterjagd (das Feſt der). I. Th. 173
Goldſchmied (der Indiſche), ſein Werkzeug und Art zu arbeiten. I. Th. 89
Gordon (Herr), macht in den innern Provinzen vom Vorgebürg der guten Hoffnung wichtige Entdeckungen. II. Th. 75
Gottesdienſt der Indier; worin er beſteht. I. Th. 173
Goudelur (die Stadt); ihre Befeſtigung. I. Th. 20
Grasmücke (die kleine langgeſchwänzte) aus China. II. Th. 161. Die langgeſchwänzte aus Gingi. II. 153. Die ſchwarzköpfige aus China. II. Th. 154. Die groſſe aus Malabar. II Th. 152. Von Pondiſchery. II. Th. 154. Die grünlichte aus China. II. Th. 153.
Gregor XV. (der Pabſt) erlaubt den neubekehrten Indiern die heilige Schnur zu tragen. I. Th. 42
Groolh-Tavali, eine Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 102
Grünfink (der Chineſiſche). II. Th. 157
Gueby, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Guru (die) Patriarchen der Indier, woher man ſie nimmt. Ihre Beſchäftigung I. 39. Verrichten die Zeremonie der Einweyhung. 54.

H

Habicht (der graue) mit geſtreiftem Bauche aus Madagaſkar. II. Th. 140
Häuſer (die) der Chineſer; ihre Bauart. II. Th. 13
— — (die) der Indier; ihre Bauart. I. Th. 27
Hahn (der wilde). II. Th. 116, und 119
Hams (die) ein Name, den die Chineſer den europäiſchen Niederlagen geben. Die Bauart dieſer Gebäude. II. Th. 14
Haniſten (die), ihr Amt. II. Th. 10
Hard (der), deſſen Werth. II. Th. 31
Haſelhuhn (das Indiſche). II. Th. 128
Haſenohren-Inſel (die) unter den Philippinen, ihre Lage. II. Th. 101
Haubenlerche (die) von der Küſte Malabar. II. Th. 158
Heirath der Indier; unter welchen Bedingungen und Zeremonien ſie begangen wird. I. Th. 57 — 72
— — (die kleine) wenn ſie begangen wird. I. Th. 71
Henne (die wilde). II. Th. 125
Heerſchnepfe (die weiſſe Indiſche). II. Th. 170
Heraklitus. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Herbe, ein heiliges Kraut. I. Th. 74
Heſiodus. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Hevi (der) oder der Baum aus Zythere. II. Th. 174
Hippias. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Hol:

Holländer führen einen verderblichen Krieg in Kochin. I. Th. 10. Erhalten in China einen Strich Landes, eine Niederlag darauf zu bauen. II. Th. 8. Ihr itziger Handel nach China. 15.
Homan (das) was es für ein Opfer ſey. I. Th. 55
Hottentoten (die), ihre Sitten. II. Th. 75. Die fleiſchernen Schürzen ihrer Weiber ſind ein Mährchen. 75.
Hottentotenbrod (das) eine Gattung Zwiebel auf dem Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 75
Hü, eine Art Geheul, das die Henkersknechte der Mandarinen in China machen. II. Th. 10
Hundstodt (der), eine Krankheit. I. Th. 98

J.

Jaffanapatnam, eine Beſitzung der Holländer auf Zeylon, ihre Lage. II. Th. 76
Jagrenat, Name eines Fleckens, wo Quiſchena einen Tempel hat. I. Th. 144
— — der älteſte Tempel in Indien. I. Th. 183
Janhar (der Gott), das wohlthätige Weſen der Madegaſſen. II. Th. 51
Jani (das). Woraus dieſe Krankheit entſtehe. I. Th. 101
Jeſuiten (die) werden in China bloß als Zeichendeuter gebraucht. II. Th. 23
Jllura (der Tempel), wie lange man daran baute. I. Th. 183
Jndien. Die Staatsveränderungen dieſes Reichs. I. Th. 7—18. War die Wiege aller Religionen. 161.
Jndier (die) werden für die erſten Bewohner der Erde gehalten. I. Th. 1. Ihr Karakter und Nüchternheit. 24. Ihre Kleidung. 25. Ihre Eintheilung in Stämme. 36. Ihre Einweihung. 54. Ihre Heyrathen. 57. Ihre Leichenbegängniſſe. 73. Ihre Künſte und Handwerke. 85. Ihre Kenntniſſe in der Arzneykunſt. 94. In der Aſtronomie. 104. Ihre Fabeln. 117. Ihre Mythologie. 127. Ihre Glaubenslehren. 161. Beteten ehedem Sonne und Mond an. 165. Ihr Gottesdienſt. 173. Ihr Syſtem über die Schöpfung der Welt. 234. Ueber die Dauer der Welt, und deren verſchiedene Alter. 245.
Jndierinen (die) ſind alle klein von Wuchs. I. Th. 25. Ihre Lebensart und Kleidung. 25—27. Die Wittwen dörfen nicht wieder heyrathen. 58. Legen den Tali ab, um ihren Wittwenſtand anzuzeigen. 69.
Jndri (der). II. Th. 111
Jnſel Bourbon (die), ihre Produkte. II. Th. 71, 72
— — (die Erbſen oder Hühner-), ihre Lage. II. Th. 102
— — France, Nachricht von ihren Bewohnern. Ihr Klima, Boden, und Produkte. II. Th. 65—70
— — (die Runde) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 102
Jnſeln (die Maldiviſchen); ihre Produkte. II. Th. 78—80
— — (die Ratten-) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 102
— — (die) der hohen See unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 100
Jruler (die) werden von den übrigen Stämmen als Thiere betrachtet. Ihr Gottesdienſt. I. Th. 51
Jſanien (der Gott), deſſen Abbildung. I. Th. 157
Juden (die) läugneten die Auferſtehung der Todten. I. Th. 51

K.

Kabar, eine Verſammlung der Fürſten auf Madagaſkar. II. Th. 54
Kadon, was er ſey. I. Th. 130
Kaiſer (der) von China, iſt der höchſte Patriarch der Nation. II. Th. 7. Wie man ihn ehren muß. 20.
Kal pflanzen, was es ſey. I. Th. 65

Kaldeir, der Baum. I. Th. 130
Kalengam (die Schlange). I. Th. 142
Kali (die) Beſchützer der Städte. I. Th. 158
— (die Pflanze), ihre Eigenſchaften. I. Th. 99
Kalikut wird von Ader-Ali-Kan angegriffen. I. Th. 10
Kalin (das) iſt gemeines Zinn. II. Th. 82
Kalkutta die Hauptſtadt der engliſchen Beſitzungen in Bengalen. I. Th. 8
Kalyugam (das) iſt das vierte Weltalter. Wie viel Jahre es in ſich halte. I. Th. 245
Kamadenu (das Feſt). I. Th. 203
— — — (die Kuh), ihre Abbildung. I. Th. 135
Kamaler, was ſie ſind. I. Th. 49
Kambadori (der Gott). I. Th. 145
Kampin-Hoory (die Inſeln) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 104
Kander-Schaſti, das Feſt. I. Th. 198
Kandropa wird König von Ava. II. Th. 36
Kangiwaron (der Tempel). I. Th. 182
Kanjen (der König), ſeine Geſchichte. I. Th. 141
Kannigadanam (das), was es ſey. I. Th. 61
Kanſaeb wird von Mahamet-Aly überwunden und hingerichtet. I. Th. 9
Kanton (die Stadt). Ihre Lage, Gröſſe, und Bevölkerung. II. Th. 12
Karabaos (die Inſeln) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 100
Kardamome (die groſſe aus Madagaſkar). II. Th.
— — — (die Malabariſche). II. Th.
Kare-Patre-Pandarons. Indiſche Mönche. Ihre Lebensart. I. Th. 215
Karikal (die Stadt), eine franzöſiſche Beſitzung auf Koromandel wird von den Engländern erobert. I. Th. 14. Ihre Lage und Handel. 19.
Karkek (die Inſel) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102
Karna (der), ein muſikaliſches Inſtrument. I. Th. 87
Kartige iſt der Monat November. I. Th. 255
Kaſche, eine chineſiſche Münze; ihr Werth. II. Th. 31
Kaſchi-Kaori, Indiſche Mönche. I. Th. 216
Katawarayen, der Gott. I. Th. 207
Katze (die Indiſche wilde) mit ſchwarzen Streifen. II. Th. 112
Kawite, Beſchreibung dieſes Platzes. II. Th. 86
Kawri, ein geheiligter Fluß. I. Th. 229
Kelam, eine Moluckiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 104
Kelkel, ein berühmter Tempel der Peguaner. II. Th. 39
Kernbeiſſer (der Chineſiſche). II. Th. 155
Keſſer, eine Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 105
Kijamai (die) ſind die Wochentage. I. Th. 256
Kitſchana-Patſcham (das), was es iſt. I. Th. 260
Knoten (der) des Bruma. I. Th. 40
Kobroms (die), Tempelthürme auf Koromandel. I. Th. 183
Königsgeyer (der) von Pondiſchery. II. Th. 142
Kolaſtri (der) ein Malabariſcher Fürſt. I. Th. 10
Kolombo, die holländiſche Beſitzung auf Zeylon. Ihre Lage. II. Th. 76
Kolram (der), ein geheiligter Fluß der Indier. I. Th. 229
Kombu (der), ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Kompagnie (die Indiſch-franzöſiſche) erhält die Erlaubniß ſich in Pegu feſtzuſetzen. II. Th. 36
Komprador (der), ſein Amt II. Th. 10
Kondorin (der), ſein Werth. II. Th. 31
Kondubi (der), ein kleiner Haarbüſchel der Bramanen. I. Th. 42
Kondumudi (die), was ſie ſind. I. Th. 104
Kongfuzee, der Chineſiſche Geſetzgeber, und ſeine moraliſchen Schriften. II. Th. 26
Konſtanz (der Hügel), und der gute darauf wachſende Wein. II. Th. 73
Koromandel (die Küſte, ihre Lage, die Be-

ſitzungen der Europäer darauf, ihr Handel, ihre Bewohner, deren Sitten. I. Th. 19—28.
Kredayugam (das) iſt das erſte Weltalter. I. Th. 245
Kuberen, Gott des Reichthums, deſſen Abbildung. I. Th. 157.
Kühkoth wird von den Indiern für heilig gehalten. I. Th. 27
Künſte der Chineſer. II. Th. 20. Künſte der Indier. I. Th. 85. Künſte der Madegaſſen. II. Th. 50
Kukuk (der kleine Indiſche). II. Th. 165
Kuru, Bedeutung dieſes Wortes. I. Th. 158

L

Lakenons (die), ſind die Zeichen des Thierkreiſes. I. Th. 261
Langanam (das) eine Art Faſten. I. Th. 101
Lanka (die Inſel), iſt Einerley mit Zeylon. I. Th. 188
Lao-Kium, eine der vornehmſten Sekten in China. II. Th. 30
Larcien (Pulo) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102
Latſchimi (die Göttin), ihre Geſchichte. I. Th 132
Leibnitz; ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Leichenbegängniſſe der Indier; wie ſie gefeyert werden. I. Th. 73—84
Lerche (die kleine graue) aus Gingi. II. Th. 158
Libako, eine Philippiniſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 101
Lingam (der) iſt das Bild worunter Schiwen angebetet wird. Urſprung ſeiner Verehrung. I. Th. 148
Litſchi (der). II. Th 180
Lombeau (die Inſel) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 105
Lüzon (die Inſel) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 84. Sitten ihrer Bewohner. 87. Ihre Produkte. 90.
Luſtſeuche (die), wie ſie von den Indiern behandelt wird. I. Th. 99
Liſtſching entthront den Kaiſer aus China. II. Th. 31

M

Madagaſkar (die Inſel). Häfen auf derſelben. II. Th. 46. Verſchiedne Gattungen von Menſchen, welche darauf wohnen. 47. Landesprodukte. 55. Beſchreibung einiger ſüdlichen Provinzen. 55—61. Bemerkungen über die epidemiſchen Fieber dieſer Inſel. 61.
Maddu-Pongol, das Feſt. I. Th. 201
Madegaſſen (die), Name der Bewohner von Madagaſkar. Ihre Kleidung. II. Th. 48. Ihre Sitten. 52.
Madras (die Stadt). Ihre Lage und Befeſtigung. I. Th. 20
Mänaten (die), was ſie ſind. I. Th. 94
Magudi, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 88
Mahalige-Patſchon (das Feſt). I. Th. 196
Mahe (die Stadt); ihre Lage und Handel. I. Th. 30
Mahor-Naomi (das Feſt). I. Th. 197
Maillet. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Makao (die Stadt), eine Beſitzung der Portugieſen an der Mündung des Fluſſes Kanton. II. Th. 8
Maki (der wollichte). II. Th. 112
Malabar (die Küſte). Ihre Lage, Name und Eintheilung. I. Th. 29. Beſitzungen der Europäer auf derſelben. 30. Handel und Sitten der Einwohner. 30. Ward von Paraſſurama geſtaltet und verflucht. 141.
Malakka (die Stadt), eine Beſitzung der Holländer auf der Malaiſchen Halbinſel. Ihre Lage, Handel und Produkte. II. Th. 89
Malambus (die), eine Menſchenart auf Madagaſkar. II. Th. 47
Manar-Suami, der Gott; ſeine Tempel. I. Th. 156

Manard, eine Beſitzung der Holländer auf Zeylon; ihre Lage. II. Th. 76
Manatan (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 61
Manatinge (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 56
Mandar, ein Fluß auf Madagaſkar. II. Th. 57
Mandarinen (die). Ihre Macht über das Volk, und Ehrfurcht vor dem Kaiſer. II. Th. 17. Ihre Kleidung. 28.
Mandregiri (der Berg), deſſen Geſchichte. I. Th. 134
Mandrere (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 60
Manilla (die Stadt) auf den Philippinen. Ihre Lage, Bevölkerung, Regierungsform und Handel. II Th. 85
Manipa (die Inſel) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 104
Manmadin (der Gott); ſeine Abbildung. I. Th. 132
Manmagon (das Feſt). I. Th. 203
Margazi, iſt der Monat Dezember. I. Th. 255
Margoſier, der Baum. I. Th. 100
St. Maria (die Inſel), ihre Lage. II. Th. 46
Mariafale (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 58
Mariatale, die Göttin der Kinderpocken. Ihre Geſchichte. I. Th. 205
Marſana (die Buchsblättrige). II. Th. 192
Maſchikores (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 59
Maſſe (die), ihr Werth. II. Th. 31
Maſſi, der Name des Februar. II. Th. 255
Maſſi-Magon (das Feſt). I. Th. 202
Maſtbaum (der). II. Th. 182
Matalan, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 35
Matalan (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 55
Mature; die Beſitzung der Holländer auf Zeylon; ihre Lage. II. Th. 76
Maye, Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 141
Meere (die ſieben) der Indier. I. Th. 145
Meerenge (die franzöſiſche) auf den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102
Meiſe (die) von der Küſte Malabar. II. Th. 159
— — (die) von Nanking. II. Th. 160
— — (die kleine) vom Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 160
Meleſſus-Zareta; ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Menampanie (der Fluß) auf Madagaſkar. II. Th. 56
Meru (der Berg), ſeine Lage. I. Th. 104
Meſſain (Herr von) läßt die Geheimniſſe des Tempels Scheringam überſetzen. I. Th. 129
Meſſen (das) der Schiffe in China, wie es verrichtet wird. II. Th. 10
Miao, eine Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 102
Mindanao, die Philippiniſche Inſel. Beſitzungen der Spanier auf derſelben. II. Th. 93
Mindoro, die Inſel. II. Th. 92
Moar (Pulo) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 103
Molukken (die Inſeln). Ihre Lage. II. Th. 95 Karakter, Sitten und Religion ihrer Bewohner. 96.
Mudewi (die Göttin), ihre Abbildung. I. Th. 135
Münzen (Indiſche). Ihre Namen und Werth. I. Th. 123
Muyelagin (der Rieſe). I. Th. 151

N

Nagaputſche (das) wie, und von wem es verrichtet wird. I. Th. 212
Nagar, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Nagaſſaram, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Najige (das) macht vier und zwanzig unſrer Stunden. I. Th. 104
Nairs (die) ihr Rang und Freyheiten. I. Th. 32
Nandigeſſurer, ſeine Beſchäftigung und Abbildung. I. Th. 155
Narſinga-Jeinti (das Feſt). I. Th. 191

Nashornvogel (der) aus Gingi. II. Th. 167
— — — — (der) von der Küſte Malabar. II. Th. 168
Natſchetron (das) was es iſt. I. Th. 259
Negapatnam (die Stadt), ihre Lage und Handel. I. Th. 20
Negerinſel (die) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 101
Negombo, eine Holländiſche Beſitzung auf Zeylon. II. Th. 76
Negraille (groß und klein) Faktoreyen der Engländer in Pegu. II. Th. 33
Nelikurvi (der) aus Madagaſkar. II. Th. 166
Nerpu-tirunal (das Feſt). I Th. 207
Nirudi, König der Teufel, ſeine Abbildung. I. Th. 157
Niwarty, eine Klaſſe von Tugenden. I. Th. 225
Nodi (der) was es iſt. I. Th. 256
Nußheher (der kleine Chineſiſche). II. Th. 146

O

Obaraſſon, worin es beſteht. I. Th. 191
Oby, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Oelmühle (die) der Indier; derſelben Beſchreibung. I. Th. 92
Effenſchnabler (der weiſſe Indiſche). II. Th. 171
Olegerlanda-perunal, ein Name des Wiſchenu. I. Th. 129
Olles (die) ſind Palmenblätter, worauf die Indier ſchreiben. I. Th. 115
Ombay, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 105
Opeou (der), ſein Amt. II. Th. 10
Otu, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Quilt (Herr) der Engliſche Rathsmann wird aus China verjagt. II. Th. 17

P

Padalon (das) was es iſt. I. Th. 130
Paeni-kaori, Indiſche Mönche. I. Th. 216
Pagoden, Indiſche Münzen. I. Th. 123
Pagoden (die ſieben) ein alter Tempel. I. Th. 182
Palankin (der), ſeine Bauart. I. Th. 28
Paliakate (die Stadt), ihre Lage und Handel. I. Th. 21
Pambe, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Panay (die Inſel), ihre Lage. II. Th. 92
Pandarons (die), Indiſche Mönche. I. Th. 215
Pandjangam (das) ein aſtronomiſches Buch der Indier; was es enthält. I. Th. 37
Pandjangankarers (die), ihr Rang und Beſchäftigung. I. Th. 37
Pangumi, iſt der Monat Merz. I. Th. 255
Pangumi-Utron (das Feſt). I. Th. 203
Panjakartagel, was es ſey. I. Th. 235
Pannimei, Bedutung dieſes Worts. I. Th. 101
Pantare, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 105
Paornomi (das Feſt) I. Th. 199
Papagey (der kleine) aus Malakka. II. Th. 165
Papus (die); ihr Karakter und Sitten. II. Th. 97
Parangi. Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 49
Paraſſurama (der Gott); ſeine Thaten. I. Th. 140
Pariam (der), was er iſt. I. Th. 59
Parias (die); ihr Rang, Verachtung und Beſchäftigung. I. Th. 47
Pariekure (das), was es iſt. I. Th. 60
Parkit (der groſſe Chineſiſche). II. Th. 166
Parſis (die) beten das Feuer an. I. Th. 34
Parupu (das), deſſen Gebrauch. I. Th. 103
Paruwon (das), iſt der Tag des Vollmondes. I. Th. 260
Parwadi (die Göttin). I. Th. 148
Patriarch (der) ſein Amt in den Indiſchen Tempeln. I. Th. 185
Pegu, ſeine Lage, Revolutionen, Handel und Produkte. II. 33—45
Peguaner (die), ihr Gottesdienſt und ihre Sitten. II. 38/41
Peneſe (das) der Haarbüſchel der Chineſer. II. Th. 28

Perleberg (der) auf dem Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 74
Pfau (der kleine) aus Malakka. II. Th. 135
Phelo (der Gott), wird von den Chinesern am Ende der Welt erwartet. I. Th. 145
Philippinen (die), ihre Lage, und die vornehmſten Beſitzungen der Spanier auf dieſem Archipel. II. Th. 84—95
Philo, ſeine Meynung über Sonne, Mond und Sterne. I. Th. 157
Pigot (der Lord) kömmt nach Oſtindien; ſein Schickſal daſelbſt. I. Th. 11—13
Pikaſches (die) eine Art Poltergeiſter. I. Th. 159
Pikote (die) ihre Beſchreibung. I. Th. 91
Piſſang (Pulo) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102
Plato. Seine Meynung über Sonne, Mond und Sterne. I. Th. 157. Ueber die Schöpfung der Welt. 236.
Plot, Reis aus Pegu, ſeine Eigenſchaft. II. Th. 45
Pocken (die) ſind in Indien epidemiſch, wie ſie geheilt werden. I. Th. 99
Poivre (Herr) pflanzt Gewürze auf die Inſeln France und Bourbon. II. Th. 66
Pollear, ein geheiligter Fluß. I. Th. 229
— — (der Gott), ſein Rang, Abbildung und Verehrung. I. Th. 153
Pollear-ſchaoti (das Feſt). I. Th. 195
Pondiſchery (die Stadt), ihre Lage und Uebergabe an die Engländer. I. Th. 14—18
Pongis (die) Prieſter in Pegu. II. Th. 40
Pongol, das gröſte Feſt der Indier I. Th. 200
Ponne (der), ſein Werth. I. Th. 59
Portugieſen (die); ihre erſten Reiſen nach China und ihr Schickſal daſelbſt. II. Th. 7. Ihr Handel. 15.
Potagons (die), Körbe, welche man bey Heyrathen und Leichbegängniſſen braucht. I. Th. 63
Prawarty, eine Klaſſe von Tugenden. I. Th. 225
Prayatſchitam (das), was es iſt. I. Th. 75
Pretaſchi, iſt der Monat September. I. Th. 255
Preuſſen (die) handelten ehedem nach China. II. Th. 15
Prox, eine Würze der Peguaner. II. Th. 41
Puranons (die), heilige Bücher der Indier; ihr Inhalt und Anzahl. I. Th. 178
Puſſa, eine Gottheit in China, ihre Abbildung. II. Th. 9
Putſchari (die), Indiſche Mönche. I. Th. 217
Putſche (das), und deſſelben Zeremonien. I. T. 209
Pythagoras lernte von den Indiern die Seelenwanderung. I. Th. 162. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. 236.

Q

Quedarawurdon (das Feſt). I. Th. 198
Quedil (das Feſt). I. Th. 204
Quiſchena, ein geheiligter Fluß. I. Th. 229
— — — (der Gott), ſeine Geſchichte. I. Th. 141

R

Radi (die Göttin). I. Th. 133
Rama (der Gott), ſeine Geſchichte. I. Th. 138
Ravenala (der). II. Th. 175
Ravenſara (der). II. Th. 177
Rawanaſtron, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 88
Rebhuhn (das) aus Gingi. II. Th. 130
— — (das rothe Madagaſkariſche). II. Th. 132
— — (das) von Pondiſchery. II. Th. 129
Regianus. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Reis (der), auf was Art er gebaut wird. I. Th. 90
Rieſen (die). Ihre Eintheilung. I. Th. 159
Ringelfalke (der Indiſche). II. Th. 141
Rodrige (die Inſel); ihre Lage. II. Th. 106
Rouloul (der) aus Malakka. II. Th. 136
Ruhegebäude (die), ihre Bauart. I. Th. 21
Rupien (die), Indiſche Münzen, ihre Form und ihr Werth. I. Th. 123

S

Sabon, eine Vermaledeyung. I. Th. 151
Sadras (die Stadt), ihre Lage und Handel. I. Th. 21
Sadryugam (das), oder die vier Weltalter. I. Th. 246
Sakliels (die), was ſie ſind. I. Th. 50
Sakol, eine Philippiniſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 101
Salagraman (der Stein), deſſen Beſchreibung. I. Th. 146
Salame (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 59
Salcette (der Tempel). I. Th. 183
Saliwagana (die Aere des). I. Th. 247
Salzbaum (der). Die Madegaſſen brauchen ſeine Blätter ſtatt des Salzes. II. Th. 49
Sambuange auf der Inſel Mindanao; deſſen Lage, Bewohner und Produkte. II. Th. 93
Samitu (das), Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 68
Sammonokodon (der Gott) wird von den Siamern am Ende der Welt erwartet. I. Th. 145
Samorin (der). Zeremonien bey ſeiner Krönung. I. Th. 31
Samſkrutam (das), die alte Sprache der Brachmanen. I. Th. 108
Samſu (das) ein Getränk der Chineſer. II. Th. 11
Sandelholz (das), woher man es nehme. Seine Eigenſchaften. I. Th. 30
Sandiwane (das), worin es beſteht. I. Th. 212
Sani (der Gott). I. Th. 103
Saniaſſi (die) Indiſche Mönche. Ihre Lebensart. I. Th. 214
Saraſſuadi (die Göttin), ihre Geſchichte und Abbildung. I. Th. 131
Saringam, eine Philippiniſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Satadewens (die) Indiſche Mönche. I. Th. 217
Sattia-Wiraden (der König), rettet ſich aus der Ueberſchwemmung. I. Th. 134
Schalembron (der Tempel). I. Th. 182
Schalles, Stoffe aus tibetiſcher Wolle. I. Th. 26
Schamam, was es ſey. I. Th. 256
Schandernagor (die Stadt), wird von den Engländern erobert. I. Th. 10
Schappe (die) ein Reiſepaß in China. II. Th. 9
Schatriers (die), der zweyte Stamm der Indier. I. Th. 36. 45
Schipuron (der) ſeine Dauer. I. Th. 245
Schirangam der Tempel. I. Th. 182
Schiruten, was ſie ſind. II. Th. 91
Schittere iſt der Monat April. I. Th. 255
Schiwapati (die), Anhänger des Schiwen. I. Th. 170
Schiwen, Gott der Zerſtörer. Seine Namen und Abbildung. I. Th. 147
Schmied (der Indiſche). Sein Werkzeug und Art zu arbeiten. I. Th. 89
Schodelet (das), der Ort wo man die Verſtorbenen verbrennt. I. Th. 77
Schuhmacher (die Indiſchen), ihre Werkzeuge, Rang, und Beſchäftigungen. I. Th. 90
Schün-tſchi, ein Katariſcher Fürſt, gelangt auf den Chineſiſchen Thron. II. Th. 31
Schürze (die) die Bekleidung der Indiſchen Weiber. I. Th. 25
— — (die), der Madegaſſen. II. Th. 48
Schulias (die), ihre Beſchäftigung und Religion. I. Th. 93
Schutres (die) machen die vierte Zunft bey den Indiern aus. Ihre Eintheilung. I. Th. 46
Schwalbe (die groſſe Chineſiſche). II. Th. 155
Seele (die) Syſtem der Indier über die Seele. I. Th. 168
Seelenwanderung (der Lehrſatz von der) wird von Wiſchenu gelehrt und von Pythagoras aufgenommen. War die Grundlage von der Religion der Egypter, Griechen und Juden. I. Th. 162
See-Rebhühnern (von den). II. Th. 169
Seeſchellen (die Inſeln). II. Th. 72
Seſoſtris theilt die Indier in Stämme. I. Th. 36

Shaſtas (die), ihre Anzahl und Inhalt. I. Th. 176
Siao, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Siriam (die Stadt) in Pegu; Niederlaſſung der Franzoſen daſelbſt. II. Th. 34
Sokrates. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Sommes (die Chineſiſchen), ihre Bauart. II. Th. 24
Songila-patſchan, die Zeit des wachſenden Mondes. I. Th. 260
Sorgon, das Paradies des Dewendren. I. Th. 156
Soucy, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Spanier (die) zu Manilla. Ihr Handel nach China. II. Th. 15
Specht (der) aus Malakka. II. Th. 164
Spinoſa. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Sprache (die Induiſche). I. Th. 107
— — (die Tamuliſche). I. Th. 109
Stämme (Caſtes), ihre Eintheilung. I. Th. 36—53
Stri-Rama-Naomi (das Feſt). I. Th. 203
Sucht (die fallende) iſt in Indien bekannt. Wie ſie dort heißt, und was für Mittel dagegen gebraucht werden. I. Th. 99
Sukrin (der Gott). I. Th. 105
Supramanier (der Gott), deſſen Abbildung. I. Th. 154
Surate (die Stadt); ihre Lage, Nationen die Faktoreyen dort haben, ihre Bewohner und ihr Handel. I. Th. 33—35
Sutta, die Zeit nach dem Neumond. I. Th. 260

T

Tadins (die), Indiſche Mönche. I. Th. 217
Taele (die), eine idealiſche Münze der Chineſer, ihr Werth. II. Th. 31
Tafel-Inſel (die) unter den Molukken. II. Th. 105
Tagals (die) Bewohner der Inſel Luzon. II. Th. 87
Tai, der Monat Jenner. I. Th. 255
Tai-puſchon (das Feſt). I. Th. 202
Takamakaholz. II. Th. 70
Tal (der), ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 34
Tali (der) was er iſt. Die Beſchreibung deſſelben. I. Th. 69
Talingaſprache (die). I. Th. 108
Tamatawe auf Madagaſkar, deſſen Lage. II. Th. 46
Tamtam (der) ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Tamuler (die), ihr Karakter und Sitten. I. Th. 23
Tandrek (der kleine) von Madagaſkar. II. Th. 114
Tangin (das Gift). II. Th. 54
Tanſchaur; deſſen Lage und Revolutionen. I. Th. 11
Tarrán (der chineſiſche). II. Th. 157
Tarre (der) ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 88
Taube (die holländiſche). II. Th. 137
Tayolanda, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Thee (der), verſchiedne Arten deſſelben. II. Th. 15
Teiche (heilige) ſind bey jedem berühmten Tempel. I. Th. 184
Tempel (die) der Chineſer, ihre Bauart. II. Th. 22
— — (die) der Indier, ihre Bauart und Einweihung. I. Th. 182—186
Teroton, oder der Wagenumzug. I. Th. 189
Thales. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Thas (der), ein Peguaniſches Maß. II. Th. 37
Thierkreis; Namen der Zeichen deſſelben bey den Indiern. I. Th. 261
Thomas-Blume (die). II. Th. 179
Tidis (die), Namen der Mondestage. I. Th. 258
Tiger (der) oder der gelbe Fluß. II. Th. 12
Timor, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 105

Tir-

Tirkangi, ein geheiligter Fluß. I. Th. 202
Tirunal (das Feſt). I. Th. 188
Tirupadi (der Tempel). I. Th. 182
Tirwalur (der Tempel). I. Th. 182
Tok (der) ein Getränk der Madegaſſen. II. Th. 52
Tredayugam, das zweyte Weltalter. I. Th. 245
Trimurti, eine Gattung von Dreyeinigkeit bey den heidniſchen Indiern. I. Th. 128
Trinquebar (die Stadt), ihre Lage. I. Th. 19
Trinquemale auf Zeylon, deſſen Lage. II. Th. 76
Trommelbaum (der). II. Th. 185
Tſchimbe (die Pflanze). I. Th. 101
Turteltaube (die braune Chineſiſche). II. Th. 138
— — — (die graue Chineſiſche). II. Th. 137
— — — (die groſſe Chineſiſche). II. Th. 139
— — — (die) von der Küſte Malabar. II. Th. 140
— — — (die kleine) aus Queda. II. Th. 138
— — — (die) von Surate. II. Th. 139
— — — (die graue) von Surate. II. Th. 140
— — — (die) vom Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 139
Turti (der), ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Tuwabarayugam, das dritte Weltalter. I. Th. 245
Tyrunamaley (der Tempel). I. Th. 182

U

Uduká, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Violon (der) zum Baumwolle kämmen I. Th. 192
Vira-ombe (der) aus Madagaſkar. II. Th. 154
Vorgebürg (das) der guten Hoffnung. Deſſen Boden und Produkte. II. Th. 73—75
Vorgebürg (das) St. Maria auf Madagaſkar; deſſen Lage. II. Th. 58
Urikati-tirunal (das Feſt). I. Th. 195
Urſchendi, die kleine Faſten. I. Th. 191
Uſankuei, der Chineſiſche General, ſchlägt den Uſurpator Lyſtſching. II. Th. 31
Utraſchon, der Saame einer Frucht. I. Th. 215
Vulkansinſel (die) unter den Molukken, ihre Lage. II. Th. 105

W

Wachtel (die groſſe Chineſiſche). II. Th. 133
— — (die kleine) aus Gingi. II. Th. 134
— — (die braune) aus Madagaſkar. II. Th. 133
— — (die groſſe Madagaſkariſche). II. Th. 132
Waikondon, das Paradies des Wiſchenu. I. Th. 139
Wairewert (der Gott), deſſen Abbildung. I. Th. 154
Waiſchenawins (die), Indiſche Mönche. I. Th. 217
Wamen (der Gott). I. Th. 137
Wampi (der). II. Th. 181
Wampu, die Chineſiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 9
Warlaſchimi-Noembu (das Feſt) I. Th. 192
Warron. Bedeutung dieſes Wortes. I. Th. 130
Waruſche-Parupu (das Feſt). I. Th. 190
Waſſer (mineraliſche warme) findet man auf Madagaſkar. II. Th. 60. Auf dem Vorgebürg der guten Hoffnung. 74. Auf der Inſel Lüzon. 90.
Watapatraſchai (der Gott). I. Th. 247
Wayaſſi, der Monat Mai. I. Th. 255
Wayu, Gott des Windes; deſſen Abbildung. I. Th. 157
Weber (der Indiſche), ſeine Art zu arbeiten. I. Th. 90
Wedams (die), heilige Bücher der Indier. Ihre Anzahl, Name, Inhalt und Geſchichte. I. Th. 175
Weders (die), ihre Lebensart. I. Th. 51
Weihwaſſer wird in dem Hauſe eines Verſtorbenen ausgeſprengt, um es zu reinigen. I. Th 74
Weſter, die Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 105
Willier (die), ihre Lebensart. I. Th. 51
Wine, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 88
Wiriapambu (die Schlange); Mittel der Indier gegen ihren Biß. I. Th. 102

Wiſchamarondu (das), Gebrauch und Eigenſchaften desſelben. I. Th. 102
Wiſchenu (der Gott), ſeine Attributen, Namen und Verwandlungen. Seine Abbildung. Seine Erſchaffung. I. Th. 132 — 147
Wiſtling (der Indiſche). II. Th. 162
Wiſton. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Wodward. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Wollſaamenbaum (der Baumwollenartige). II. Th. 184

X

Xakka, Gott der Japaner, iſt eben das was Wiſchenu. I. Th. 172
Xulla (die Inſeln) unter den Molukken, ihre Lage. II. Th. 104

Y

Yagamons (die), heilige Bücher der Indier; ihre Zahl und Inhalt. I. Th. 177
Yamen, Gott des Todes; ſeine Abbildung. I. Th. 157
Ykouſſi, die Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 105
Yolo (die Inſel) unter den Philippinen; ihre Lage und Produkte. II. Th. 95

Z

Zaphe-Rakimuſchi, Name der Fürſten von Manatau auf Madagaſkar. II. Th. 61
Zaphe-Raminie, Name der Fürſten von Matalan auf Madagaſkar. II. Th. 56
Zaphe-Raniu, Name der Fürſten von Matinge auf Madagaſkar. II. Th. 56
Zeichen (das) der Indier, dadurch ſie ihre Sekte anzeigen. I. Th. 37. u. f.
Zekinmedu, Nachfolger des Kandropa, ſeine Siege. Sein Brief den er an die franzöſiſch oſtindiſche Kompagnie ſchrieb. II. Th. 36
Zenik (der) der Hottentoten. II. Th. 114
Zeno. Seine Meynung über Sonne, Mond und Sterne. I. Th. 157. Ueber die Schöpfung der Welt. 236.
Zenopides, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Zeylon (die Inſel), Beſitzungen der Holländer darauf. II. Th. 76. Produkte und Handel. 77.
Zibetkatze (die) von Malakka. II. Th. 113
Zimmerman (der Indiſche), ſein Werkzeug und Manier zu arbeiten. I. Th. 89

Verbeſſerungen.

Im I. Th. S. 91. und noch öfter kömmt die Pflanze Gengeli vor, welche orientaliſcher Seſam iſt.

Im II. Th. S. 70. Z. 2. Steinpflanzen (Madrepores) l. Sternkorallen. — S. 75. Z. 1. von unten (LXXXV. Tafel). l. LXXXV. und LXXXVI. Tafel. — S. 88. Z. 26. eine Art Kraut (Gänſefuß), l. Jamaikaniſcher Pfeffer. — S. 102. in den Anmerkungen Z. 9. v. unt. Pulo-Gay, l. Pulo-Gagy. — S. 104. in d. An. Z. 2. Geram l. Ceram. — S. 105. in d. A. Z. 31. Lambeau, l. Lombeau. — S. 137. nach die holländiſche Taube muß eingeſchaltet werden. (CI. Tafel).

Das Original der Reiſen des Herrn von Sonnerat iſt von ſeiner Nation mit Beyfall aufgenommen worden, und die darauf erfolgte Kritik der Sorbonne machte das Publikum noch begieriger, ſie zu leſen. Sie ward Veranlaßung, daß der beträchtlichſte Theil der Auflage inner 14. Tagen in Paris verkauft war.

Wenn auch wir mit unſrer Ausgabe unſerm Verſprechen genug gethan haben, ſo iſt die Zufriedenheit unſrer Pränumeranten uns eine wichtige Belohmung, und wir zweifeln nicht, noch mehrere Käufer zu finden, obſchon wir anitzt den Preis erhöhen, und das Werk für drey alte Louisd'or verkaufen. Es iſt billich, daß diejenigen, die uns mit Vorſchuß an Gelde begünſtigt haben, den Vortheil des geringern Preiſes genieſſen, da wir aus dieſem Vorſchuſſe die Unternehmung zum Theil machen konnten.

Wir haben es uns auch für das künftige zur Regel gemacht, unabweichlich Wort zu halten, wo wir auf koſtbare typographiſche Unternehmungen Pränumerationen ausſchreiben, und wir glauben damit, den Credit der Pränumeration feſtzuſetzen. — In dieſer Rückſicht kündigen wir abermahl zwey Werke an, die wir zu drucken angefangen, und mit Vorſchuß herauszugeben gedenken.

Herr Willhelm Coxe, Kaplan des Herzogs von Marlborough, und Mitglied des Kollegiums zu Kambridge, hat ſich bereits durch ſeine Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politiſchen Zuſtand der Schweitz; durch ſeine Bemerkungen über die Gefängniſſe in Rußland; durch ſeine Geſchichte der Rußiſchen Entdeckungen zwiſchen Aſien und Amerika ꝛc. dem leſenden Publikum rühmlichſt bekannt gemacht. Jedermann ſchätzt in ihm den ſcharfſichtigen Beobachter, den gründlichen Hiſtoriker und Staatenkenner, und den ſorgfältigen und angenehmen Reiſebeſchreiber, der mit Wahrheit, Gründlichkeit, und Genauigkeit auch noch die Reitze einer blühenden Schreibart in ſeinen Schriften verbindet.

Dieſer gelehrte Engländer iſt itzt beſchäftigt, ſeine letztere groſſe Reiſe herauszugeben; und wir haben bereits alle Anſtalten getroffen, dieſelbe ſobald möglich in einer deutſchen Ueberſetzung zu liefern, unter dem Titel:

Reiſe durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark. Mit Kupfern und Karten, zween Bände in 4to.

Jedermann wird ſich einen ziemlich vortheilhaften Begriff von der Wichtigkeit dieſes Werkes machen können, wenn wir ihm nur die Hauptplätze anzeigen, durch welche der Verfaſſer ſeine Reiſe machte, die er mit allen ihren Merkwürdigkeiten aus jedem Fache beſchreibt, und welche folgende ſind:

Erſtens, auf der Reiſe durch Polen, die Städte Krakau, Warſchau, Grodno und Minſk. Von da geht er nach Rußland über, nach Smolensk, Moskau, Twer, Nowgorod, Petersburg und Wiburg. Weiters folgen die Gegenden von Schweden, Abo, Inſel Aland, Stockholm, Upſal, Weſterås, Torshella, Gothenburg, Karskrona und Helſingborg. Endlich ſchließt er mit den Däniſchen Plätzen, Helſingör, Koppenhagen, Odenſee, Schleswig, Kiel und Hamburg.

Um ſeine Beſchreibungen theils deutlicher, theils angenehmer zu machen, bereichert Herr Coxe ſein Werk mit folgenden Karten und Kupfern: 1) Karte von Polen und den getheilten Provinzen. 2) Europäiſches Rußland. 3) Südliches Schweden. 4) Dänemark. 5) Plan von Moskau. 6) Petersburg. 7) Stockholm. 8) Kanal bey Wyſchnei Wolotſchok von dem Baltiſchen in das Kaſpiſche Meer mit dem Kanal vom Ladoga. 9) Kanal von Kiel. 10) Das Porträt der Kaiſerin von Rußland. 11) des Königs von Polen. 12) Pugatſchef. 13) ein Rußiſcher Bauer in ſeinem Putz. 14) ein Rußiſches Bauersweib, und 15) ihr Söhnchen. 16) ein Polniſcher Edelmann. 17) die Schwediſche National-Hoftracht. 18) verſchiedne Frauenzimmer und Herren, und 19) noch einige andere.

Aus dieſer wiewohl äuſſerſt gedrängten Anzeige leuchtet ohne Zweifel jedermann ein, wie lehrreich und unterhaltend dieſes Buch werden müſſe, beſonders da es uns Nachrichten von Ländern und Gegenden liefert, die man bisher nur wenig und ziemlich unzuverläßig kannte.

Das Werk wird im Original ungefehr 140. Bogen betragen, und iſt der Vorſchuß zwey Guineen. Für unſere Ausgabe wählen wir Sonnerats Format, Schrift und Papier. Da wir aber die Zahl der Bogen in unſerm Formate nicht genau beſtimmen können, und dahin abzielen, das Werk in dem billichſten Preiſe zu liefern, ſo wollen wir uns nach dem Verhältniß der Bogen bezahlen laſſen, und berechnen jeden Bogen mit drey Kreutzer, oder neun Pfenninge Sächſiſchen Geldes, alſo das Alphabeth von 23 Bogen, mit 17 Groſchen 3 Pfenningen, in alten Louisd'or à 5 Rthlr.

Was nun die Kupfer betrift, ſo ſind derſelben einige zwanzig, die wir durch geſchickte Leuthe den Originalen in allen Theilen gleich werden copiren laſſen. Dieſe Kupfer bezahlt man uns, das Stück mit 2½ ggr. oder 10 kr.

Würde nun unſere Ausgabe der Engliſchen in der Bogenzahle gleich kommen, ſo wäre unſer Total-Preis mit den Kupfern mehr nicht, als etwa 5 Rthlr. 22½ ggr.

Bey dieſem Preiſe fodern wir 1½ Ducaten Vorſchuß für beyde Bände, und erſt nach Beendigung des Werks, wenn wir die Bogenzahl wiſſen, bezahlt man uns den Reſt des Preiſes, zugleich bey Auslieferung des 2ten Bandes.

Den 1ten Band gedenken wir am Ende dieſes Jahrs zu liefern, und ſpäteſt mit Pfingſten 1784. den 2ten und letzten.

Nach Verlauf der Pränumerations-Zeit erhöhen wir den Preis um ¼.

II.

Die Denkwürdigkeiten Maximilian von Bethüne, Herzogs von Süllh, die von ihm ſelbſt niedergeſchrieben worden, ſind zu bekannt, als daß wir eine ausführliche Nachricht davon geben dürfen. Sie enthalten das Leben Heinrich IV. und Süllh; alſo eine Reihe von Jahren, in welchen Frankreich die wichtigſten Revolutionen in der Kirche und dem Staat hatte; Sie ſchlieſſen uns das Herz des größten Königs und des größten Staatsminiſters auf.

Der auffallendſte Beweis, wie ſehr dieſe Denkwürdigkeiten von der Franzöſiſchen Nation immerfort geſchätzt und geleſen werden, ſind die vielen Ausgaben. Wir könnten einige daher nennen, die in der alten Sprache nach der Handſchrift getreu,

nachher aber mit Weglaſſung wichtiger Stellen, in die neue Sprache überſetzt, herausgekommen ſind.

Dieſes höchſt ſchätzbare Werk gedenken wir in deutſcher Ueberſetzung zu liefern. Die Ausgabe, deren wir uns bedienen, iſt die neueſte, zuverläßigſte und vollſtändigſte, die im Jahre 1778. in 10. med. Duodez-Bänden herausgekommen iſt. Sie enthält ſehr viele Anmerkungen und Zuſätze der Herausgeber, die zur Berichtigung und Erläuterung des Textes nothwendig ſind. Auch dieſe werden wir beybehalten, und unſere Ueberſetzung, auf ſchönes weiſſes Pappier gedruckt, in 6. oder 7. ordentliche 8vo Bände bringen.

Der Vorſchuß-Preis für dieſes Werk iſt **vier Reichsthaler Sächſiſch Geld**, in Louisd'or à 5. Rthlr. Zween Reichsthaler werden ſogleich bey Eingebung des Namens bezahlt, dafür liefern wir den allbereit gedruckten 1ten und 2ten Band, franco in Leipzig, oder in Zürich aus. An der künftigen Herbſtmeſſe erſcheinen der 3te und 4te Band, bey deren Empfang die 2te Hälfte des Vorſchuſſes erlegt wird. Die Folge des Werkes, oder den 5ten und folgende Bände liefern wir, wo immer möglich, an der Oſtermeſſe 1784. ohne weitere Nachzahlung. Nach Beendigung des unten angeſetzten Pränumerations-Termins erhöhen wir den Preis dieſes vollſtändigen Werks um $1\frac{1}{2}$. Rthlr.

Die Namen der Tit. Pränumeranten werden beyden Werken beygedruckt; wir bitten uns alſo dieſelben beſtimmt anzuzeigen.

Der Pränumerations-Termin fängt mit itzt an, und endigt ſich mit dem Monat November 1783.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands werden Pränumerationen angenommen; wer ſich ſonſten derſelben beladen will, erhält das eilfte Exemplar gratis. Briefe und Gelder bitten wir uns Poſtfrey aus.

Zürich, im April 1783.

Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Bericht an den Buchbinder,

welchen Seitenzahlen er die Kupfertafeln einzuverleiben hat.

Nro.	Seite.	Nro.	Seite.
LXXXI.	12.	CXI.	152.
LXXXII.	18.	CXII.	156.
LXXXIII.	29.	CXIII.	158.
LXXXIV.	75.	CXIV.	159.
LXXXV.	Ebendaſelbſt.	CXV.	160.
LXXXVI.	107.	CXVI.	163.
LXXXVII.	109.	CXVII.	Ebendaſ.
LXXXVIII.	111.	CXVIII.	166.
LXXXIX.	112.	CXIX.	Ebendaſ.
XC.	Ebendaſ.	CXX.	167.
XCI.	113.	CXXI.	168.
XCII.	114.	CXXII.	171.
XCIII.	Ebendaſ.	CXXIII.	174.
XCIV.	119.	CXXIV. }	175.
XCV.	125.	CXXV. }	175.
XCVI.	128.	CXXVI }	175.
XCVII.	129.	CXXVII.	177.
XCVIII.	132.	CXXVIII.	179.
XCIX.	135.	CXXIX.	180.
C.	136.	CXXX.	181.
CI.	137.	CXXXI.	182.
CII.	Ebendaſ.	CXXXII.	183.
CIII.	140.	CXXXIII.	184.
CIV.	142.	CXXXIV.	185.
CV.	Ebendaſ.	CXXXV.	186.
CVI.	145.	CXXXVI.	188.
CVII.	146.	CXXXVII.	189.
CVIII.	147.	CXXXVIII.	191.
CIX.	Ebendaſ.	CXXXIX.	192.
CX.	148.	CXL.	163.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sonnerat, Pierre,

Reise nach Ostindien und China auf Befehl des Königs unternommen vom Jahr 1
774 bis 1781

Bd.: 2

Zürich (1783)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/4Hist.pol.97r(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11298439-6
VD18 15462269-001